



Wilhelm von Scholz / Gesammelte Werke

Ausgabe zum 50. Geburtstag des Dichters

W i l h e l m v o n S c h o l z

Gesammelte Werke

Walter Häddecke Verlag, Stuttgart
1 9 2 4

PT 2638 . Q73 1924
Bd 3

Den Bühnen gegenüber Handschrift. Alle Rechte, einschließlich
der Übersetzungsrechte in fremde Sprachen, vorbehalten. Das
Aufführungsrecht ist zu erlangen durch den
Dreimaßkenverlag, Berlin
Copyright 1924 by Walter Häddecke Verlag, Stuttgart

Einbände nach Entwürfen von Professor E. R. Weisk, Berlin
Schrift: Tiemann-Graktur / Satz- und Druckeranordnung: Paul Gunkel, Stuttgart
Druck: Stähle & Friedel, Stuttgart

D r i t t e r B a n d

Der Schauspiele zweiter Teil

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

Vertauschte Seelen
Die Komödie der Auferstehungen

Personen

Gadlallah, der König
Zemrouda, die Königin
Babelbek, oberster Eunuch
Kalab, ein Bettler
Ein Greis
Zamruk, eine Leiche
Speerträger des Königs
Erster Minister
Zweiter Minister
Dr. Tertan, Leibarzt
Ein Turmwächter
Erster Wachsoldat
Zweiter Wachsoldat
Erster Bürger
Zweiter Bürger
Käsebieb, ein Schankwirt
Hosenschlitz, ein Schneider
Wadenhaar, ein Fischer
Ein Wucherer
Bathsabad, eine Witwe
Ein ganz dicker Greis
Margiana, ein Mädchen
Oheim der Margiana
Tante der Margiana
Ein Totengräber
Eine Frau aus dem Volke
Erster Sklave
Zweiter Sklave
Ein Strolch
Ein Junge
Stumme, Hofstaat, Volk

Die Handlung spielt in dem asiatischen Königreich Mousel. Die Szene ist vor dem Schloß der Königin, vor dem eine breit vorspringende Altane, die vorn in Stufen zu einer Gittertür hinabführt. Seitlich schließt ein Tor mit Zinnengang an, durch das die Straße zur Stadt führt. Links ein Haus mit Tamtam am Tor. Rechts eine Straße, ein Häuschen mit Schweinekoben. Ein Brunnen. Es ist Spätnachmittag, der langsam in den Abend übergeht. — Später Nacht und nächster Morgen

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Turmwächter (auf der Zinne des Thors).

Frieden mit euch allen! Kehrt vom Felde
heim, ihr Männer, laßt die Pflugschar ruhn,
laßt Gott bei uns rasten, arme Pilger,
steigt vom Roß, ihr Reiter aus der Wüste!
Denn der große Schatten des Gebirges
breitet seine wolkenlose Schwinge,
überholt den schnellsten Läufer bald.

Frieden mit euch allen! Frieden! Frieden!

(Während Gruppen Heimziehender durchs Thor schreiten, neben dem
der Bettler Kalab hockt, langsam ab.)

Zweiter Auftritt

Turmwächter abgehend; Kalab, Bathsaabad. Gleich darauf
kommen Käsebier, Hosenuschli, Wadenhaar

Kalab (immer leicht stotternd, schielt hinauf).

Manchmal s-spuckt er nach dem „S=Frie=ieden“.

Sicherer ist es unterm T=Thor!

Bist du w=weise, sieh dich vor! (Rückt zur Seite.)

Bathsabad (kommt aus dem Häuschen, in der linken Hand einen
dampfenden Topf, rechts einen Spaten nachziehend; sie gibt Kalab
den Topf und lehnt den Spaten an).

So! nun mäste dich, du Faulpelz!

Kalab (schnüffelt vorsichtig, grinst).

Ist es auch nicht Muck, der Täuberich?

Bathsabad (gibt ihm eine Ohrfeige; dann klagend).

Den will ich jetzt hier begraben.

(Sie nimmt einen Vogelbalg aus dem Busen und vergräbt ihn;
währenddessen:)

Weißt du auch, ich brauchte gar nicht
dir zu kochen! und ich werd' es
jetzt auch nicht mehr tun, bis du
erst mit mir zum Radi gehst,
mich zur Frau nimmst!

Kalab (essend). Ich versprech' es.
 Bathsaabad. Wart', wenn du noch einmal wagst,
 nach den Sklavinnen zu schielen
 in den königlichen Gärten,
 die dort Wasser schöpfen!
 Kalab (essend). N=niemals!
 Bathsaabad. Dummkopf! Und versteck' den Topf!
 Leute kommen. Niemand schenkt dir
 einen Heller, sieht er so dich!
 (Nimmt den Topf, versteckt ihn, ab ins Haus.)
 Kalab. Diese dr=dreie geben doch nichts!
 Hosenschlit. Wieder bei der Arbeit, Kalab?
 Käsebie. Immer fleißig?
 Wadenhaar. Beißt was an?
 Kalab (noch essend, deutet auf Wadenhaar, der sich unablässig kratzt).
 Da bei=eißt manches! — Ihr t=tut auch nichts,
 Hosenschlit und K=Käsebie!
 Höchstens W=Wadenhaar ist fleißig.
 (Deutet auf das Kratzen.)
 Käsebie. Böse Zeit! Mein Schank geht schlecht.
 Niemand will mehr saufen, Kalab!
 Hosenschlit. Mir borgt niemand Stoff mehr, Kalab!
 Wovon soll ich Kleider schneiden?
 Wadenhaar. Ich fang' nichts. Was soll man machen?
 Kalab. Was man m=machen soll? Das fra=agt ihr?!
 Die Regierung stürzen, den K=König
 umbringen, daß es be=besser wird.
 Geht! Ihr seid ja T=Tröpfe!
 Hosenschlit. Hast du
 so gescheite Pläne, Kalab,
 führe sie aus! Was sitzt du hier?
 Käsebie. Ja, wahrhaftig! Hockt am Boden
 wie die Neige und beschimpft
 uns, die Blume!
 Kalab. Die nur Sch=Schaum ist.

Käsebieer. Neige, du bist Hefe!

Kalab. Tro=ollt euch!

Wadenhaar. Führ' uns an, du Karpfenmaul!

Kalab. Wenn der Au=Augenblick erst da ist!

Käsebieer. Damit redest du dich aus!

Kalab. Fragt doch in der go=oldnen Palme
bei L=Lastträgern, R=Ruder knechten,
wie die Stimm=immung ist. Dann sag's mir!

Hosenschliß. Ganz so dumm ist's nicht.

Käsebieer. Wir können
ja mal in die Palme gehn!

Wadenhaar. Gut. Das Netz wird ausgeworfen!
(Die drei ab durchs Thor.)

Kalab (allein). Trö=öpfe! Trö=öpfe! Werden reden,
biß man ihre St=Stimme zuschnürt
mit dem Hängest=strick. Die Tröpfe!

Dritter Auftritt

Kalab. Auf der Altane Zemrouda, Babelbek. Später Sad=
lallah, Speerträger, (Seele des Greises im) Zamruk, Jagd=
knechte
(Ein Hornruf ertönt hinter der Szene.)

Zemrouda. Horch! ein Hornruf!

Babelbek. Dort im Parke
streift die Jagd!

Zemrouda. So kommt der König.
(Während des Folgenden immer unruhig ausspähend.)

Babelbek. Herrin, hört! Nehmt doch Vernunft an!

Was ist denn der Männer Liebe,
daß Ihr Euch so plagt und härmt?
Gar nichts Höheres! Ein niedrer,
tierischer Trieb. Sagt gnädigst: ist nicht
unser täglicher Verkehr
schöner, edler, reiner? — Denkt dran,
daß die Eifersucht ein Laster,
schlimmer als der Trunk!

Zemrouda. Du freilich,
du Eunuch und Narr, begreiffst
nie die Eifersucht.

Babelbek. Was sagt Ihr?
Ich nicht eifersüchtig? Ich?!
Glaubt mir, ich kenn' Eifersucht.
Masrur, der Eunuch des Kadi —
wißt Ihr, der ganz große Dicke —
ist mir stets ein Dorn im Herzen,
wenn ich auf dem Markt ihn treffe
beim Gemüsekauf. Er trägt nur
Seide, — ich, der Diener einer
Königin, ich geh' in Wolle!
Schämen muß man sich. Ihr solltet
mir auch einen seidenen Kittel
machen lassen. Feuervot!

Der des Masrur ist nur blau.

Zemrouda. Für dich ist das richtige: Wolle!

Babelbek. Noch ein Beispiel meines Eifers.

Niemals könnte ich's ertragen,
daß Ihr einen zweiten Sklaven
als Eunuchen um Euch hieltet,
als persönlichen Eunuchen!

(Er trommelt.)

Niemals! niemals! niemals! niemals!

Zemrouda. Wenn ich es nun wollte —?

Babelbek.

Würde

ich mich Eurem Gatten stehlen
und verkaufen! Doch jetzt wünsch' ich,
daß Ihr Euch mit ihm versöhnt
und, von Sinnenplage frei,
los von kranker Liebessehnsucht,
ganz der Kunst Euch widmet, Herrin!
Daß, wenn wir Sonette lesen,
wie sie sie jetzt wieder dichten,
brünstig-wilde, schleimig-flüssige,
oder ein zweimal gepriesenes

Narrendrama oder einen
Lebenslaufroman, der breit
und behaglich niemals endet,
der nicht spannt und gar nicht aufregt,
daß Ihr, Königin, dann wieder
herzlich bei der Sache seid
und nicht stets des Königs denkt.
Daß wir beide wieder schwelgen
in der Abendsonne Glühen,
in der Blütenpracht des Frühlings,
in des Mondes blauem Duft!
Ja, Ihr seid mir ganz entzogen —
und Ihr hattet mich doch lieb!

Zemrouda (will ihn schlagen; er springt zur Seite).

Babelbek. Ist's denn nicht so? — (Hornruf.)
Seht! sie haben

einen Ehemann erlegt!
Welch Geweiß! Seht, sechzehn Schwäger!
Glück! Ich bin ein Junggeselle!

Zemrouda. Schweig, Narr!

Babelbek. Ich gehorche!

Zemrouda. Schweig!

(Sie ziehen sich zurück; unten treten auf der Speerträger und bald
darauf Jagdknechte, die auf einer Zweigbahre einen Hirsch mit riesigem
Geweiß von vorn zum Hintergrunde tragen.)

Speerträger. Tragt die Beute fort! Säumt nicht!

Schwermut überfällt den König,
wie nun oft um diese Stunde,
da die Dinge Brunnen werden,
denen Dämmerung entsteigt!

Kalab. G=Geht mir ein St=Stück Fleisch!

Ein Jagdknecht. Mach' Platz, Hund!

Kalab. Teufel! Ne=ennt mich H=Hund und gibt mir
keinen Abfall vom Geschlinge!

Fadlallah (auftretend). Des erlegten Wälderkönigs
Eingeweide fraßen Hunde.

Seine Lunge, die den stolzen
 Atem hochblies, und sein Herz,
 das mit hart gleichmäßigem Schlage
 diese wilde Flucht trug, liegen
 blutig in der Leibeshöhle
 für den Koch. — Weißt du das, Alter,
 daß man fast das Tier liebt, welches
 man getödet? Nicht bedauert —
 liebt, wie den erschlagenen Feind,
 der nun ein verlorener Freund ist?
 Speerträger. Jeder Jäger liebt sein Wild,
 wie wohl Gott die Menschen liebt,
 die er töten muß. Ich weiß es!
 Fadlallah. Wie ist dieses Leben schön!
 Zwischen Fliehenden und Verfolger
 aus des Armes Kraft den Flug noch
 eines Speers zu setzen, welcher
 schneller ist als Wild und Jäger!
 dann aus erdenkühler Quelle
 trinken, dann ein Weib umarmen,
 Lust auf Lust — die jede welk wird,
 so wie jedes erschauernde Weib
 welk wird in des Mannes Arm.
 Gääb' es eine Lust, die dauert!
 Speerträger. Herr, nichts dauert.
 Fadlallah (blickt zum Schloß). Und was dauern
 könnte, was in sich das Leben
 trägt, zerbricht! —
 Zamruk (tritt auf, kniet).
 Speerträger. Was wollt Ihr, Mann?
 Zamruk. Gnade, Herr! ein Weiser bittet
 um Gehör —
 Fadlallah. Ein Weiser? Was ist
 seine Weisheit?
 Zamruk. Er kann Tote
 auferwecken.

Fadlallah. Dann fürwahr
ist er weise nicht.

Zamruk. Er bittet,
daß er seine Kunst Euch zeigen
dürfe, Herr!

Speerträger. Nichts als ein Gaukler
ist's! Ihr solltet ihn zu Euerm
Leibarzt schicken. Seit der Schoßhund
Zemroudas starb, sucht Doktor
Tertan solch ein Elixier,
daß die Toten auferweckt.

Denn Ihr setztet wohl im Scherze
einen Ehrenpreis als Lohn aus.

Jetzt ist zwar der Hund verwest –
Doktor Tertan sucht noch immer!

Zamruk. Herr, gestattet meinem Meister,
daß er kommt!

Fadlallah. Nein!

Zamruk. Er vernahm
von dem Preis, den er verdient.

Fadlallah. Sage deinem Herrn: es wäre
furchtbarer als das lautlose
Schwinden eines Menschen aus dem
Kreis der Lebenden, wenn ein Toter,
wär' er auch nur Stunden tot,
wiederkehrte in das Leben,
daß sich über ihm wie Erde
schloß. Er fände Raum nicht fußbreit
in verlassenster Einsamkeit!

Die Lebendigen nahmen ihm alles.

Zamruk. Dennoch wird er zu Euch kommen!

Speerträger. Willst du drohn? (Jagt ihn fort, Zamruk ab.)
Ich lobe die Antwort.

Fadlallah. Seltsam! Trug der Mann nicht Toten=
kleider?

Speerträger. Ja, doch als der Diener
solches Herrn —

(Da die Königin erscheint, tritt er in den Hintergrund.)

Zemrouda. Geht nicht vorüber,
mein Gemahl!

Sadlallah. Gebietet, Königin!

Zemrouda. Ich gebieten? O Sadlallah,
solche Worte höhnen. Ich bitte —

Sadlallah. Und um was?

Zemrouda (ganz leichthin). Daß Ihr eintretet
in mein Schloß, die neue Sklavin
mit dem wiegenden Gang, dem Lächeln
im verschwommenen Blick, dem müden
Singen, die Ihr kürzlich sandtet,
tanzen laßt. Wie, oder seid Ihr
ihrer überdrüssig schon?

Nun, dann könntet ihr die Tochter
des Beziers zur Laute hören —

Sadlallah. Dank, Zemrouda!

Zemrouda. Das müßte
Euch doch locken, mein Gemahl!

Sadlallah. Königin, Ihr spottet! Aber
seit ich jüngsthin Euch erzürnt,
meid' ich, Euch zu kränken, meid' ich,
einzutreten in dies Schloß.

Zemrouda (leise und lächelnd; immer mit leichtem Spiel).

Herr, ich bitte Euch darum.

Denn schon flüstern meine Diener
und gehorchen nicht mehr. Täglich
kommt zu ihnen ja die Kunde,
wie Ihr mich beleidigt. Bannt Ihr
mich nicht in des Schlosses Mauern,
tut es bald die Scham, daß jede
Frau, der ich begegne, mich
lächelnd ansehen kann; denn eben-
stieg sie von des Königs Lager!

ʒadlallah. Sprech' nicht ernst, ich bitte —
ʒemrouda. Doch!

Für dein Leben zittre ich.

Von verlassenen Frauen, betrognen

Männern droht Gefahr, ʒadlallah!

ʒadlallah. Sorge nicht! Ich bin bewacht.

ʒemrouda. Ich ertrag' es länger nicht.

Denn ich hasse dich, ʒadlallah,

hasse dich —

(Ganz leise und scharf.)

weil ich dich liebe.

ʒadlallah. Gaukler kamen. Einer macht

gar Verstorbene lebendig.

Laß ihn rufen, ob er eine

tote Liebe auferweckt!

ʒemrouda. Spotte nicht! Ich könnte mich rächen.

ʒadlallah. Seit du lächelnd — so wie jetzt —

als ich glühend dich begehrte,

mich verhöhnstest, dich einschloßest,

weil ich ʒatmes Haar geküßt —

ʒemrouda. Zorn vergift sich, mein Gemahl.

ʒadlallah. Sei's! ich habe den Eid geschworen,

dich nicht wieder zu berühren,

noch dies Schloß nur zu betreten,

eh' ich einmal mich verwandelt,

ehe einmal sich mein Leib

ganz erneut: in sieben Jahren!

Doch ich liebe Frauen. Du weißt es.

Lebe wohl!

ʒemrouda. Du gehst?

ʒadlallah.

Ich gehe.

(Zum Speerträger.)

Ist der Mann fort?

Speerträger.

Ja, Herr!

(Steht sich um.)

Nirgends.

ʒadlallah. Laß die Tänzerinnen kommen!

Ich will sehn, wie die Eunuchen

in ästhetischer Erregtheit

sich ein Weltenschicksal deuten

aus dem Gaukeltanz der Dirnen!

(Beide ab.)

Kalab. Welch ein T=Tor! Wär' ich der K=König,

schliefe ich jede Nacht mit ihr!

Doch er ha-at zu viele Weiber!

(Zieht sich zurück.)

Zemrouda (starrt dem König nach; Babelbek ist mit komischen
Gesten von hinten herangekommen; sie wendet sich rasch).

Babelbek. Oh, mein kleiner Zeh!

(Er hüpfst.)

Beflag' ich's

nicht von Herzen, daß er geht?

Ich genieße alle Liebe

in der Welt mit. Und ich schreib' ein

großes Buch von Liebesfachen;

heißt es wird's „das Ruppelpelzchen“!

Zemrouda. Du mußt helfen, mich zu rächen!

Babelbek. Rächen? Wie? Das geht nicht, Herrin!

Zemrouda (Dolch). Schwöre, daß du mir gehorchst!

Babelbek (schreit auf). Ja, ich schwör's! Man wird mich töten.

Zemrouda. Nein, man wird betäubt dich finden

und dich nicht für schuldig halten!

Babelbek (neugierig). Wie?

Zemrouda.

Ich sterbe heute nacht noch.

Babelbek. Ja? Warum?

Zemrouda. Doch vorher bringst du

einen Mann mir her!

(Versinkend.)

Ich straf' ihn! —

Einen Mann, Strolch oder Bettler,

häßlich und zerlumpt, verwachsen,

je abschreckender, je besser!

Doch er muß ein Mann sein, hörst du!

Babelbek. Ja, ich werde mich wohl hüten,

einen meiner Art zu bringen,

der mir Eure Liebe stiehlt!

Doch was soll der Mann?

Zemrouda. Mich rächen.

Babelbek. Wird er wollen?

Zemrouda. Mein' und seine

Leiche findet man am Morgen.

Babelbek. Da wird er nicht wollen, Herrin!

(Starrt ins Publikum.)

Gott, o Gott, wie fürchterlich!

Trotzdem's für den Mann mich freut!

Das bringt mich um meinen Hals,
und mein Buch „das Kuppelpelzchen“
bleibt dann unvollendet liegen! — —

Und wie lock' ich ihn herein?

Zemrouda. Du sagst ihm, daß ich ihn liebe!

Babelbek. Nimmermehr! Ich laufe zum König.

Zemrouda. Gut! Dann lasse ich den Sklaven,
der den Garten täglich gießt,
zum Eunuchen machen, setz' ihn
dir zur Seite.

Babelbek. Nein, das niemals!

Niemals! Lieber alles andre!

Ich verschaffe einen Mann!

Zemrouda. Bis heut nacht!

(Schnell ins Haus.)

Babelbek.

Ja! — — Einen Mann?!

(Sieht den Kalab.)

Dort sitzt ja ein Mann. Ein Bettler
ist es auch, ist häßlich, schmutzig
und zerlumpt. Doch wird er wollen,
wenn ich ihm jetzt sage: „Lieber,
meine Königin liebt dich sehr, und
morgen frühe bist du tot. Komm!“? —

Halt! vielleicht sagt sie bloß mir das
von der Rache, um das andre
zu verschleiern! Noch viel besser!

Daran hab' ich Freud'! Und jetzt kommt
doch der König niemals. — He, du!

Kalab. Was, Verschnittener?

Babelbek.

Hör', man nennt uns

„Herr Eunuch“, „Herr Haremswächter“.

Kalab. Ich hö=ör' schlecht. Ihr seid ein e=echter?

Babelbek. „Herr Eunuch“!

Kalab (stellt sich schwerhörig). Was su=ucht Ihr?

Babelbek.

„Herr

Haremswächter“.

Kalab. Seid Ihr denn nicht selbst so ein Verschnittener? Wahrlich, daß der Herr Euch seinen H=Harem ganz gefahrlos anvertrau=auen kann, glaub' ich!

Babelbek. Seinen Harem? seinen?

das ist falsch gesagt. Der Harem,

Freund, ist des Eunuchen Haus.

Da gebietet der Eunuch.

Nicht der Herr, der selten kommt.

Täglich bade ich die Frauen.

Kalab. T=Teufel! die möcht' ich auch b=baden!

Hab' mich einmal eingeschlichen

in die Gã=ärten, die zum Silber=

wei=eier mondlisch niederrauschen,

und die M=Mädchen in den L=Lilien

ba=aden sehn – mir läuft das W=Wasser

noch davon im Mu=und zusammen.

Babelbek. Der ist's, den ich brauche! – Höre,

bettelst du nur oder tust du

wohl auch manchmal Botengänge

und sonst andere Dienste?

Kalab.

Ja.

Sagt, was wollt Ihr, Herr – – Eu=Eunuch?

Babelbek. Seid heut, wenn die Mitternacht

in den hohen Palmenwipfeln

trunken rauscht, an dieser Stelle!

Kalab. Soll ich einen in den Br=Brunnen – –

oder sonstwie? Da empfiehlt sich,

daß wir ihn nachher ver=verkaufen!

Doktor T=Tertan zahlt – ich sag' Euch –

Babelbek. Schweig! Du wirst schon alles hören.
Doch es ist viel angenehmer
als totmachen!

Kalab. A=Angenehmer
noch als das? Und, sagt mir, H=Herr,
werd' ich gut be=bezahlt?

Babelbek. Die Taxe
für dreifachen Mord, obschon Ihr
eher jemanden lebendig
als tot machen sollt. (Grinst.)

Kalab. Versteh' ich?

Babelbek. Mitternachts!

Kalab. Ja!

Babelbek. Was ist dort?

Vierter Auftritt

Kalab, Babelbek. Frau und erster Bürger kommen von
rechts. Später zweiter Bürger, Volk, Wucherer

Frau. Sag', begreifst du's?

Erster Bürger. Nein! Und haben's
doch gesehn mit eigenen Augen!

Frau. Wenn's kein Trug war!

Erster Bürger. Alle sahn doch
ganz das gleiche. Hat ein Spukgeist
gar sein Spiel mit diesen Armen?
Laßt uns eilig weitergehn!
Denn mich graust es.

Frau. Wo blieb Zaduk?

Zweiter Bürger. Hier! Ich komme! Er ist wieder
gänzlich tot und kalt und starr.
Seine Augen sind gebrochen,
ohne Glanz. Die Klageweiber
heben neu zu jammern an.
Wie die Leute doch erschrecken!
Nicht ein Mensch hat sich gerührt,

bis der Tote wieder lag.
 Und ein alter Pilger lehnt noch
 ohnmächtig vor Schreck am Baum!
 Babelbek. Sagt mir, was ist dort geschehen?
 Zweiter Bürger. Herr, ein Toter war zu sehen.
 Kalab. Einer, des sich au-aufhing oder
 sich im Sa-amanstrom ertränkte
 und ans La-and gezogen ward?
 Frau (die sich immer zwischen den Fragenden und die Männer drängt).
 Herr, ein Toter hat gelebt.
 (Wird von dem ersten Bürger wieder weggestoßen. Dasselbe Spiel
 wiederholt sich im Folgenden mehrmals.)
 Babelbek. Dieses, Alte, weiß man längst.
 Frau. Nicht so, Herr! Gesprochen hat er.
 Kalab. Ja, als er noch le-ebte, sicher,
 wenn's kein Fi-Fisch war.
 Frau. Nicht so, Herr!
 Eine Leiche ist gegangen,
 hat gesprochen — wie lebendig!
 Erster Bürger. Fragt alle diese, Herr, er sprach!
 Babelbek. Denkt daran, ich diene der Königin!
 Ich will keine Märchen hören.
 Kalab. Hol's der Teu-eufel! Solche Lügner
 soll man in den Ke-erker werfen,
 denn das heißt für du-umm uns halten!
 Erster Bürger. Fragt alle diese, Herr, er sprach.
 Babelbek. War er denn auch wirklich tot?
 Zweiter Bürger. Ja! und ist jetzt wieder tot.
 Erster Bürger. Als wir dort die Straße kamen,
 hörten wir vom Haus herüber
 das Geheul der Klageweiber.
 Kalab. Teufel! dieses Heu-eulen kenn' ich.
 Erster Bürger. Zaduk — dieser! — sieht nicht gerne
 Leichen und läuft schnell. Ich halt' ihn.
 Zweiter Bürger. Herr, er will mich nur verleumden,
 daß Ihr meint, ich hätte Furcht

vor Verstorbenen! Ich sehe
Leichen gern.

Erster Bürger. Ja, die von Hühnern,
von gemästeten Kapaunen,
von Gansan, Omugänsen,
von Breitfischen, Karpfen, Hechten,
Krebsen, Aalen, Schweinen —

(Während der Aufzählung sucht der zweite Bürger den ersten zu
schlagen. Der flüchtet, immer weiter redend, im Kreis um die Gruppe
herum, bis ihn Babelbek anhält.)

Babelbek. Schwäger!

Ich will wissen, was geschehen ist.

Erster Bürger. Eine Bahre stand am Hause,
drauf ein Toter lag.

Babelbek. Ein Toter?

Frau. Ja! die Braut des Toten weinte.

Erster Bürger. Einer von den schelmischen Wucherern
aus Agypten, die am Lichttor
ihre Bänke haben, schreit:

„'s ist mein Sklav' und seine Leiche
mein!“, und will die Leiche fortziehen,
die das Mädchen treulich festhält.

Wie wir nah hinzugetreten,
springt der Tote — alle fahren
schreckensbleich und schreiend zur Seite —
plötzlich von dem Lager auf
und dem Wucherer an den Hals,
beutelt ihn, streicht ihm die Backen,
zieht ihn schließlich übers Knie,
und es klang, wie wenn ein Teppich
aus des Königs Schloß am Samstag
ausgeklopft wird.

Zweiter Bürger. Ja, so klang's!

(Komisches Gelächter Babelbeks.)

Erster Bürger. Dann küßt er das kniende Mädchen
lang und innig, tröstet sie,
sagt ihr, daß der Tod nicht furchtbar,

sondern sanft wie Schlummer sei;
schreitet durch den ganzen Kreis,
wo vor Schreck sich auch nicht einer
rührt, hierher —

(Steht sich um.)

Babelbek. Hierher? Wo ist er?

Erster Bürger. Wie der Schreck sich legt und einige
nachgehn wollen, kommt der Tote
freundlich grüßend schon zurück,
streckt sich gleich auf seine Bahre
und ist wieder tot.

Babelbek. Ganz tot?

Frau. Richtig tot, Herr, dürft es glauben!
Alle haben wir's gesehen;
und mich dünkt, ihn hat ein Heiliger
aufgeweckt: ein greiser Pilger
war dabei!

Zweiter Bürger. Doch der, Herr, war
so erschrocken ob des Wunders,
daß ihn Ohnmacht angewandelt.
Der war nicht der Wundertäter.

Kalab. Ho, daß muß die Stadt erfahren!

(Will nach links abstürzen.)

Babelbek. Halt! wir müssen noch bereden.

Wer wird auch so schwachhaft sein!

Kalab. Nicht einmal erzählen soll ich's?

I-Teufel! dann wi-will ich es sehn,
samt dem wunderbaren Grei-eise!

(Reißt sich los, läuft ab nach rechts.)

Erster Bürger. Fragt den Wucherer selbst! Dort kommt er.

Wucherer. Weh, o weh! Mich schmerzt der Rücken!

Zweiter Bürger. Der diesmal das Zahlbrett war!

Wucherer. Spottest du? Wart', wenn du Geld brauchst!

Babelbek. Sagt mir, ist es wahr, was diese
hier erzählen, daß der Tote
Euch geschlagen?

Wucherer. Ja, er tat es.

Zweiter Bürger. Zeig' uns deinen Rücken, Mann!

Wie ein Kontobuch mit roten
senkrechten und wagerechten
Strichen schaut er sicher aus.

Erster Bürger. Aber ohne Zahlen!

Wucherer.

Schufte!

Au! ich kann kaum gehen. Was wollt ihr?

Halt! Ihr wollt die Leiche stehlen
und verkaufen, he?

Zweiter Bürger. Wir sind nur
noch nicht einig, was wir fordern!

Wucherer. Schurken! Schurken! Ganz vergeblich
werdet ihr's versuchen. Ich wache. (Ab.)

Erster Bürger. Das wird Aufsehen geben. Kommt!
(Ab mit den andern durchs Thor in die Stadt.)

Babelbeck (allein; er geht langsam über die Bühne).

Solches sollte man kaum glauben!

Doch sie haben es bezeugt. (Trabt im Lauffschritt.)

Schließlich ist es denn doch etwas
wirklich Neues, Unerhörtes --
und vielleicht zerstreut's die Königin! (Stürzt ab ins Schloß.)

Schnell! Es käme sonst am Ende
durch das andre Thor die Kunde
früher. Das verhüte Allah! (Ab.)

Fünfter Auftritt

Kalab, einen Greis am langen Barte führend. Später Bathsaabad

Greis. Freund, laßt los! Ich sage alles.

Kalab. Hältst du mich für einen Narren,
der sich so=oppen läßt? He, G=Graubart?

Jetzt bist du an deinem Mei=eister!

Beuteln möcht' ich dich, du W=Weggauch,
weil du für so du=umm mich hältst
und versu=ucht hast, auszureißen,
wo ich erst die H=Hälfte weiß.

Greis. Wenn du mich nicht losläßt, kann ich
dir nichts sagen. —

Kalab. Doch versu=uch
nicht mehr zu entfliehen, du!

Greis. Wozu willst du Tote wecken?

Kalab. Was geht dich das an? Ich will es!

Ha, ha, ha — ich werde dann ein
W=Wundarzt.

Greis. Die andern Ärzte
werden dich erschlagen.

Kalab. Au=Ausflucht!

Also, wenn der Spruch gesprochen
oder nur gemurmelt, oder
wenn man nur dies Zeichen —

(Das Zeichen: der Betreffende fährt mit der Hand den Leib herauf
bis zum Mund, dabei die Hand zur Faust ballend; dann wirft er,
die Hand öffnend und hauchend, die Seele in die Richtung des
Körpers, den er beseelen will.)

Greis (ihm in den Arm fallend).

Dieses erst nach längerer Übung!

Kalab. Frei=eilich! Und die Leiche —

Greis. Laß mich
erst verschnaufen!

(Schnappt nach Luft, sie setzen sich; der Greis sucht sich während
des Folgenden, listig zurückblickend, zu entfernen und auszureißen.)

O wie groß ist

diese alte Königsstadt!

Als ich sie im Tal sah dämmern,
überblitzt von goldnen Türmen
und so in den Glanz des Abends
eingetaucht, daß sich ihr Umriß
aufzulösen schien ins blaue
Ruhn der Berge oder Wolken,
brannte sie mir wie das Meer
in dem halberloschenen Auge.

Kalab. Teufel! Spricht er schö=ön! Dem kann ich
niemals widerstehn! Das pa=akt mich.

Greis (langsam dem Tore zu). Viele Städte schon durchschritt
Wie ein Schmerz, ein Schwindel faßt's mich, [ich.
wenn ich mich erinnern will.

Oft hat sich mein Weg verschlungen
und sich oft geglichen, wie in
übersattem Hirn die Träume —

Kalab. H=Herrlich!

Greis. Daß ich ihn vergaß!
(Flüchtet, wird von Kalab gleich wieder erwischt.)

Kalab. Nun genu=ug von A=Abendfarben,
vielverschlu=ungenen Wegen, Tr=Träumen!

Je=edes Ding hat sei=eine Zeit!

Sage endlich, was dann wei=eiter,
wenn der Spruch gespro=ochen ist! (Zerrt ihn am Bart.)

Greis. Au! Dann bist du in der Leiche!

Kalab. Ich?

Greis. Ja, du!

Kalab. Ich selbst?

Greis. Du selbst nicht!

Deine Seele! Deine Seele!

Die schlüpft in den toten Körper,
wandelt mit ihm, spricht aus ihm,
ißt und trinkt in ihm.

Kalab. Ha, ha!!

ißt und trinkt in ihm? ha, ha!

Und was wird mit m=mir indessen?

Greis. Mit dem Leib? Der ist so lange
tot und gerade wie gestorben!

Kalab. Ha, ha, ha! Ha, ha! Ha, ha!

Muß man dann der a=andere bl=bleiben?

(Der Greis sucht wieder zu entweichen, wird aber von Kalab gepackt.)

oder kann man wie=iederkehren
in sich selbst z=zurück?

Greis. Das kann man
mit demselben Spruch. Ich war doch
erst der auferstandene Tote,

der hier vor dem König kniete,
und nun bin ich wieder ich,
wie du selber siehst.

K a l a b. Ist so=onst noch
etwas zu bedenken?

G r e i s. Höre!
Ja, bedenken mußt du dies noch:
niemals darfst du dich verwandeln,
merk's! in ein verschnittenes Tier,
Hammel, Dachs, Kapaun und Wallach,
auch in keinen Haremswächter —

K a l a b. Niemals. Teu=ufel! (Schüttelt sich.)

G r e i s. Denn dann kannst du nicht zurück,
bleibst zeitlebens dann ein Hammel!

K a l a b. Wei=eiter!

G r e i s. Nein! Nicht weiter! Dieses
präge dir erst gründlich ein!
Ist zum Beispiel der nur scheintot,
in den du mit deiner Seele
fahren willst, (Geste.)

nicht weit davon
aber liegt ein toter Hammel,
wirfst du ein Hammel und bleibst ein Hammel!

K a l a b. Gut! Ich kann jetzt also ei=einfach
in den kürzlich erst verstorbenen
reichen Wechselr A=Achmed fahren?

G r e i s. Bist du sicher auch, daß Achmed — ?

K a l a b. Achmed hatte sie=ieben Frau=auen.

G r e i s. Was beweist das?

K a l a b. Ei, ich will's nicht,
will nur wi=issen, ob es geht!

G r e i s. Freilich geht es!

K a l a b. Oder wenn der
Gro=offvezier stirbt — ?

G r e i s. Kannst du's werden.

K a l a b. Teufel! Kann ich mir vielleicht au=auch
einen to=otschlagen, der ich sei=ein will?

G r e i s. Ganz gewiß!

K a l a b. Das ist zum La=achen!

Jetzt muß ich das Ding versu=uchen.

Aber nein —

G r e i s. Worüber stutzt Ihr?

K a l a b. Wenn ich es versuch', entsprin=ingst du!

G r e i s. Ganz gewiß nicht!

K a l a b. Da bü=ürgt nichts für!

Ich muß mich in di=dich verwandeln.

G r e i s. Mich? Ich lebe doch.

K a l a b. Ja, je=etzt noch!

Aber nicht mehr la=ang!

G r e i s. Ihr wolltet —?

K a l a b (sich auf die Knie schlagend).

Ha, ha, ha! — ha ha! — ha ha!

G r e i s. Seht! ich bin ein alter Mann!

K a l a b. Eben d=darum!

G r e i s. Sterbe doch bald;

K a l a b. Eben d=darum!

G r e i s. Tat Euch Gutes!

K a l a b. Eben d=darum! Eben d=darum!

G r e i s (für sich). Ich muß ihn zum Mitleid rühren! (Laut.)

Oh, von diesem Schrecken, fühl' ich,
schlägt mein Herz schon matt. Ich taumle.

Atemnot stellt jäh sich ein.

Und mich dünkt, ich sterbe jetzt —

(Seht sich, ächzt, wird dann stumm.)

K a l a b. Warum sich noch Mü=ühe machen,
wenn er selbst dazu berei=eit ist?

Also wart' ich auf sein St=Sterben. (Setzt sich vor ihn.)

Halt! Er ist ganz ru=uhig jetzt. (Zupft ihn.)

Seid Ihr to=ot, Herr?

G r e i s. Oh, oh, oh!

K a l a b. Kö=önnte ich ihm doch nur he=elfen!

Greis. Oh, oh, oh!

Kalab. Zu schnellerem Ende!

Ihm wär' besser!

Greis. Oh, oh, oh!

Kalab. Halt! Ich ha=ab' ein gutes Mitt=ittel,
das die Qua=alen ihm erlei=eichtert
und ihn sanfter —

Greis. Oh, oh, oh!

Kalab. Sterben läßt. (Zieht sein Messer.)

Hie=ier ist es schon.

Und der A=Arme soll mir danken,
daß er sich nicht quälen muß.

Greis (beiseit).

Stoß nur zu! Mich bringst du nicht um.

Meine Seele bleibt am Leben,
und wir sehen uns noch wieder!

Wozu starb denn Muck, der Täuberich?

(Macht das Zeichen und sinkt tot zurück. Eine Taube fliegt von der
Stelle, wo Bathsaabad im ersten Auftritt grub, auf und verschwin=
det oben. Lachen in der Höhe.)

Kalab. Solches Leiden sehn ist furchtbar,
ist oft schlimmer als se=elbst leiden;
und man muß es schleu=eunig enden,
ohne dabei hinzusehn!

(Ersticht, sich rückwärts heranschleichend, den schon umgesunkenen Greis.)

Kalab. So, jetzt ist der Arme sch=schmerzfrei.

(Wieder das Lachen im Baum.)

Lachst du noch? — Wer hat ge=gelacht?

(Wieder das Lachen.)

Ach, mein T=Täuberich lacht im Baum.

(Starrt nach oben, dann an die Stelle, wo Muck vergraben wurde,
guckt dumm.)

Also war Muck gar nicht tot!?

Und nun will ich ma=al versuchen,
ob er mich betro=ogen hat.

(Er steht still, murmelt, macht das Zeichen und fällt starr um.)

(Kalab im) Greis (steht auf, reibt sich am Hinterkopf).

Au, mir tut der Kopf noch weh
von dem S=Salte, den (Auf den Leib Kalabs zeigend.)
i=ich ta=at!

Auch die=ies will gele=ernt erst sein.

Aber, daß es ge=eht, ist fein!

Ich steck' in dem alten Tölpel,
den ich eben erst erstochen!

Ha ha, ha! Ha ha, ha ha! (Tanzt und singt.)

Was im Dunkeln hier geschehn,
will ich nun bei Licht besehn!

Bathsabad soll's mir geben. (Geht zum Häuschen rechts.)

Ob ich Bathsabad frei=eilich
jezt hei=eirate, das bezweiff' ich.

Denn nun ka=ann ich ja auf leichtre

Wei=eise reich und mäch=ächtig werden.

Zu die Tü=üre? (Klopft.)

Bathsa=abad,

gi=ib mir Licht!

Bathsabad (mit Lampe am Fenster).

Wer klopft?

(Kalab im) Greis. I=ich.

Bathsabad (öffnet das Fenster). Du=u?

Wer bist du? Dich kenn' ich nicht!

Nennst mich „du“ und mit Vornamen?

(Kalab im) Greis. Ja, ja so! Ha ha! Ja so!

Bathsabad. Worüber lachst du? Hör': du scheinst mir
einer von den betrunkenen Lämmeln,
die mit Kalab zechen. Schickt dich

Kalab etwa, mich zu höhnen?

Hör' zu lachen auf und troll' dich! (Dhrseigt ihn.)

Grüße Kalab! (Schlägt das Fenster zu.)

(Kalab im) Greis.

Wird gleich k=kommen!

ha ha ha! ha ha! ha ha ha! (Zeichen, fällt um.)

Kalab (steht, sofort weiter lachend, auf).

Richtig! Herrlich! Bums, da liegt er,
dieser Alte, und ich bin nun
wieder Kalab, wieder Kalab,
wieder in dem eignen Leibe. —

Sie wird z=zanken. Ihr's erklären?
Nichts läßt sich ein W=Weib erklären
als die L=Liebe. Gut, die Liebe,
die durch Ei=Eifersucht bewie=iesen!

(Brüllt, ficht um sich im Leeren.)

Was? Vor meiner L=Liebsten T=Tür?

(Trampelt, schreit und schlägt sich.)

Lüge nicht! Ich sa=ahs, du st=standest
eben noch mit ihr am Fen=enster.

Aber wart'! Nimm dies — und das!

Ist es dir genug? — Ich glau=aube!

(Wischt sich den Schweiß.)

Bathsaabad (am Fenster).

Bist du's, Kalab? Warte!

Kalab.

Gib mir

L=Licht!

Bathsaabad.

Wozu?

Kalab.

Den To=Toten da

zu verscharren.

Bathsaabad (kreischt auf).

Welchen Toten?

Kalab. Den ich eben j=etzt erschlug.

Bathsaabad (heraus mit Laterne).

Doch nicht den freundlichen Greis?

Kalab. Wei=eiß nicht, Bathsaabad, sah nur,
daß er gerad mit dir am Fe=Fenster
schön tat!

Bathsaabad.

O=entsetzlich! Armster!

(Kniet neben der Leiche des Greises.)

Kalab, daß du so mich liebst!

(Sie streckt abgewendet die Hand nach Kalab aus, der sich auf die Bank gesetzt hat, das Zeichen macht, umsinkt.)

(Kalab im) Greiß (richtet sich plötzlich auf und küßt Bathsaabad, die aufkreischt; er macht das Zeichen und sinkt sofort wieder um).

Bathsaabad. Was ist los? Der Alte lebt doch!

Kalab (hat sich aufgerichtet).

Lebt? tö=örrichtes Weib! Er k=küßte dich im T=Tode, st=sterbend, weil er dich geliebt. Jetzt muß ich eilends ihn v=verscharren.

Bathsaabad (gibt die Laterne, leise und rasch).

Komm heut nacht noch!

Lieber Kalab! Schnell! Verscharr' ihn! (Ab ins Haus.)

Kalab (allein, schleppt den Greiß hinter den Brunnen; während er gräbt:) Jetzt such' ich mir einen Lei=Leib, der was v=vorstellt, den man ach=achtet, dem ein guter Sch=Schneider maßnahm, der auch eine schöne Fr=Frau hat und nicht b=betteln muß und st=stehlen.

Solchen L=Leib verschaff' ich mir, — — —

wär es selbst der Gro=ßvezier, den ich dafür sch=schlachten müßte!

Halt! Wer kommt?

(Späht.)

Es ist der K=König.

(Bläst das Licht aus.)

Ha, könnt' ich der K=König werden!

Dessen Weiber! T=Teufel! Doch den bewachen seine Stumm=ummen, die nichts reden, aber tu=un!

Sechster Auftritt

Kalab, Speerträger mit zwei Sklaven, König mit zwei fadeltragenden Stummen. Später zwei Minister

Speerträger. Hier, mein König, sind die Sklaven, die ich rufen sollte.

König.

Hört!

Erster und zweiter Sklave.

Herr, wir hören.

König. Von dem Wunder,
das heut abend hier geschah,
habt ihr wohl vernommen?

Sklaven. Ja.

König. Dabei ward ein Greis gesehen,
der vielleicht ein Zauberer ist
und den Toten aufgeweckt hat.

So ist er beschrieben worden
von den Zeugen: groß und hager,
in zerlumptem braunem Mantel,
einen Turban auf dem Kopfe
und am staubigen Fuß Sandalen;
langbärtig bis auf die Hüften,
einen Stecken in der Hand
und die runde Kürbisflasche
an dem Gürtel festgeschnallt.

Einen fremden Greis zu finden,
dünkt mich, kann so schwer nicht sein.

Erster Sklave (beide Arme erhebend).

Allah wird uns suchen helfen!

König. Hoher Lohn ist dem gewiß,
der ihn findet und mir bringt!

Kalab (reißt sich die Hände vor Vergnügen).

König. Hört! ihr dürft ihn nicht erschlagen!

Lebend müßt ihr ihn mir bringen.

Aber fesselt ihn recht fest,
legt die Hände ihm und Füße
gleich in Ketten, laßt die Ringe
von den Priestern weihen. Ein Zauberer
wird nicht anders festgehalten.

Flüchtet er, soll man die Schlinge
eilends um den Hals ihm werfen,
auch sogleich den Mund ihm knebeln,
daß er keinen Zauber sprechen

noch auch euch behexen kann!

Geht nun, sucht!

(Die Sklaven ab.)

Speerträger (bleibt stehen).

König. Auch du, Abdallah!

Speerträger. Herr —

König. Was ist noch?

Speerträger.

Laßt nicht Gaukler

und Betrüger zu Euch, Herr!

Eben schlugt Ihr seinen Wunsch ab,

schon seid Ihr in seinem Bann.

Glaubt's, er will, daß man ihn sucht,

fängt und knebelt, nur um rascher

vor den Thron gebracht zu werden.

Tut es nicht! Ich warn' Euch, Herr!

König. Ernst, Abdallah? Ernst? Die Dämmer-

stunde ist vorüber, Alter,

die mich melancholisch machte.

Jetzt sind wir vergnügt und launisch!

Ich will keinen Vorwurf hören!

Geh, such' nun auch du den Zauberer,

aber laß ihn mir am Leben!

Speerträger. Ich gehorche meinem König.

(Ab.)

König. Leuchtet! — Zum Serail des Kadi!

Kalab. H=Herr!

König. Ein Schatten dort am Brunnen

redet. Licht! Wer bist du?

Kalab.

K=Kalab!

Kalab, Herr! dein Sklave! D=Dftmals

wa=arst Ihr im V=Vorüberschreiten

mir ein G=Geldstück zu.

König.

Wie wagst du

mich jetzt anzurufen?

Kalab.

Gna=ade!

doch ich ha=ab den Grei=eis gesprochen,

den Ihr su=ucht, und wei=eiß den Z=Zauber.

König. Weißt ihn?

Kalab.

Ja.

König.

Kannst Tote wecken?

Kalab. Ja.

König. Wie?

Kalab. Nichts f=fast ist so einfach.

Ihr vermögt mit Eurer S=Seele
jeden toten T=Tier und M=Menschen=
kö=örper zu beleben. Euer
Leib ist dann solange t=tot,
bis Ihr wiederum z=zurückkehrt.

König. Unsinn! doch ich will's versuchen.
Töte dich!

Kalab (Schreck; dann überlegen).

Ihr wißt den Z=Zauber
doch noch gar nicht!

König. Richtig! Sag' ihn!

Kalab. 's ist ein Spruch, der also lautet:

„Alles ist in sich das Gl=Gleiche,
Geist wird L=Leib, und L=Leib wird L=Leiche,
daß die W=Welt im Kreis der Reiche
sich zum Ring die Hände reiche!
L=Leben werde, T=Tod entweiche!

Seele streicht aus L=Leib in L=Leiche!“ (Er sinkt plötzlich um.)

König. Hat den Mann der Schlag getroffen?

Er ist tot.

(Kalab im) Greiß (richtet sich hinter dem Brunnen halb auf).

Verzei=eiht, hie=ier h=hinten
lie=iegt, bemerk' ich je=etzt, ein Leichnam,
und so muß' ich mit dem Zau=auber
in ihn f=fahren. Doch gleich bin ich

(Macht das Zeichen, fällt um.)

Kalab (richtet sich auf). Wie=ieder da. Ihr ha=abt's gesehn,
man braucht auch nur so zu machen
mit der Hand.

(Zeichen, sinkt um.)

(Kalab im) Greiß (richtet sich auf, Zeichen, sinkt um).

K a l a b (richtet sich auf, grinst).

K ö n i g. Was sagt ihr dazu,
meine Stummen? Dies hier sind zwei
freche Gaukler! die wir hängen!

K a l a b. H=Herr, ich sprach die W=Wahrheit. Ho=olt den
Leichnam vor, daß ihn der H=Herr sieht!

S t u m m e (holen den Leichnam vor).

K ö n i g. Ja, wahrhaftig! tot, durchbohrt!

K a l a b. Herr, verwandelt Euch einma=al
in den To=oten und erpro=obt es!

K ö n i g. Und mein Leib?

K a l a b. Bleibt leblos l=iegen,
bis Ihr in ihn wiederke=ehrt
mit demsel=elben Zauberspruch.

K ö n i g. Doch woher kommt dieser Tote?

Freund, du hast dich mir verraten.

Dieser Greis ist der Gefuchte.

Stumme, packt den Mann!

(Es geschieht.)

Das ist der

Mörder dieses Alten da!

Haltet ihn, indessen ich mich
in den Greis verwandeln werde,
und bewacht hier meinen Leib!

„Alles ist in sich das Gleiche,
Geist wird Leib, und Leib wird Leiche,
daß die Welt im Kreis der Reiche
sich zum Ring die Hände reichel
Leben werde, Tod entweiche!

Seele streicht aus Leib in Leiche!“

(Zeichen, sinkt um.)

(K ö n i g i m) G r e i s (steht auf).

Er sprach wahr. Ich bin der Greis,
nicht der König mehr. Ich trage
Lumpen, bin zerfetzt und staubig,
silbern wallt mein langer Bart.
Zemrouda, sähest du jetzt mich!

Wunderbar, einmal nicht König
 fein und viele Rollen spielen.
 Einmal frei durchs Leben schweifen,
 einmal Bettler fein und Pilger,
 Arzt und Bauer, Kaufmann, Sklave,
 fliehendes Wild, wie erst nur Jäger. —
 Harret mein, bis ich zurück bin!

(Ab.)

K a l a b. Ha=altet mich nicht gar so fest!
 Glau=aubt ihr mi=ir, da=aß ihr Erztölpel — (Sie hauen ihn.)
 glei=eich jetzt meine Sklaven werdet
 sein? Dann aber wa=artet, Schurken! (Höhnisch zu ihnen.)
 Alles ist in sich das G=Gleiche,
 Geist wird L=Leib, und L=Leib wird L=Leiche,
 (Sie versuchen, ihm den Mund zuzuhalten, er murmelt weiter, man
 hört erst wieder:)
 L=Leib in L=Lei=eiche. (Er sinkt in die Arme der Stummen.)

(K a l a b i m) K ö n i g (richtet sich in Kalabs charakteristischer Hoch=
 stellung halb auf).

Nu-un? Was sa=agt ihr j=jetzt, ihr Sklaven?

S t u m m e (zittern, wissen nicht, was tun, unverständliche Laute).

(K a l a b i m) K ö n i g.

Teu=eufel! Le=egt den Mann hin, folgt mir!

S t u m m e (sehen sich an, schütteln die Köpfe).

(K a l a b i m) K ö n i g. Wa=as? Ihr wo=ollt nicht? Wartet nur!
 (Bedroht sie.)

S t u m m e (verzweiflungsvoll; lassen den Leib des Kalab dröhnend
 umfallen und dem [Kalab im] König nach).

(K a l a b i m) K ö n i g (schlägt an den Tamtam des Harems).

Ho=olla, he! Heraus, Eunuchen!

Teu=eufel! M=Macht denn niemand auf?

(Zwei Minister treten schnell auf von der Straße.)

Erster Minister. Ist der König hier? — Gebieter!

(Sie knien, [Kalab im] König grinst, drückt die Köpfe der Minister
 nieder, die nach dem Loslassen wieder emporschnellen, zweimal.)

(K a l a b i m) K ö n i g. Dieser erste, welcher k=kniet,
 werde meiner Gna=ade tei=eilhaftig!

Ich verleihe dir die St=Steuer
aus der Lie=iebesgasse, Sklave!

Zweiter Minister (leise und schnell, während beide Minister
einander ganz symmetrisch die Profile zuwenden). Wie?

Erster Minister. Was ist?

Zweiter Minister. Ist das der König?

Erster Minister. Ganz gewiß!

(Kalabim) König. Verlaß dich drauf!

Und verlaß auch mi=ich jetzt, Sklave!

Denn ich will in meinen Ha=arem!

He, Eunuchen!

Erster Minister. Herr, verschiebt es!

Dringendes Geschäft des Staates

fordert Eure Gegenwart.

(Kalabim) König. Wa=as ist dringender als das?

Erster Minister. Die Minister sind versammelt.

(Kalabim) König.

K=Kommt doch mit zum Frauenzwinger!

Zweiter Minister. Herr, das geht nicht.

(Kalabim) König. Wenn ich will, Sklav'?!
Wartet, ihr im Ha=arem, wenn ich

mitgehn mu=uß, wie ich dann hau=ause
nachher!

Erster Minister. Herr, kommt in den Staatsrat!

denn man hat eine Verschwörung

gegen Euer teures Leben

aufgedeckt. Ein Hosenschlitz,

ein gewisser Käsebier und

Wadenhaar —

(Kalabim) König. Verflu=ucht, ich komme!

(In wildem Lauf, dem sich die Stummen und dann die Minister
anschließen, ab.)

Erster Minister (leise). Sitzt ein Nachtgeist ihm im Nacken?

Zweiter Minister. Ist er toll?

Erster Minister.

Fast scheint es so!

(Sie laufen ab.)

Siebenter Auftritt

Kalabs Leib. Erster und zweiter Sklave treten von verschiedenen Seiten, mit Laternen, suchend auf, prallen aneinander.

Später Dr. Tertan

Erster Sklave. Hast du keine Spur entdeckt?

Zweiter Sklave. Nein. Die Leute alle sagen,
daß der Alte gar nicht mehr
in die Stadt gegangen ist.

Erster Sklave. Das ist seltsam. Und hier außen
sahen wir doch niemand.

Zweiter Sklave (am Körper des Kalab). Halt!
Leuchte! denn es liegt hier etwas,
wie es scheint, ein toter Mensch.

Erster Sklave. 's ist ein Bettler. Hör', wir wollen
ihn zum nächsten Arzte bringen,
der ihn uns vielleicht bezahlt.

Zweiter Sklave. Du hast recht. Hier wohnt der Doktor
mit dem ungeheuren Hauschild
und dem außen angehängten
goldenen Tamtam für die Nacht.

Tertan, glaub' ich, nennt er sich.

Auf mit ihm! Zu Doktor Tertan!

(Sie klopfen und halten sofort, über den Ton erschrocken, den Tam-
tam fest.)

Tertan (innen). He, was gibt's? Hat jemand Zahnschmerz?

Skaven. Nein!

Tertan (ruft). Leibdrücken?

Skaven. Nein!

Tertan. Das Rheuma?

Skaven. Nein!

Tertan. Auch Durchfall nicht?

Skaven. Nein!

Tertan. Also

muß ich den Patienten sehn! (Tritt groß in die Thür.)

Skaven. Herr, was gebt Ihr?

Tertan (stumme Untersuchung: Tertan hebt nacheinander ganz gewichtig die Beine des Kalab hoch, sie fallen herunter. Dann setzt er sein riesiges Auskultationsrohr auf die Brust des Toten, klopft mit einem Hämmerchen auf dessen Bauch und horcht erst eine Weile später. — Nach dem Umdrehen setzt er ihm das Rohr auf den Hinteren, sieht und horcht hinein).

Diesem, dünkt mich,

ist nichts mehr zu geben. Wenn ich gleich im Augenblicke keine Todesursach' an ihm finde — dreht ihn einmal um — so scheint mir dennoch: er ist tot.

Erster Sklave. Ihr sollt auch ihm nichts geben, sondern uns.

Tertan. Euch? Was fehlt euch? Wofür soll ich euch was geben?

Zweiter Sklave. Uns fehlt Geld.

Und Ihr sollt's für ihn uns geben.

Tertan. Ich versteh' euch nicht.

Erster Sklave. Ihr solltet diesen kaufen, diesen Toten!

Zweiter Sklave. Ja, wir lassen ihn Euch billig.

Tertan. Doch was soll ich mit dem Toten?

Erster Sklave. Nun, man sagt, Herr, daß die Ärzte immer tote Menschen brauchen, um zu wissen, wie der Mensch innen aussieht.

Tertan. Ei, das weiß ich! Manchen Kranken, der mir starb, hab' ich gänzlich aufgeschnitten.

Erster Sklave. Nun — ? (Stößt den zweiten an.)

Zweiter Sklave. — dann nehmen wir ihn mit.

Tertan. Halt! sagt, wieviel wollt ihr, Leute?

Sklaven (machen sich mit den Fingern Zeichen, nicken).

Erster Sklave. Zehn Dinare.

Tertan. Gut, es sei!

Doch ihr dürft es nicht verraten,
daß ich ihn gekauft!

Erster Sklave. Dann müßt Ihr
zwanzig zahlen! Und das ist er
übrigens auch wert. Beseht ihn!

Dieser Wuchs, dieß schwarze Haar! (Wendet ihn um und um.)
Herr, gebt mehr, gebt fünfundzwanzig!

Tertan (unwillig).

Hier herein schnell mit dem Leichnam! (Geschieht.)

Und dann eilig, daß ihr fortkommt!

(Gibt ihnen Geld, Sklaven vergnügt ab; Tertan nimmt seine abge-
stellten Geräte.)

Mir wär' er nicht feil um hundert,
ist mir ein gar lieber Gast!

(Ab ins Haus.)

Achter Auftritt

(Kalab im) König, zwei Stumme. Später Babelbek,
Zemrouda

(Kalab im) König. Was! Wie in der goldnen Palme
alle Leute aufgeschaut,

als wir kamen! — Sagt mal, womit

schmeckt ihr eigentlich den Wein,

da ihr keine Zunge habt?

He! Ja, so! Ihr könnt's nicht sagen!

Gelt, so gnädig, wie ich bin,

war der frühere König nicht?

(Lacht haltlos.)

Meinen Vater meine ich!

(Er klopft.)

Babelbek (schließt auf, wirft sich nieder).

(Kalab im) König. Guten Abend, Herr Eunuch

oder auch Herr Haremswächter!

Komme heut in Seinen Harem!

Babelbek. Ihr scherzt gnädig, mein Gebieter!

Doch hier ist die Königin!

Zemrouda. Was geht vor? Wie — mein Gemahl?

(Kalab im) König (sich verlegen verbeugend).

Ah, verzeiht, Frau Königin!

Zemrouda. Was begehrtst du, mein Gemahl?

(Mit Verachtung.)

Deine neue Sklavin sandt' ich
fort. Du findest sie nicht mehr.

(Kalabim) König. Meine Sklavin, so? Ja, laßt sie!

Ich will diese Sklavin gar nicht.

Zemrouda. Was begehrtst du?

(Kalabim) König. Ha, ha, ha!

Zemrouda. Sprich, mein König!

(Kalabim) König. Ha, ha, ha!

Zemrouda (zu Babelbek).

Will der König mich verhöhnen?

(Laut.)

Sagt mir, was Ihr wollt! Dann laßt mich
wieder in mein Schloß gehn, Herr!

(Kalabim) König.

Nun, wir sind doch M=Mann und F=Frau!

Zemrouda. Herr, Ihr spottet mein! Geh, bitt' ich.

(Kalabim) König. Ja, was ist denn das? Du stößest
deinen Gatten, raus von dir? [mich,
und verweigert mir das Lager?

Zemrouda. Ja, mein Gatte, ich verweig' es.

Hast du deinen Schwur vergessen?

(Kalabim) König. Welchen Schwur?

Zemrouda. Erst vorhin hast du
mich mit ihm beleidigt: daß du
mich nicht mehr berührst!

(Kalabim) König. An dem ist's?

Zemrouda. Weh! wir sind gelöst! Der heutigen
Nacht gedenke!

(Sie stößt den sich vernetigenden Babelbek ins Haus und schlägt
die Thür zu.)

(Kalabim) König. Ist's an dem?

Denke an die heutige Nacht — —?

Halt, das geht auf mich, mich Ka=Kalab!

Sie hat sich in mich verliebt,

Und ich To=or bin nun im Leibe
ihres Vatten, den sie fortstößt! (Barsch, Fußtritt.)
Geht nach H=Haus, ihr dummen St=Stummen!
Stumme (sich verneigend, ab).

Neunter Auftritt

(Kalab im) König, gleich darauf Bathsaabad

(Kalab im) König. Hier muß meine L=Leiche liegen!

Die auf z=zwölf Uhr nachts bestellt ist!

Ja, wo bi=bin ich? Bin ich nirgends?

Ob mich B=Bathsabad auffand,

mich für ganz be=betrunken hielt

und mich sanft ins Be=Bett gelegt hat?

Witwe B=Bathsabad, öffnet!

Bathsabad (unsichtbar). Welcher Schurke klopft?

(Kalab im) König.

Sie ist es!

Bathsabad (im Nachthemd).

Gnade, mein Gebieter! Euere

Sklavin liegt zu Füßen Euch.

(Kalab im) König. S=Sagt mir, Witwe Bathsabad,
ist Kalab bei Euch?

Bathsabad. Was denkt Ihr?

Kalab ist mein Bräutigam

und war niemals nachts bei mir.

(Kalab im) König. Ha=Ha=Habt Ihr ihn vielleicht
gestern abend hier be=betrunken
aufgefunden? Ich be=belohn' Euch,
wenn's so ist —

Bathsabad. Herr König, Gnade!

Kalab ist heut nacht noch gar nicht

hergekommen. — — Er kommt manchmal,

wünscht mir gute Nacht und geht.

(Kalab im) König (hebt die Kniende am Kragen hoch).

War noch nie des N=Nachts bei Euch?

Bathsaabad. Nie, Herr.

(Kalabim) König. Wißt Ihr, daß die L=Lüge gegen mich verbo=oten ist?

Bathsaabad. Herr, ich schwör's beim Haupt des Kalab.
— Tretet ein, Herr, seht doch selbst!

Ich bin eine anständige Witfrau.

(Kalabim) König. Nein, da k=könnte ja dein Kalab eifersüchtig werden, S=Srau!

Bathsaabad. Was? Der Tropf? Der soll mir kommen!
Königs Schwagerschaft ist Ehre!

(Kalabim) König. Danke für die g=gute Meinung!
Schlafet wohl!

(Bathsaabad unter komischen Dienern ab ins Haus.)

Sie h=hat mich auch nicht!

O das Schicksal ist verrückt,
und ich kö=önnte schrei=ein und flu=uchen.

Alles hab' ich a=abgesucht —
wo soll ich mich jetzt noch su=suchen?

Ge=ebe Gott, daß ich geschwinde
meinen wahren Ka=alab fi=inde! (Geht suchend ab.)

Zehnter Auftritt

(König im) Greis. Später Babelbek

(König im) Greis (tritt in fliegender Bewegung mantelumwallt auf). Fremde Worte sprech' ich. Fremd ist die Bewegung meiner Hände, ist mein Schritt. Fremd kreist mein Blut und beflügelt meinen Gang, durch die fremde Welt zu schweifen, die sich vor dem Dämmerauge dieses Greises entrückt hinbreitet. Straßen tauchen in Nacht. Von Dächern rinnt das Mondlicht. Aus Schatten wachsen Mauern auf. Verhüllt ist alles

so in Glanz, wie ich in diesen,
 der nicht meine Fesseln trägt,
 nicht gebunden ist an die enge
 Wirklichkeit des Königsseins. —
 Zemrouda! sähest du so mich!
 Doch jetzt eilt's! Was ich als König
 meinen Sklaven anbefohlen
 für den Greis, das droht nun mir.
 Drum zurück in meinen Leib!
 He, ihr Stummen! Holla! Klatscht doch
 in die Hände! Seid ihr da?
 Nirgends! Hier war's! Es ist eilig! (Schaut zurück.)
 Schon sind zwei von meinen Sklaven,
 die den Alten suchen sollen,
 auf der Spur mir. Nirgends bin ich!
 Oh, das Schicksal ist verrucht,
 und ich muß dem Wunder fluchen.
 Überall werd' ich gesucht —
 und ich kann mich selber suchen!

Babelbek (oben, mit Laterne).

Lärint nicht so da drunten, Alter!

(König im) Greis. Allah Dank! du Babelbek!
 Höre! —

Babelbek. Woher kennt Ihr mich?

Nennt mich Babelbek? Was wollt Ihr? (Leuchtet heraus.)

Ho! Ihr scheint der Langgesuchte.

Wartet, gleich wird man Euch haben!

(Läuft ab, man hört: „Eunuchen! Eunuchen!“)

(König im) Greis. Aus dem Regen in die Traufe!

(Er zaudert einen Augenblick.)

Was nur tun? Vom Leichenhause
 hol' ich schnell den toten Mann,
 mit dem sich zuerst das Wunder
 hat begeben. Dort verberg' ich
 dann den Alten, und verwandelt
 tauch' ich neu ins Leben wieder!

(Schnell ab.)

Babelbek (kommt mit zwei anderen Eunuchen [ganz gleich gekleidet] heraus. Jeder hat Laterne und bloßes Schwert. Sie leuchten in kurzem Lauffschritt die Bühne ab, bleiben dann in gerader Linie, dumm guckend, vorn stehen. Jetzt sagt Babelbek):

„Bleibt! Er ist nicht mehr zu sehen!“

(Darauf machen sie kurz kehrt und trippeln, wieder in gerader Linie, ins Schloß zurück.)

Elfter Auftritt

(König im) Greis, Zamruks Leiche. Später: (König im) Zamruk, der Wucherer, Margiana, Oheim, Tante, Wache Rufe (hinter der Szene). Haltet! Haltet! Leichenräuber!

Auf zu Hilfe! Leichenräuber!

Er trägt unsern Zamruk fort!

(König im) Greis (Zamruks Leiche über der Schulter, er dreht sich mehrmals um; dann stellt er die Leiche gegen eine Wand, sie beginnt umzufallen, er stellt sie wieder fest, hält sie und beginnt):

Raum kann ich mich mehr besinnen
in der Eile dieser Flucht!

Wie sind denn die Worte nur?

(Er murmelt, macht das Zeichen und sinkt in die Arme des lebendig gewordenen Zamruk.)

(König im) Zamruk. Seltsames begegnet Königen
in den Sagen. Aber welcher König
hat erlebt, was ich, Fadlallah,
jetzt erlebe, daß ich eilends
immer neue Leiber trage?

Preis sei Allah! Und nun schnell
mit dem Alten in den Koben!

(Stößt den Koben auf, wirft den Alten hinein und schließt; er verbirgt sich. Es treten auf Margiana mit Oheim und Tante, zuletzt hinkend der Wucherer.)

Oheim. Sei vernünftig, Margiana!

Tante. Hörst du? Sollen wir die Schulden
Zamruks zahlen? Laß die Leiche
doch dem Wechsler!

Margiana. Niemals, nein!

Eher soll er mich als Sklavin

für die Schuld Zamruks verkaufen,
 als die Leiche schänden. Nein!
 D h e i m. Nimm Vernunft an, Margiana!
 Du bist schön, du findest schon noch
 einen andern.
 M a r g i a n a. Schändlich! Schweige!
 T a n t e. Er ist doch in seinem Recht.
 W u c h e r e r (auftretend). Leichenräuber! Leichenräuber!
 Du, du hast ihn stehlen lassen.
 Heimlich willst du ihn begraben,
 daß ich seine Leiche nicht
 an die Ärzte soll verkaufen!
 D h e i m. Was dein gutes Recht ist, sicher!
 W u c h e r e r. War er mir doch vom Gerichte
 schon als Sklave zugesprochen!
 So ist auch die Leiche mein!
 Schnell, daß wir den Mann noch fangen!
 Leichenräuber! Leichenräuber!
 D h e i m. Leichenräuber!
 T a n t e. Leichenräuber!
 W u c h e r e r. Liebe Leute, helft mir suchen!
 (Die drei ab in die Stadt. Margiana bleibt allein zurück.)
 (K ö n i g i m) Z a m r u k (tritt vor).
 Mädchen, halt! — Jetzt will ich's kosten!
 Trag' ich schon den Leib des Bräutigams,
 will ich auch die Braut genießen.
 M a r g i a n a (plötzlich). Bist du's, Zamruk? Lebst du wieder?
 Bist du selber aufgestanden?
 Trug dich nicht ein Räuber fort?
 (K ö n i g i m) Z a m r u k. Köstlich, köstlich! Erst Verfolgter,
 nun Geliebter, der beweint ward!
 Laß von jeglicher Gestalt den
 Kuß des Augenblicks mich trinken!
 M a r g i a n a. Wehe, willst du wieder sterben?
 Mich den Todeschmerz noch einmal,
 böser Lieber, kosten lassen?

(König im) Zamruk. Nein, ich bleibe leben, Liebste!
Schließlich freilich sterb' ich wieder.
Denn wir Menschen sind ja sterblich.
Komm in meine Arme! Komm!

Margiana. O wie glücklich bin ich, Zamruk!
Denk', er wollte dich mir stehlen,
und ich hatte solch ein schönes
Leichenkissen dir gestickt,
rings am Rand mit feinem Golddraht.

(König im) Zamruk (vergnügt).
Schade wär's fürwahr gewesen,
hätt' der Tölpel mich verkauft! (Küßt sie.)

Margiana. Auch die Leichentücher hab' ich
selbst gestickt und ausgenäht.
Du hast sie gewiß noch gar nicht
angesehn. Sind sie nicht schön?

(König im) Zamruk. Sie sind herrlich! Laß dich küssen!

Margiana. Doch jetzt kannst du so nicht länger
gehn, Geliebter! (Schreck.)

Deine Röcke! —
Als du tot warst, hat der Wucherer
Geld verlangt. Oheim und Tante
gaben gleich ihm deine Kleider.

(König im) Zamruk. Nun, da muß man neue kaufen!

Margiana. Hast du Geld?

(König im) Zamruk. Nicht einen Dirrehm!

Margiana. Und der eingegrabene Topf?
Weißt du nicht mehr?

(König im) Zamruk. Nicht das mindeste!

Margiana. Wie? Du spartest doch für unsere
Hochzeit, Zamruk?

(König im) Zamruk.

Richtig! Richtig!
Doch ich habe, als ich tot war,

ganz vergessen, wo der Topf ist,
 wo ich ihn vergrub.
 Margiana. Wie seltsam!
 Doch jetzt will ich dich verbergen.
 Nur noch einen Kuß, Geliebter! (Umarmung.)
 (König im) Zamruk (leise).
 Wenn mich jetzt Zemrouda sähe!
 Margiana. Weh! — Zamruda? diesen Namen
 sprachst du eben leise aus!
 Liebst du eine andre, sage?
 (König im) Zamruk. Höre, Kind. Du hast geträumt.
 Margiana. Nein, du sagtest leise: Zamruda!
 (König im) Zamruk. Wirklich nicht.
 Margiana. Ich will dich prüfen.
 Sage rasch jetzt meinen Namen!
 (König im) Zamruk. Ei, warum denn?
 Margiana. Tu es schnell!
 (König im) Zamruk. Nein, ich will nicht.
 Margiana. Dann ist's wahr!
 (König im) Zamruk. Was?
 Margiana. Daß du die andre liebst!
 (König im) Zamruk. Ich versteh' nicht!
 Margiana. Weißt du nicht,
 wenn man seinem Mädchen untreu
 ist, dann kann man niemals ohne
 Stottern ihren Namen sprechen,
 trägt sie nur ein einziges Blättchen
 von dem Kraut der Eifersucht!
 Und ich hab' ein ganzes Büschel! (Hält es ihm vor die Nase.)
 (König im) Zamruk. Wißt' ich doch nur ihren Namen!
 Margiana. Wehe, jetzt erkenn' ich alles!
 Jenes Geld, das du gespart hast
 und in einem Topf vergraben
 und vergessen haben willst,
 das hast du für die Zamruda
 ausgegeben! Weh, ich Arme,

die du schnödd verraten hast!

Aber Rache soll mir werden!

Hierher kommt, wenn ihr den Zamruk
sucht! den ganz Treulosen! Hierher!

(Wucherer, Tante, Oheim kommen zurück.)

Oheim und Tante. Täubchen, das ist recht von dir!

Wucherer. Ja, was sag' ich? Schaut dorthin!

Leute, hab' ich recht gehabt,

als ich sagte, dieser Lummel

sei nur scheintot? Schaut dorthin!

Das ist Zamruk, der Verstorbne!

Zamruk ist's, der mich geohrfeigt

und um so viel Geld geprellt!

Zamruk, der mich prügelte!

Zamruk, der als Toter sprach!

Zamruk, der nun wieder lebt!

Zamruk, mein kostbarer Sklave,

vom Gericht mir zugesprochen!

Hoffentlich bleibt er jetzt leben

und entschlüpft mir nicht von neuem!

Folg' mir willig, lieber Zamruk!

Du mußt auf den Sklavenmarkt!

Margiana. Recht geschieht dir, du Treuloser!

Tante. Was wir an die Leichenfrau

zahlten, muß sie wiedergeben!

Oheim. Ganz gewiß! das muß sie tun!

Folg' ihm willig, lieber Zamruk!

Tante. Zeige, daß du weißt, was recht ist!

(König im) Zamruk (zu sich). Die Gestalten, die ich finde,

merk' ich, sind verknüpft mit Schicksal,

das mich mitreißt. Weiter nicht denn!

(Laut.)

Nein, ich will nicht!

(Will abgehen.)

Wucherer.

Doch, du mußt!

Sieh, dort kommt die Straßenwache.

Ich will sehn, wer recht behält!

(Eine Wache tritt auf.)

Wache. Platz da, in des Königs Namen!

Wucherer. Herr, gewähre mir mein Recht!

Dieser Mann hier ist mein Sklave,
durch Gerichtsbeschluß verfallen;
und nun will er mir nicht folgen!

Wache. Zeigt mir den Gerichtsbefehl!

Wucherer. Hier, Herr, ist er!

Wache. Er ist richtig.

Jener Mann dort ist dein Sklave,
und du magst ihn gleich verkaufen.

Wucherer. Nicht so schnell! Ich will vorher ihn
zum Eunuchen machen lassen.

Da erzielt er höheren Preis.

Und ich kann das wohl verstehen,
daß Eunuchen bessere Diener
als männliche Sklaven sind.

Hat man eine Frau und Töchter
und muß oftmals auf die Reise,
darf man keine Stunde trauen,
daß zu Hause nichts geschieht.

Aber ein Eunuch ist sicher.

Wache. Also fort nun mit dem Kerl!

(König im) Zamruk. Jetzt wird das Erleben dieses
toten Bräutigams recht gefährlich!

Herr, Ihr werdet das nicht tun!

Wucherer. Wollt' ich selbst, ich könnte nicht anders.

Denn das Geld, das ich für dich
jetzt erlöse, ist nicht mein mehr.

Das nimmt alles gleich der König,
dem ich immer borgen muß,
der nie rückzahlt. Wie die Preise
jetzt stehn, bringst du als Eunuch nur
mir so viel, wie er gefordert!

Oheim. Seid nur ruhig, lieber Zamruk!

's ist so schlimm nicht!

Tante. Dadurch kommst du
gar vielleicht bis an den Hof

und wirst einflußreich und mächtig.
Denk' dann unser, lieber Zamruk,
wenn du hoch in Ehren stehst!

Margiana. Dann kann ich dich wieder lieben!
Denn dann weiß ich, daß du künftig
mir nicht treulos bist, du Arger!

(König im) Zamruk. Das, Geliebte, freilich! Aber —

Margiana. Ich bin schön! Dann wird der König
mein Beispiel und du mein Mann!

Wucherer (indem er den Zamruk in ein gestreiftes Tuch hüllt).

Giltst du jetzt an siebzig Gulden,
bist du gleich dreihundert wert.

Paß mal auf, wie du im Preis steigst!

Auf mit ihm! Zu Doktor Tertan!

(Gehen in Tertans Haus. Der Zwischenvorhang fällt im Moment
des Abgangs. Sofort steht der erste Sklave mit dem dicken Greis
vor dem Vorhang und beginnt.)

Zwölfter Auftritt

Das ekstatische Zwischenpiel. Erster Sklave mit einem ganz dicken,
gefesselten und geknebelten Greis

Sklave. Lang und hager, sagt der König.

Ei, ja nun. Er ist nicht hager,
eher neigt er zu den Starken.

Hager? Nein, das ist er nicht.

Aber in der Abenddämmerung,
wo die Winkel alle Formen

in sich trinken, die Gestalten
noch um ihren Schatten wachsen,
kann man ihn für hager nehmen.

Wer hat's so genau gesehn?

Zwar, wenn ich's recht überlege,
könnte ich ihn einmal fragen,

ob er's ist. Er wird mich nicht
gleich verfluchen. Ja, ich frag' ihn!

Denn der Mensch bedarf der Rede

als natürlicher Entlastung
aller Dinge, die ihn drängen.
Hört! Möchtet Ihr reden? Eure
Seele mal austreten lassen
einen Augenblick? Ihr nicht!
Vorher müßt ihr mir versprechen,
daß Ihr mir nicht fluchen werdet!
Gut! Ihr schüttelt mit dem Kopf.
Ferner mich auch nicht behexen,
noch mir Böses antun oder
sagen, daß Ihr der nicht seid,
der gesucht wird. Denn Ihr seid es
ganz gewiß. Des bin ich sicher!

Dicker Greis (nickt).

Sklave. Wollt Ihr alles dies versprechen?

Gut! Ich löse Euch den Knebel!

(Geschlecht. Während des Folgenden sucht der Sklave fortwährend
dem Greis den Knebel wieder einzuschieben.)

Dicker Greis. Niederträchtiger räudiger Hund!

Ganz verfluchtes dreckiges Scheusal!

Krötenbein! Flußmolch! Strauchgauner!

Unverschämter Palmenaffe!

Kognas! Schinnkopf! Schiefbein! Schielaug!

Hammel! Esel! Dohse! Roß!

Höllendiener! Schwein! Schimpanse!

Sag', wie konntest —

Sklave. Gott sei Dank,

daß der Knebel wieder drin ist!

Wie ein Rohr der Wasserleitung,

das gebrochen ist und plötzlich

Gluten auf die Menschen schüttet,

stürzt aus dieses Mannes Mund

der Gebirgsschlamm auf mich nieder.

Doch, soviel ich mich besinne,

hat er nicht einmal geflucht,

noch gehört. Das muß ich loben.

Zwinke jetzt nur mit den Augen,
 wackle mit den Schultern nur.
 All das wird dir wenig helfen!
 Denn jetzt bleibt der Stopfen drin.
 Und ich bringe dich am besten
 erst mal in die goldne Palme.
 Freilich trinken darfst du nicht.
 Also vorwärts marsch! Hotthüh! (Treibt ihn vor sich her.)

Dreizehnter Auftritt

Sobald der Sklave mit dem dicken Greis abgegangen ist, öffnet sich der Zwischenvorhang. Die ganz kurze Szene — hinten durch einen farbigen Vorhang abgeschlossen — zeigt Tertans Laboratorium. Komische Geräte. Erleuchtete Flaschen. Links ein Ruhebett, auf dem der Leib des Kalab liegt, am Kopfende ein grotesker Tisch. Daneben ein Sitz. Auf der Erde ein riesiger Trichter. — Dr. Tertan. Leiche Kalab. Später: Wucherer, Wachleute, (König im) Samruk, (König im) Kalab.

Tertan. Nun ans Werk! Heut soll's gelingen!

Dieses Lebenselixier,
 das ich dreizehn Mitternächte
 klug bereitet, siebenfach
 durchgekocht am Strahl der Sonne,
 aus den Höhen des Zenits
 überleuchtet, jetzt probier' ich's.
 Diese Leiche war nicht krank,
 starb am Tod aus Lebensfülle —
 und so muß das Mittel wirken.
 Feierlich ist mir zumute,
 und ich nehme soviel Tropfen,
 daß er eine Viertelstunde
 leben wird, vielleicht auch kürzer.
 Jetzt flöße ich's ihm ein.
 Dieser Trichter scheint ganz sauber.
 (Spuckt und pufset hinein, reibt ihn mit einem langen roten
 Lappen aus.)
 So! Für jegliche Minute

geb' ich ihm jetzt einen Tropfen.

(Stellt sich über Kalab und gießt Flüssigkeit hinein.)

Einß, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
acht, neun, zehn, elf, zwölf, s – o – dreizehn,
vierzehn, – fünfzehn!

(Es klopft; Tertan deckt Kalabs Leiche mit einem Tuch zu, nachdem er ihr den Mund gewischt.)

Tertan. He? wer klopft? Ich bin beschäftigt
und kann jetzt unmöglich öffnen.

Wachmann (tiefer Bass). Doch Ihr müßt!

Wucherer.

Ja, öffnet, Arzt!

Tertan. Oh, es ist der filzige Wucherer,
dem ich Gelder schuldig bin.

Wachmann. Öffnet, öffnet! Oder Eure
Türe fliegt Euch gleich ins Zimmer!

Tertan. Haltet ein! Ich öffne schon.

(Geschieht.)

Sagt mir eilig, was Ihr wollt! (Wucherer usw. treten ein.)

Wucherer. Oh, wir wollen gar nicht viel.

Diesen meinen Sklaven Zamruk
sollt Ihr zum Eunuchen machen.

Tertan. Vorn! Ich will es morgen tun.

Wucherer. Nein! Ihr müßt es gleich besorgen.

Tertan (aufgeregt auf Kalab aufpassend).

Gut! So laßt ihn hier und holt ihn
wieder ab in einer Stunde!

Wucherer. Doch, daß Ihr dann fertig seid! (Ab mit Wache.)

(König im) Zamruk.

Herr, Ihr müßt zur Flucht mir helfen!

Tertan. Ei, das kann ich wirklich nicht.

(König im) Zamruk. Doch ich will Euch hoch belohnen.

Tertan. Wärt Ihr reich, wärt Ihr nicht hier!

(König im) Zamruk. Helfst mir! Helfst mir!

Tertan.

Habt nicht Angst!

Warum heiß' ich „Doktor Schmerzlos“?

(König im) Zamruk. Doch nachher!

Tertan.

Dann seid Ihr frei

von der Trübung der Gedanken,
und vielleicht wird dann aus Euch,
hoffen wir's, ein Philosoph!
Doch Ihr müßt Euch noch gedulden
einen kleinen Augenblick.
Hier ist ein Versuch am Werk,
der mich hochberühmt soll machen!
Ich erwecke einen Toten.

(König im) Zamruk. Wie?

Tertan. Ja, einen Toten weck' ich.

(König im) Zamruk. Möge der Versuch Euch glücken!

Tertan. Hoffst nur jetzt noch nicht zu viel;
denn ich gab ihm nur für eine
Viertelstunde Elixier.

(König im) Zamruk. Wo habt Ihr den Toten denn?

Tertan. Unter diesem Teppich liegt er.

(König im) Zamruk (für sich).

Das ist Rettung! Allah Dank!

(Er murmelt den Zauber, man hört „reiche – streiche – Leiche“. Dann
sinkt er auf dem Stuhle so um, daß man deutlich sieht, er ist tot.)

Tertan (immer zur Leiche Zamruks als Zuschauer sprechend).

Ja, er regt sich –

(König im) Kalab (hebt sich aus dem Tuch).

Ich muß brechen.

Tertan (immer, ohne sich umzusehen, zu Zamruks Leiche).

Seht Ihr's, wie mein Mittel wirkt?

Eine Viertelstunde wird er
leben jetzt! Seht nach der Uhr!

(König im) Kalab. Mann! das ist ein garstiger Saft,
den Ihr mir da eingeträufelt!

Tertan. Doch er rettet Euch vom Tode.

(König im) Kalab. Nun lebt wohl!

Tertan. Wohin? wohin?

Bleibt, sonst kehrt die Ohnmacht wieder!

Nehmt erst eine Stärkung noch!

(König im) K a l a b. Wenn Ihr mir was andres gebt
als das Wunderelixier!
Leben, meint Ihr, gibt's dem Menschen?
Höchstens kneipt's ihn in den Darm.
Gebt mir Wein! — Ich bin verdurstet! (Tertan gießt ihm ein.)
Siehst du, Doktor, meine Seele,
der du sonst nur kniend nahst,
hauste jüngst in einem Greise,
der verdorrt war, dann in einem
Toten, der seit dreien Tagen
nichts getrunken; und in diesem
Mann, worin ich jehzo stecke,
ist auch alles dürr und trocken.

Tertan (zu Zamruks Leiche). Der zurückgerufene Geist
schwärmt noch von dem freien Schweben.

(König im) K a l a b. Da der Durst nun in der Seele
nur bemerkt wird und sich anhäuft,
muß ich jetzt drei Schlünde nehen.

Tertan. Eh' er dieses Glas geleert,
muß er wieder niedersinken.

(König im) K a l a b. Das ist Lebenselixier!
Dieser Wein ist wohl aus meinem
Keller? Er ist gut.

Tertan. Erbleicht er?

(König im) K a l a b. Rasch noch einmal! Denn ich habe
nicht viel Zeit.

Tertan. Er ahnt es schon!

(König im) K a l a b. Was hat er denn da für einen
melancholischen Genossen?

Ladet ihn doch auch zum Trinken!

Tertan. Später, später! Jetzt nur Euch!

(König im) K a l a b. Lebt nun wohl, mein lieber Arzt!

Tertan. Haltet! bleibt! Was fällt Euch ein?!

Eure Uhr ist abgelaufen! (Wucherer klopft an die Thür.)

(König im) K a l a b (hat, um hinauszugehen, die Thür geöffnet).
Wucherer. Bitte!

(König im) Kalab. Vern, elender Sklave! (Geht hinaus.)

Wucherer. Wer ist das?

Tertan. Für Augenblicke

gab ich diesem Toten Leben;

gleich wird er umfallen. Horcht!

Gebet Obacht!

Wucherer. Ei, was schert's mich!

Tertan. Haltet! Oh, wie wird das enden?

Wucherer. Habt Ihr meinen Mann bedient,

kann ich ihn nun mit mir nehmen?

Wo ist mein Eunuch, ich bitte?!

Tertan. Hier! Er ist noch unberührt!

Wucherer. Steh auf! He! der ist ja tot!

Lügner ihr! Stinkender Lügner!

Tertan. Er hat hier die ganze Zeit

stille an dem Tisch gegessen.

Wucherer. Wie? Mir macht Ihr das nicht weiß!

Tertan. Schert Euch fort mit Eurem Sklaven!

ich hab' ihn nicht angerührt!

Wucherer. Dummkopf!

Tertan. Esel!

Wucherer. Dieb!

Tertan. Verrückter!

seht doch Euren Sklaven an!

(Der Zwischenvorhang schließt sich, während das Schelten fort dauert.)

Vierzehnter Auftritt

Das phantastische Zwischenpiel. — Aus dem Schelten hinter dem Vorhang tritt der Wucherer mit Zamruks Leiche (setzt Puppe) heraus, wirft sie später dröhnend hin und setzt sich drauf, streichelt, schüttelt, tritt und liebkost sie abwechselnd

Wucherer. He! — hehe! — hehe! der Tropf der!

Und will nicht einmal die Leiche
dabehalten und bezahlen! —

Ich will sehn, ob er nicht wieder
sich verstellt! He, Zamruk, rede!

Bist du tot! He? Oder tust du
 wieder bloß so? Sag' mir's ehrlich!
 Hör', ich mach' dir einen Vorschlag:
 wenn du gleich jetzt lebst — gleich aber,
 hörst du, gleich jetzt lebst! — so will ich
 deinen Leib, der mir gehört,
 nach dem Schuldrecht mir gehört,
 an dich leihn. Du zahlst dafür
 mir die Zinsen von der Summe,
 die du wert bist. Einverstanden?
 ich will dich dir billig lassen! — —
 Sollt' man's glauben, daß ein Mensch sich
 so verstellt wie dieser Zamruk? —
 Zamruk, ich verkaufe dich dir,
 wenn du lebst, auf Abzahlung! — —
 Ist auch das nichts? Zamruk, wie?
 Nicht? Und machst dich auch noch schwer?
 Aber wart! Komm' ich nach Hause!
 (Schultert die Leiche, ab. — Der Zwischenvorhang hebt sich. Die
 Szene ist wieder der Platz vor dem Schloß.)

Fünfzehnter Auftritt

(König im) Kalab. Später: Königin, Babelbet

(König im) Kalab (tritt aus Tertans Hause).

Ich, der König! Ich, Fadlallah,
 stecke nun im Leib des Bettlers,
 in dem Leib desselben Bettlers,
 der den Zauber mir verriet,
 der vielleicht erschlagen wurde,
 daß sein Leib mein werden konnte!
 Stehe wieder an dem Brunnen,
 wo ich Weis ward, jetzt ein Bettler.
 Heimweh faßt mich an und Sehnsucht,
 in mich selbst zurückzukehren,
 fremdes Schicksal abzustreifen,
 still in mir zu sein und ohne

Leidenschaften andrer Körper.
Denn im Weg durch die Gestalten
hab' ich mich verloren. Welle
des Gefühls, wirf du mich wieder
an den Strand meines Erlebens!

Babelbek (oben heraustrittend). Meine Herrin ist sehr witzig.
Für das Bett will sie den Bettler. (Unten.)

Heda! Heda! Kommt Ihr endlich?

(König im) Kalab. Endlich? Hast du mich erwartet?

Babelbek. Frag' nicht viel! Mach' schnell! Die Königin
ist schon ungeduldig. Kommt!

(König im) Kalab. Faßt mich Wahnsinn?

Babelbek. Ohne Worte!

Daß uns niemand sieht! Sonst kann es
beiden uns den Kragen kosten!

Wartet hier!

(König im) Kalab.

Ahnt dieser Sklave,
wer ich bin? Doch nein, dann wär' er
höflicher! Was ist? Mich schwindelt.

Zemrouda (tritt auf). Still und leer ist die Nachtweite,
warm die stehende Luft. Ich greife
eine Säule, greife Rissen —
o Fadlallah!

Babelbek. Er ist da.

Zemrouda. Wer?

Babelbek. Der herbestellte Bettler.

Zemrouda. Schick' ihn fort! Du bist ein Narr!

Babelbek. Ich war selbst zuerst dagegen,
wie Ihr wißt. Jetzt aber sag' ich,
laßt ihn kommen, diesen Bettler!
Wenn er da war, können wir
wieder lesen, musizieren,
Abendröte, Mondscheinnächte,
Kunst, Natur und edle Liebe
miteinander still genießen.

Zemrouda. O Fadlallah —

Babelbek (sie nachahmend). O Fadlallah —

In den Armen einer Schönen,
die er herzt und „Liebchen“ nennt,
liegt er ganz gewiß jetzt, Herrin! —
schwurt sogar, Euch heut zu töten,
weil Fadlallah Euch verließ;
und nun wollt Ihr nicht einmal —

Zemrouda (ringend). Bring' ihn! Dann gieß das in deinen
Trank! Es schläfert ein, bis längst sie
uns gefunden.

Babelbek. Ei, Ihr werdet
doch im Ernst nicht — ?

Zemrouda. Bring' ihn her!

Babelbek. Komm, Gesell! (Stumme Szene.)

Zemrouda. Ich ließ dich rufen!

(König im) Kalab. Kennst du mich, Zemrouda?

Babelbek. Freilich kennt die Königin Euch!

Hoßt Ihr denn nicht immer unten
an der Mauer? Nun, und wundert
Euch, daß sie in Euch verliebt ist?

Ei, Ihr seid ein schöner Mann! (Richert.)

(König im) Kalab. Bin ich toll? Was ist das alles?

Zemrouda. Nein, ich kenne dich nicht, Fremder.

(König im) Kalab. Doch ich kenne dich, Zemrouda!

Was begehrst du?

Zemrouda. Hast du Mut?

(König im) Kalab. Wozu brauch' ich Mut, Zemrouda?

Zemrouda. Um mich zu umarmen, Mann!

(König im) Kalab. Dazu braucht es wenig Mut.

Zemrouda. Doch es kann dein Leben kosten!

Denke, wenn der König hörte,
wer sein Lager teilt. Bedenke,
daß vielleicht ich öfters heimlich
mir Liebhaber bringen lasse,
die am nächsten Morgen tot sind,

daß sie nicht ausplaudern können,
wie ich Männer liebe, Fremder.

(König im) Kalab. Ich begehre es nicht zu wissen.

Doch nicht denke, daß ich zittere
vor Gefahren, Herrin! Nein!

Denn mir gilt das Leben nichts mehr! (Ausbrechend.)

Ich verachte so das Leben,
daß es mir nicht einmal wert scheint,
selber es zu enden!

(Stürzt sich auf Babelbek, der hinter Zemrouda flüchtet.)
Schurke!

Babelbek. Herrin, weh, er will mich morden,
dem ich doch nur Gutes tat!

Zemrouda. Halt! Ein Ruf – und zwanzig Dolche
bohren sich in deine Brust!

(König im) Kalab. Tu den Ruf! – Damit du sähest,
daß ich nicht aus Furcht mich weigre!

Rufe! – Nicht? Dann laß mich gehn!

Zemrouda. Bleibe! Du gefällst mir. Deine
Art ist nicht des Bettlers, Mann!

(König im) Kalab. Deine nicht der Königin!

Zemrouda. Sei's! Ich bitte dich nicht mehr –
ich gebiete dir zu kommen.

(König im) Kalab. Nun, so rufe deine Sklaven,
daß sie mich für dein Begehren
fesseln! Denn ich weigere mich.

Zemrouda. Schweig und horch'! Wirf so nicht von dir,
was dir blinder Zufall bietet,
der dich unter Tausenden
auserwählt. – Verdientes mag man
von sich werfen als gering!

Nicht Geschenktes! Komm! Ich liebe dich!
Liebe, Mann, dein Widerstreben!

(König im) Kalab.

Wenn du's liebst, was willst du's brechen?

Zemrouda. Ich will mit dir davon sprechen,
wie sich ein verschmähtes Weib,
das ihr Gatte tödlich kränkte,
rächen kann. Du sollst mir helfen,
eine Rache auszudenken.

(König im) Kalab. Warum willst du Rache? – Sage!

Zemrouda. Frage nicht! Ich will. Du hilf mir!

(König im) Kalab. Liebst du deinen Gatten, Frau?

Zemrouda. Ja! An seiner Leiche stirb' ich.

Doch ich töte den Lebenden.

(König im) Kalab. Gut! Zur Rach' an diesem Manne
komm' ich mit dir, Zemrouda! (Hinein.)

Sechzehnter Auftritt

Das erotische Zwischenspiel

Babelbel (allein, schlägt sich an den Bauch). Ah – ah –
(Er kommt vor, indessen fällt der Zwischenvorhang.)

So! – Jetzt hab' ich Zeit, einmal
nachzudenken, was die Liebe
ist. Die Liebe? Eine Krankheit!
Schneller geht der Puls, das Herz klopft,
alles Blut treibt in den Kopf,
übergehend sind die Augen,
die Besinnung ist verloren –
ja, die Lieb' ist eine Krankheit,
eine Störung des gesunden,
ruhigen, gleichmäßigen Kreislaufs
in dem Leibe. Mir ist wohler
als den beiden. Und indessen
sie im Taumel nichts mehr wissen,
weiß ich auch noch, daß mir wohl ist,
und verdopple so mein Wohlfsein.
Ob schon beide Leichen sind?

(Hört in den Zwischenvorhang hinein.)

Nein. Noch leben alle beide. (Er setzt sich und singt zur Laute.)
Liebe ist das Widerstreben

und das Beieinandersein.
Keine Liebe kann es geben,
als zu zwein — ja — als zu zwein!

Liebe ist das wahre Leben.
Armer Sänger, bist allein.
Keine Liebe kann es geben,
ohne Pein — ach — ohne Pein! (Schläft traurig ein.)
Hauptvorhang

Zweiter Aufzug

Erster Auftritt

Das Traum=Zwischenspiel. — Wenn der Hauptvorhang hochgeht, liegt Babelbek schlafend, mit der Laute zugedeckt, vor dem Zwischenvorhang und spricht im Traum

Babelbek. Ja, ganz feuerrot — nur Seide —
wie der Rock des Masrur! — Dafür,
daß ich euch den Willen tat
mit dem Bettler — ha — ha — ha!

(Er fährt auf, reibt sich die Augen.)

Wo? Wo bin ich? — Hier, hier saß ich
heute nacht. Ich habe geschlafen.
Sinkt der Mond schon? Allah, hilf!
Sie sind immer noch zusammen.
O ich pflichtvergeßner Wächter!
Öffnet, öffnet, öffnet schnell!

(Er läuft wie rasend und die Laute schwingend vor dem Zwischenvorhang auf und nieder, der sich auf sein „schnell“ hebt.)

Zweiter Auftritt

Die Szene ist wieder der Platz vor dem Schloß. Dunkler Morgen.
Babelbek, (König im) Kalab, Zemrunda

(König im) Kalab (stürzt heraus).

Weh! Entsetzlich! Wurde jemals
dies erhört: ich selber habe

meine eigne Eh' gebrochen,
ich, mit meinem eignen Weibe!
Babelbek. Er scheint mir verrückt. (Bedeutend.)

Die Liebe!

(König im) Kalab. Nie noch trug ein Mann ein größeres
Hirschgeweih als ich, ich, der es
selbst sich aufgesetzt! Ich selbst mir!
Ich, der König, in dem Bettlerleibe!

(Er stürzt zum Brunnen, Babelbek schließt wieder die Gittertür.)

Wasser! Kühlung! Ich will wissen,
ob ich wache oder träume! (Er wäscht sich immer von neuem.)

Zemrouda (auftretend). Ist er fort?

Babelbek.

Er ging zum Brunnen.

Zemrouda. Nie will ich ihn wiedersehen!

Oh, ich möchte mein Gewand
in ganz kleine Stücke reißen.

Babelbek. Wolltet Ihr doch nur erst schlafen
und Euch ausruhn! Nach dem Schläfe
scheinen alle Dinge anders,
werden alle Dinge sanfter.

Zemrouda. Tor, ich habe längst geschlafen.

Babelbek. Ei, was ist denn groß geschehen?

Zemrouda (während Babelbek ängstlich vor ihr zurückweicht).

Du allein bist schuld daran.

Hat dich nicht mein Eheherr
nur deshalb gekauft, du Arger,
daß du meine Treue schütztest
und mein Lager rein erhieltest?

Babelbek. Freilich, ja!

Zemrouda. Wir Frauen sind schwach,
sind der Eitelkeit und Laune
unterworfen. Unfre Tugend
ist gebrechlich wie das Glas.
Deshalb setzt man euch Eunuchen
mit dem Schwert vor unfre Sünde!

(Schüttelt ihn an den Schwertern in seinem Gurt.)

Babelbek. Habt Ihr's selber nicht befohlen,
daß ich einen Mann Euch bringe?

Zemrouda. Mußtest du es deshalb tun?

Heißt das meine Tugend schützen,
wenn dich mein Befehl verleitet?

Babelbek. Ihr bedrohtet auch mein Leben.

Zemrouda. Warum opferdest du's nicht?

Du bist schuld! Allein du! Niemals
läßt du jenen mehr herein!

(Will ins Schloß.)

(König im) Kalab (unten, für sich).

Nein, ich träume nicht. Ich wache.

Alles muß ich ihr erklären.

Denn sonst tötet sie sich. Halt!

Babelbek. Er ist da!

Zemrouda. So jag' ihn fort!

Babelbek (will nach unten).

Zemrouda (hält ihn). Warum kommt er noch einmal?

Babelbek. Ei, vielleicht verfolgt man ihn. (Will nach unten.)

Zemrouda (hält ihn). Babelbek, du sorgst dafür,
daß ihn kein Verfolger findet!

Aber ich will ihn nicht sehn.

Babelbek. Ja, wohin verberg' ich ihn?

Zemrouda. Hierhin! Dorthin! Wo du willst!

Aber ich will ihn nicht sehn.

Babelbek. Herrin, wenn er sich nun tötet?

Zemrouda. Soll er's! Ich will ihn nicht sehn!

Babelbek (will nach unten). Gut! So schicke ich ihn fort!

Zemrouda. Halt! Du magst ihn zu mir führen.

Er soll wissen, daß —

Babelbek. Da ist er!

Zemrouda und (König im) Kalab (lange Umarmung).

(König im) Kalab. Liebste, warum logst du mir,
daß am Morgen dieser Nacht

Tod mein harre? Ich erwart' ihn,

(Bitter.)

daß mein Weiterleben dir nicht
stete Sorge sei, Zemrouda!

Zemrouda. Wohl, daß du mich mahnst! Hab' Dank!
Doch du wirst allein nicht sterben.

Ich mit dir —

(König im) Kalab. Liebst du mich so?

Zemrouda. Höre mich! Als du in meinen
Armen lagst und um uns Nacht war,
warst du mir Fadolallah, mein Gatte,
den ich über alles liebe.

Sprachst du, hört' ich seine Stimme,
küßtest du, fühlt' ich seine Lippen;
und im Halbtraum wußt' ich nicht mehr,
daß du nicht Fadolallah bist.

Ich vergaß, daß ich bis gestern
ihn gehaßt und dich zur Rache
zu mir rief. — Ich lieb' ihn wieder,
wie ich jemals ihn geliebt.

(König im) Kalab. Freilich! Das ist Art der Weiber,
daß sie stets den gegenwärtigen
Liebsten mit dem fernen kränken,
zu dem ihr unsteter Sinn,
kaum befriedigt, schon sich sehnt.

Zemrouda. Schilt mich nicht! Mir ist, als gälten
alle meine Worte dir —

und ich kann nicht trennen zwischen
dir und meinem Gatten. — Geh du!

Mitleid rührt mich. Du bist jung.

Nich find' er entseelt, doch ahne
nichts von dem, was ich getan!

(Abgewendet.)

Lebe wohl!

(König im) Kalab. Halt ein! Ich weiß es,
daß Fadolallah dir verzeihn wird.

Tötest du dich, stirbt auch er!

Zemrouda. Er wird mich vergessen. Laß mich!

(König im) Kalab. Höre mich! Ich bin Fadolallah,
bin in diesen Leib gefangen
und mir selbst gestohlen worden,

bin verzaubert, niemals warst du
untreu mir! — Indes ich spreche,
ist vielleicht der Augenblick
schon versäumt, um meinen Leib,
den verlorenen, noch zu finden.

Laß mich gehn! Doch töte dich nicht!

Zemrouda. Hat der Wahnsinn ihn erfaßt?

Babelbek. Oft sind Leute von der Liebe
närrisch. Laß ihn! Morgen wird er
wieder klug sein, liebste Herrin!

(König im) Kalab. Wohl! Es klingt unglaublich. Aber
laß nachfragen, ob seit gestern
ich hier unten mit dir sprach —

Zemrouda. Niemals sprachst du noch mit mir,
eh' dich Babelbek gebracht —

(König im) Kalab. Dieser Kerl nicht! Ich, Fadlallah —
sprach Fadlallah nicht mit dir?

Von dem Eid der sieben Jahre?

Zemrouda. Ja, das tat er. Seltsam —

Babelbek. Dieser

Mann hat seinen Bettelplatz
gleich dort drüben an der Ecke.
Außerdem fängt sich der Schall
im Torbogen. Man hört gut dort.

(König im) Kalab. Fragt doch nach, ob nicht der König
seit heute nacht verschwunden ist
oder tot ward aufgefunden.

Babelbek. Er ist ganz verrückt geworden.

Vorhin war der König da —

Zemrouda. Ja, Fadlallah war bei mir!

(König im) Kalab. War der König hier? Ich Esel!

Der Verräter hat sich meines
Leibs bemächtigt. O ich Esel!
Jetzt sind wir vertauscht, er König,
und meine Königsseele muß
dies sein Bettlerantlitz tragen!

- Sage mir, Zemrouda,
hast du ihm gewährt, was mir – ?
Babelbek. Eifersüchtig auf den Gatten
der Geliebten, das ist Liebe! (Klatscht.)
- Zemrouda. Nein, ich haßt' ihn, als er kam.
(König im) Kalab. Das beglückt mich!
- Babelbek. Herrin, hört Ihr's
von den Zweigen tirilieren?
Es wird Tag!
(Indem er den [König im] Kalab wegzuschieben sucht.)
Heut abend wieder!
- (König im) Kalab. Nur, wenn du mir glaubst, daß ich Fad-
lallah bin, nicht dieser ekle Kalab,
oder, wenn es mir gelingt,
den Verräter zu entlarven –
- Babelbek. Sei Fadlallah oder Kalab,
sei, wer du auch willst, ist Liebe
doch an Namen nicht gebunden.
Einzig nur der Augenblick
ist sicherer Besitz dem Menschen. (Schiebt Kalab zum Thor.)
- Zemrouda. Höre, Babelbek! Der Mann da
dünkt mich mehr mein Gatte als der
Trunkne, den ich von mir stieß.
- Babelbek. Eben war der Euer Gatte.
Daran freilich zweifl' ich nicht.
- Zemrouda. Was geschehn, begreif' ich nicht.
Doch hier ist Betrug! Das war der
König nicht, der nachts geklopft.
- Babelbek. Dieses hab' ich oft erfahren,
daß ein Weib die tollste Hoffnung
noch ergreift in Liebesdingen.
Nun, ich schlage vor: bleibt leben,
bis der Fall sich aufgeklärt!
- Zemrouda. Ich muß wissen, was geschehen ist!
(Mit Babelbek rasch ab ins Schloß.)

(König im) Kalab (ringt die Hände).

Gott, wie komm' ich jetzt zurück
in mich selber? Allah, hilf mir!

Dritter Auftritt

(König im) Kalab. Bathsaabad

Bathsaabad (kommt und faßt ihn). Kalab, ist das recht?

(König im) Kalab.

Wer seid Ihr?

Bathsaabad. Wer ich bin? Gleich wirst du's sehen!

Dein Bett ist wie gestern abend
schön gemacht und unberührt.

Schämen muß man sich. Der König
kommt und fragt nach dir. Was muß ich
ihm erwidern? Daß du, Lummel,
obschon mir verlobt, die ganze
Nacht mich hier allein gelassen!

(König im) Kalab. Wer? Der König?

Bathsaabad.

Ja, der König!

(König im) Kalab. Hat nach mir gefragt?

Bathsaabad.

Ja.

(König im) Kalab (zu sich).

Also

weiß der Schuft — was tun?

Bathsaabad.

Komm endlich!

Fast wärst du ganz unverdient
noch des Königs Schwager worden!

Warst du in der goldenen Palme?

Hast du auch wohl gar mit andern
Frauen dich herumgetrieben?

(König im) Kalab. Laßt mich los!

Bathsaabad.

Du wirst's beweisen!

(König im) Kalab. Laßt mich los! Es drängt die Zeit.

Jeder Augenblick ist kostbar.

Bathsaabad. Was? du willst nicht? Vorwärts!

(König im) Kalab.

Allah!

(Bathsaabad ab mit ihm ins Häuschen.)

Vierter Auftritt

(Kalab im) König. Babelbek. (König im) Kalab

(Kalab im) König (tritt suchend auf).

Ich bin ni=nirgends. Ob ich etwa
schon im Sch=Schoß der ewigen M=Mutter
ruhe? Doch jetzt h=hab' ich solche
L=Lust gerad auf meinen Leib,
den ich für Zemrouda brauche.

Babelbek (oben). Gnädigster Herr! Gnädigster Herr!

(Kommt herunter.)

(König im) Kalab (öffnet einen Augenblick von innen das Fenster
des Häuschens). Allah! Allah! einmal Luft!

(Kalab im) König.

Herr Eunuch! Herr Ha=Haremswächter!

Babelbek. Herr, ein toll Ding ist geschehn.

(Kalab im) König.

Was?

Babelbek. Saht Ihr je den schmutzigen Bettler,
der im Thor am Prellstein hockt?

(Kalab im) König.

Dort hockt nie ein schmutziger Be=Bettler.

Babelbek. Doch, Herr: Kalab heißt der Bettler!

(Kalab im) König (schlägt den Babelbek).

K=Kalab ist kein schmutziger Be=Bettler.

Babelbek. Nicht? Saht Ihr ihn jemals?

(Kalab im) König (Schlag).

Ja!

Babelbek. 's ist ein herzensguter Kerl,
aber häßlich, Herr!

(Kalab im) König. Ein Sch=Schuß ist's,
ein Halunk'! Doch schön und f=sauber!

Babelbek. Er ist häßlich, abgrundhäßlich,
wenn auch gut.

(Kalab im) König.

K=Kennst du ihn besser
denn als ich? — Er ist ein Sch=Schurke,
wenn auch schön.

Babelbek. Herr, er ist gut!

(Kalab im) König. Ist ein Sch=Schuft!

Babelbek.

Wenngleich sehr häßlich.
(Prügel.)

(Kalab im) König. Und was ist mit diesem K=Kalab?

Babelbek. Dieser Kalab ward verrückt.

Dieser Kalab hat geträumt,

er sei König, er sei — Ihr —

(Grinst.)

(Kalab im) König. S=Sagt das?

Babelbek.

Sagt das!

(Kalab im) König.

So? — da sollen

ihn die Sch=Schergen eilends fangen!

Von dem Kalab weiß ich manches,

das auch für den Strang genügt!

Ist er dann erst hingerichtet,

lass' ich mir die L=Leiche bringen!

Dann hab' ich meinen eignen Leib (Zeigt hinter die Szene.)

und den Leib des Königs hier.

(Zeigt auf sich — zu sich, halb singend.)

Dann hab' ich zwei schöne Leiber,

die ich wechselweis gebrauche,

so mit hui

(Zeichen.)

und so mit hui,

(Zeichen umgekehrt.)

einen Alltags, einen Sonntags,

geh' als Kalab zu Zemrouda,

sitz' als König auf dem Thron! (Er springt vor Vergnügen.)

Aber d=diesen, der es w=weiß

und der ein V=Verräter ist,

darf ich nicht am Le=Leben lassen! —

Babelbek! Hör'! Siehst du Bl=Blut gern?

Babelbek. Blut! Ha ha! Warum nicht? Immer,

wenn ich im Mehrgewölbe

Schweine quetschen höre, lauf' ich

hin und sehe Blut und helfe

Wurst draus machen.

(Kalab im) König. Und dein ei=eigenes?

Babelbek. Meins? Ha ha!

(Kalab im) König. Jetzt so= sollst du's sehn!

Schau es dir nur re= recht genau an!

Babel bek. Weh! Wollt Ihr mich morden? Dann ist doch der andere der rechte!

(Kalab im) König.

Sieh dein Blut! St=Stirb! Stirb! St=tirb! Stirb!

Herr Eunuch! Herr Ha=Haremswächter!

So, nun ist er t=tot! Im B=Brunnen

wird man ihn nicht finden. Hopp! (Wirft ihn hinein.)

Und nun lass' ich schnell (Mit Bedeutung.)

m=mich fa=fangen! (Ab nach hinten.)

Fünfter Auftritt

(König im) Kalab. Wache. Die Frau. Volk. (König im) Greis. Bathsaabad. Totengräber. Greis

(König im) Kalab (kommt leise aus dem Haus).

Preis sei Allah, daß sie schläft

und ich ihr entrinnen kann!

Jetzt fiel von mir die Umstrickung.

Ja! Jetzt bin ich völlig nüchtern. (Zum Schloß gewendet.)

Heute abend wieder? Nein!

Nicht als Kalab, nicht als Bettler!

Nur, wenn es gelang, dem Räuber

mich wie eine Schlangenhaut

abzustreifen! Nur als König!

Und zu strafen!! Nicht zu lieben!!!

(Will ab. — Wache tritt auf.)

Wachtführer. Bist du Kalab?

(König im) Kalab. Nein!

Wachtführer. Wer bist du?

Frau. Er ist Kalab. Niemand sonst.

(König im) Kalab. Warum haltet ihr mich fest?

Wachtführer. Schweren Diebstahls bist du schuldig nach des Königs eigenem Zeugnis, der's befohlen, dich zu hängen.

Auch gemordet sollst du haben!

Du wirst alsogleich gehängt.

Leute (zum Wachsführer).

Herr, wir alle sind bestohlen!

Reißt dem Dieb die Taschen auf!

Frau. Was, du Dieb, ist die Goldkette
dein vielleicht?

Ein Strolch (sie ihr entreißend).

Dein auch nicht, Alte! (Schnell ab.)

Wachsführer. Deine Taschen sind verhältniß-
mäßig tief geschnitten, Mann!

Einer. Weite Taschen bergen Ansehn.

Wachsführer. Was ist dieser Golddinar?

Leute. Mein! Nein mir! Mein! Nein, er hat ihn
mir gestohlen, sag' ich euch.

Wachsführer. Ihr seht alle nicht so aus,
als ob ihr Dinare hättet!

Und das so umstrittene Geld
nehme ich bis zur Entscheidung
in Verwahrung. Hört ihr?

Dritter Wachmann. Niemals
sende Allah die Entscheidung!

Wachsführer. Weiter! Was ist dieses Schweißstück?

Junge. Hebt es selber auf, Herr Wachmann!

Wickelt den Dinar darein!

Denn am Gelde klebt oft Schweiß! (Lachen.)

(König im) Kalab. Allah, Allah, wie du willst!

Nur von dir kann Rettung kommen!

Frau. Für das Stehlen hängt ihr ihn?

Wachsführer. Nein, der Mann hat auch gemordet.

(König im) Kalab. Ich verstehe deinen Wink!

Rettung ist im Leib des Greises! (Zur Wache.)

Ehe ihr mich tötet, laßt mich

einmal noch den Toten sehn!

Wachsführer. Vern. Wo ist er?

(König im) Kalab.
dort im Koben.

Ich verbarg ihn

Leute (ziehen die Leiche des Greises heraus).

Ja, wahrhaftig!

(König im) Kalab (macht das Zeichen, sinkt um; sofort läuft die Wache und das Volk von dem toten Greis zu dem umgefallenen Kalab, so daß das Aufstehen des Greises vorerst nicht bemerkt wird).

Wachtführer. Seht ihn! Er fällt um. Was ist das?
Er ist tot vom Schreck, so scheint's!

Ist er wirklich tot?

(Stößt mit der Lanze.)

So brauchen
wir ihn nicht erst aufzuknüpfen.

Rufen wir den Totengräber!

(Die Wache ab. Jetzt schreitet der [König im] Greis auf die Gruppe zu, die aufkreischt und auseinanderstiebt.)

Frau. Rettet euch! Der Umgebrachte
lebt auf einmal. Flieht! Er kommt!

(Volk ab.)

(König im) Greis. Es gelang! Ich bin gerettet –
wieder in dem Leib des Alten,
darin ich zuerst den Zauber
hab' erprobt. Will Allah mich
nur durch die Gestalten führen,
daß ich ganz das Leben kenne,
daß ich lerne König sein?

Doch, wie an den Schuft mich schleichen,
und ihn zwingen zu entweichen,
kehr' ich in Kalab zurück?

Der ist leider sehr verdächtig
und wird wohl gleich aufgegriffen,
wenn er wieder lebt, so fürcht' ich!

(Macht das Zeichen ganz nachlässig, sinkt um.)

(König im) Kalab. Oder soll der Greis ich bleiben?
Seine Schuh' sind durchgewegt,
sein Gewand zerlumpt, sein Turban
fettgetränkt. Man läßt ihn sicher
nicht zu Hof. Es nützt nichts.

Bathsabad (ruft).

Kalab!

Kalab, ich bin aufgewacht.

(Kommt.)

(König im) Kalab (macht das Zeichen, sinkt um).

(König im) Greis (richtet sich auf).

Da bin lieber ich der Alte.

Bathsabad. Kalab, Kalab!

(König im) Greis.

Ist gestorben —

Bathsabad. Wehe, mein geliebter Kalab!

Ich war nicht so gut zu dir,
wie ich immer hätte sollen!

O verzeih mir, lieber Kalab!

(Streichelt ihn.)

Du sollst schön beerdigt werden,
schöner noch als Nachman Bati,
dessen Leiche dir so gefiel.

(Faltet ihm die Hände.)

Aber Ihr? Was sitzt Ihr da?

Wißt Ihr, woran Kalab starb?

Eben war er noch ganz munter.

(König im) Greis. Man fand vielerlei Gestohlenes —

(Zuckt die Achseln.)

Bathsabad. Niederträchtige, dumme Lüge!

Sicher habt Ihr ihn ermordet,
um ihn auszurauben. Wartet!

(Stürzt sich auf ihn, Greis Zeichen, sinkt um.)

(König im) Kalab. Laßt den Greis los!

Bathsabad.

Lebst du, Lummel!

und verstellst dich, mich zu ängstigen?

(Stürzt sich auf ihn, Kalab Zeichen, sinkt um; so durch die folgenden Umwechselungen fort.)

(König im) Greis.

Frau, dein Mann ist tot. Was willst du?

Bathsabad. Ihn verprügeln. Doch auch dich.

(Stürzt sich auf ihn. Greis Zeichen.)

(König im) Kalab. Dieser Alte ist mein Freund
und längst durch mich umgebracht.

Bathsabad. Um so schlimmer! Doch ich werde,
glaubt mir's, auch mit zweien fertig.

(Stürzt sich auf Kalab. Kalab Zeichen.)

(König im) Greis. Und ist immer doch nur einer.
(Totengräber mit Karren und Sarg kommt.)

Bathsabad. Helft mir, Mann!

Totengräber (aufstoßend, betrunken).

Ich soll zwei Tote

holen, die am Haus hier lägen.

(Greis Zeichen.)

(König im) Kalab. Das ist einer!

(Kalab Zeichen, so weiter.)

(König im) Greis. Das der andre!

(König im) Kalab. Nimm einstweilen den!

(König im) Greis. Dann diesen — (Zeichen, sinkt um.)

Totengräber. Nie noch sah ich solche Toten,
diese Toten sind lebendig.

(Zum Greis, den er wie einen Schwerhörigen anbrüllt.)

Habt Ihr einen Totenschein?

(König im) Kalab. Seht ihn Euch doch an, Ihr werdet
selbst gestehn, daß er nicht lebt. (Zeichen, sinkt um.)

Totengräber. Doch den Schein muß jeder haben,
eh' ich ihn beerdigen darf.

Habt Ihr einen?

(König im) Greis. Guter Mann,
nehmt ihn mit! Ihr seht doch selber!

Bathsabad (die Thür fassend).

Meine Milch kocht über. Packt die
Lümmel alle beide ein!

Schade wär's, blieb einer übrig!

(Ab.)

Totengräber. Gut, ich will ihn mit mir nehmen.

Doktor Tertan mag ihn ansehen
und den Schein ausschreiben.

(König im) Greis.

Darf ich

Euch behilflich sein?

Totengräber. Recht gerne!

(Sie packen Kalabs Leiche in den Sarg; Totengräber karrt los;
[König im] Greis Zeichen, sinkt um.)

(König im) Kalab (öffnet den Sargdeckel).

Wohin fahrt Ihr mich? Was? wollt Ihr
einen Lebenden bestatten?

Totengräber. Nein!

(König im) Kalab. Man hat's Euch übertrieben.

Eine Leiche nur ist hier.

Das ist die des alten Pilgers. (Springt heraus.)

Totengräber. Gut, so nehm' ich den.

(König im) Kalab. Ich darf Euch wohl behilflich sein?

Totengräber. Gewiß doch!

(Sie packen die Leiche des Greises ein; Totengräber fährt los.)

Ich bin lang schon Totengräber.

Sagte einer mir, der lebe,
lachte ich ihn aus.

(König im) Kalab. Mit Recht, Mann. (Zeichen, sinkt um.)

(König im) Greis (wie oben).

Wohin fahrt Ihr?

Totengräber. Ei, zum Teufel!

Du bleibst jetzt auf meinem Wagen.

Helfst mir ihn doch binden, Freund!

(Sieht den Kalab daliegen, erschrickt.)

Nein, das wird auch mir zu bunt!

Ihr mögt selber euch begraben!

Ich hab' nun von euch genug! (Ab.)

(König im) Greis (im Sarg sitzend, macht das Zeichen, sinkt um. — Lachen im Baum).

(König im) Kalab (auffspringend).

Gott sei Dank! Den bin ich los!

Lachen hör' ich. Wer verspottet mich?

Ach, ein Täuberich lacht im Baum. (Er tritt vor den Sarg.)

Einer muß ich von den beiden
bleiben. Schwer ist's zu entscheiden!

(Er steht zweifelnd. Eine tote Taube fällt neben dem Sarg nieder.

Im selben Augenblick — Schlag auf Schlag — richtet sich der Greis
auf und tritt dem erstaunten [König im] Kalab gegenüber.)

Greis (steht auf). Keineswegs. Du bleibst jetzt Kalab.

(König im) Kalab. Lebst du? Eben war doch ich — du!

Greis. Allerdings. Doch jetzt bin ich — ich!

(König im) Kalab. Da in mir des Königs Seele,
muß in dir der Schurke Kalab sein.

Niemand kennt den Zauber sonst!

Greis. Doch! Noch einer! Der ihn brachte!

Ich, der Greis, der wieder lebt,
und der, Herr, dich retten will.

(König im) Kalab. Ja, wie geht das? Sage an!

Greis. Sahst du nicht den Täuberich fallen?

Alles werd' ich dir erklären,
aber später: jetzt, Herr, drängt die
Zeit. Die Wache
kann zurückkehren. Der Betrüger,
der sich deines Throns bemächtigt,
will doch seinen Körper haben,
drin du eben beinah hingst.

Denn er braucht ihn für Zemrouda.

(König im) Kalab.

Könnst' ich aus dem Traum erwachen!

Greis. Nur in tieferen Traum versinken
heißt, was du Erwachen nennst!

Doch Erwachen heißt: ein Pilger
werden — so wie ich es bin —
und nichts träumen als die Weite
ewiger Welt, durch die die Straße
zieht und schwindet! — Komm mit mir!
Laß zurück, was hier dich fesselte,
Weib und Thron! Ein Narr und Bettler
herrscht so gut wie du, Fadlallah!

(König im) Kalab. Ihr seid alt. Und wohl dem Alter
ziemt das Pilgern ohne Heimat.

Ließ ich auch den Thron zurück,
bei Zemrouda muß ich bleiben.

Rette mich!

Greis. Ich will's! du mußt dem
falschen Könige eine andre

(Geht zum Brunnen.)

Leiche bringen. Mußt ihn täuschen.
Wenn er sich in die verwandelt
und der Königskörper frei ist,
nutzest du den Augenblick
und kehrst in dich selbst zurück.
Komm! Ich weiß schon eine Leiche.
Faß den Strick hier! Laß ihn locker!
So, ich binde jetzt den Knoten,
Und nun zieh fest!

(König im) Kalab. Ist da unten
denn ein Toter?

Greis. Ja! Den soll er
mit sich selbst verwechseln müssen!

(König im) Kalab.

Diesen Brunnenteufel — wie — das ist ja
Babelbek, mein Sklave —

Greis. Freilich
ist er's. Dein Eunuch! Der falsche
König hat ihn umgebracht.

(König im) Kalab. Recht geschehn ist dem Treulosen,
der mich zu Zemrouda brachte.

Greis. Dankbar solltest du ihm sein!

(König im) Kalab. Doch wie wird der falsche König
auch nur einen Augenblick
glauben, dieser Fetzwanst wäre —

Greis. Er wird ihn nicht sehn. Hinein setzt!

(Sie legen den Babelbek in den Sarg.)

Und nun muß der Sarg zum König!

(König im) Kalab. Wer bringt ihn zum König? Ihr?

Greis. Tät' es gern! Allein mich kennt er.

Hat doch mich selbst umgebracht.

(König im) Kalab. Wißt Ihr einen andern?

Greis. Euch!

(König im) Kalab. Mich?

Greis. Ja, Euch!

(König im) Kalab.

Du spottetest. Wenn er

dich erkennt, um wieviel mehr
diesen Leib hier, sich —

Greiß.

Mein Bester!

's gibt ein Wesen, das ein jeder
ohne Kopf spazieren sieht;
wenn das plötzlich einen Kopf hat
und kommt, wie man's nie gesehn,
glaubst du, daß man's kennt?

(König im) Kalab.

Gewiß nicht!

Was soll dieses Rätsel?

Greiß.

Jeder

ist's. Man selber ist's. Auch er ist's!
Niemand, niemand kennt sich selbst!

(König im) Kalab.

Mir gefällt dein Rätsel. Sei's!

Doch mich schreckt auch die Gefahr nicht.
Kennt er mich, werf' ich ihn nieder!

Greiß. Glaube mir, er kennt sich nicht!

Höchstens seinen Rock. Doch dafür

schlägt den Mantel um! (Gibt Kalab einen Mantel.)

Nun nehmt den

Karren! los! Und jedem sagt Ihr,
daß darin ein Bettler liegt,
den der König hängen ließ!

(König im) Kalab. Gut. Und Ihr?

Greiß (abgehend).

Ihr seht mich wieder.

(Ab.)

Sechster Auftritt

(König im) Kalab, die drei Bürger, Volk. Später Waden=
haar, Käsebieb, Hosenschlitg und Volk

Erster Bürger. Seht den Mann! Wen fährt Ihr da?

(König im) Kalab. Einen Toten.

Zweiter Bürger.

Ja, fürwahr!

(König im) Kalab. Eines Bettlers Leiche fahr' ich.

Erster Bürger. Und wo fährt Ihr ihn denn hin,
da der Friedhof doch dort draußen?

(König im) Kalab. Ich fahr' ihn zum Könige.

Er befahl es so. Er ließ den

Bettler hängen!

(Getuschel.)

Zweiter Bürger. Was?

Erster Bürger.

Ihr seht's!

Was hab' ich gesagt? Fadolallah

muß heut nacht gestorben sein!

Und den toten Königskörper,

den beseelt ein Zauberer wie den

jungen Zamruk, den wir sahn.

Die Frau. Auch bei Hofe glaubt man's so.

Und die Sklavinnen des Harems

haben ausgesagt, Fadolallah

sei verzaubert und ein Bettler.

So geht das Gerücht.

Erster Bürger.

Ein Bettler

ist's doch, den er töten ließ.

Sagtest du nicht so — ein Bettler?

(König im) Kalab. Ja, ich fahre einen Bettler,

den der König hängen ließ.

(Eine zweite Gruppe kommt durchs Thor, geführt von Hofenschlitz,
Käsebier, Wadenhaar.)

Hofenschlitz. Jeder wird mehr Geld verdienen,

wenn ihr die Regierung stürzt

und den König tötet. Hört ihr?

Das ist klar, wie zwei mal zwei

vier ist. Darum auf, o Volk!

Wadenhaar. Er darf nicht mehr durch die Maschen!

Käsebier. Schade, daß er just seit gestern

volkslieb ward und sich gemein macht!

Doch das darf uns nicht beirren.

Hofenschlitz. Traut dem nicht!

Wadenhaar.

Er wird schon wieder,

wie er war.

Käsebier. Ja, würdig, stolz,

hoheitsvoll —

Hosenschlitg. Unmaßend! — —

Käsebieer.

Wollt ihr,

daß ich euer Führer bin?

Leute. Hoch!

(Lärm.)

Anderer.

Kein Wort! Der König kommt!

(Stille.)

Siebenter Auftritt

Die Vorigen. Auf der Altane treten rasch Zemrouda mit dem Speerträger heraus. Später: (Kalab im) König, zwei Minister, Greiß, (Kalab im) Babelbek, (Gleiß im) Kalab

Speerträger. Herrin, brecht den Bann des Schweigens!

Niemand glaubt an den Betrüger.

Alle treten zu Euch!

Zemrouda.

Wartet!

([Kalab im] König mit den zwei Ministern.)

(Kalab im) König. K=Rutscht mir auf den K=Knien nach mit Edikten, Un=unterschriften!

Was heißt Ei=ito, was Se=ecret?

Davon will ich gar nichts wissen.

Wurd' ich dazu Kö=önig? Teufel!

Der Minister soll regieren

und mich nur mit wicht'gen Dingen,

Ankauf einer neuen Sklavin

oder eines B=Branntweinfä=äßchens,

selbst behelligen. Verste=eht ihr? (Er sieht die drei und brüllt

Käsebieer, du H=Haderlump!

[vor Lachen.]

Hosenschlitg und W=Wadenhaar,

seid ihr auch da? Wollt ihr mich noch

immer m=morden, weil's euch sch=schlecht geht? (Alle drei

Käsebieer. Untertänigster Gebieter,

knien.)

diese Leute drängten uns

vor sich her —

Hosenschlitg. Gnädigster Diener!

Wadenhaar. Kalab, Herr, ein Stockfisch, hat das

alles nur gesagt, nicht wir!

(Kalab im) König. An mein H=Herz, ihr alten T=Tröpfe!

J=Jetzt k=kommt eine neue Z=Zeit

ohne St=Standesunterschiede!

Alles Elend ist vorbei.

Käsebieter wird K=Kellermeister,

Hosenschlitz H=Hofkleidermacher,

Wadenhaar liefert die F=Fische,

weil er schon so lang n=nichts fängt (Zum Minister.)

Gleich ernenn' ich diese d=drei! (Minister verbeugt sich.)

Zemrouda. Nimmermehr seid Ihr Fadlallah.

Unerhörten Trug, so fürcht' ich,

spielt ein Gott oder ein Teufel

mit uns Armen! Hört es alle!

Erster Minister. Was? Was sagt die Königin?

Dies soll nicht Fadlallah sein? (Bewegung.)

Speerträger. Ja, fürwahr! Es könnte scheinen.

(Kalab im) König. Ei, wer ist denn dann F=Fadlallah?

Wenn ich's n=nicht bin? Wer? He! Redet!

Und wer bin denn i=i-ich dann? Was?

Zemrouda. Wie's geschah, ist nicht zu fassen,

doch ich sah Fadlallah! Hört es —

sah Fadlallah in Gestalt

eines Bettlers. Kam nicht gestern

in die Stadt ein Zauberer? Er

muß vertauscht die Seelen haben.

(Auf [Kalab im] König zeigend.)

Und dies ist der Bettler!

(Kalab im) König. F=Teu-eufel!

Wer so närrische Di=Dinge glaubt!

Ei-ei, so bringt den B=Bettler mir,

der F=Fadlallah sein soll, daß er's

mir ins A=Antlitz sagt. Zum Teu=Teufel!

Speerträger. Herr, Ihr ließt diesen Bettler
heute töten.

Zemrouda. Wehe! Töten? (Die Menge teilt sich.)

Erster Bürger. Dieser Mann, Herr König, bringt des
Bettlers Leib, wie Ihr befohlen.

Zemrouda. Wo ist seine Leiche? wo?

O Fadlallah, mein Gemahl! (Wirft sich über den Sarg.)

([Kalab im] König klatscht vergnügt in die Hände und faßt den
[König im] Kalab interessiert ins Auge; das Volk murr.)

(Kalab im) König. Nur Geduld! Ho=ol euch der Teufel!

Wie, wenn nun der To=ote selber

fü=ür mich zeugt? Daß ich der R=Rechte?

Ich F=Fadlallah bin? Wie dann?

Erster und zweiter Bürger (unter sich).

Tote reden nicht. Dann hilft ihm
wiederum der Zauberer.

(Kalab im) König (auf den Sarg zeigend).

Wird sei=ein Zeug=eugnis euch genügen?

Speerträger (spöttisch). Hören wir den Toten erst!

(König im) Kalab (läßt den Karren los, wendet sich, wie um
zu gehen).

(Kalab im) König (zum [König im] Kalab).

B=Bester! Kommt! Ich mu=uß Euch ja noch
lohn, daß Ihr ihn mi=ir brachtet.

Tre=etet her! Ei — Ihr gefällt mir!

Wollt Ihr nicht mein D=D=Diener werden?

Ihr gefällt mir sehr. Ich hab' Eu=Euch,

dünkt mich, schon gesehen. Ihr seid mir

irgendwo be=be=begegnet, glaub' ich,

M=Mann, Ihr seid m=ir aufgefallen.

Ihr sollt immer um mich sein!

(König im) Kalab (langer Blick auf seinen Partner).

Bin ich der? Wie oft im Spiegel

sah ich mich! Doch niemals hätt' ich

mich erkannt. Der Greis sprach wahr.

Der bin ich? So sah ich immer

meine Seele nur — nicht mich!

(Laut.)

Gern. Ich werde Euer Diener.

(Kalab im) König.

St=Stützt mich etwas, denn mich sch=schwindelt.

Zemrouda. O Fadlallah, wach' — erwache!

Leute. Öffnet doch den Sarg!

(Kalab im) König.

Nein, l=laßt das!

Er wird s=selber öffnen.

° (Die beiden Blick in Blick.)

W=Weißt du,

etwas g=graußt's mich, diesem gerade (Er deutet auf den Sarg.)
in sein Angesicht zu s=sehen.

So, jetzt stütze mich recht fest!

Zw=zwei Minuten nur, verstehst du!

(Zu allen.)

Betet jetzt! Nach dem Gebete

wird der So=ote für mich zeugen.

(Die Leute, erst achselzuckend, knien dann doch zum Gebete nieder;
[Kalab im] König murmelt den Zauber, der Königsleib sinkt tot in
den Arm des [Königs im] Kalab, während die Menge hinter dem
Sarg betet. [König im] Kalab hält den Königskörper von sich ab
und starrt ihn an. Er ist unbeobachtet.)

(König im) Kalab. So umschling' ich meinen Leib.

Er ist mein! Ich kann zurück.

Doch ich kann auch fliehn, kann alles
von mir werfen, frei sein ewig!

Zemrouda (am Sarge). Sprich, Fadlallah, sprich!

(König im) Kalab (Blick auf sie). Ich bleibe.

(Murmelt, macht das Zeichen und sinkt leblos in den Arm des jetzt
im gleichen Moment lebendig werdenden Königs; es ist so, als ob
das Leben vom Kalableib auf den Königsleib überspringt; möglichst
deutliche und eindrucksvolle Gruppe.)

König (fängt den Kalableib auf und läßt ihn niedergleiten, richtet
sich stark auf). Sinke denn, du Bettlermaske!

die ich trug!

(Laut.)

Zemrouda!

Leute. Welche Stünme?

Zemrouda.

Weh, wer bist du—?

(Kalab im) Babelbeck (der schon vorher am Sargdeckel leise
zu rütteln begann, was nur Zemrouda, schauernd und auf den Knien
zurückweichend, bemerkte).

D=Öffnet doch den Sarg! Er geht nicht

auf. Geschwind!

(Geschleicht; deutet auf den König.)

D=Der ist F=F=Fadlallah,

i=ist allein der r=r-rechte König,
 wie er sagte.
 Leute (erstaunt). Babelbek!
 Babelbek!
 König. Du redest wahr:
 (Kalabim) Babelbek.
 W=Was? W=Was ist geschehn? Wer s=seid Ihr?
 (Macht mehrmals das Zeichen.)
 König. Wie du selber sagst, Fadlallah.
 Mach' das Zeichen nur! Umsonst!
 (Kalabim) Babelbek.
 H=Hört, ihr habt doch r=recht, ihr L=Leute!
 Ich bin doch der r=richt'ge König.
 Das ist ein Be=Be-Betrüger. S=Sangt ihn!
 Erster Bürger. Niemand hat von dir gesagt,
 daß du König seiest.
 (Kalabim) Babelbek. Ihr a=alle!
 Ich vernahm's in meinem S=Sarg.
 (Macht wieder mehrmals, zuletzt mit beiden Händen, das Zeichen.)
 Frau. Du bist doch der Bettler nicht.
 Greis (mit Spiegel). Bist ein Hammel, bleibst ein Hammel,
 du bist Babelbek!
 (Kalabim) Babelbek (springt heraus).
 V=V=Verdammt!
 König. Zweifelst du noch, Zemrouda?
 Sieh, hier liegt die Bettlermaske,
 die ich von mir warf.
 Erster und zweiter Bürger, Frau.
 Das ist der
 Bettler, seht!
 König. Umarme mich!
 Nicht erschreck' es dich, Zemrouda!
 Ich war in Gestalt des Bettlers
 heute nacht bei dir. Ihr mögt es
 alle wissen: in das Wunder,
 das am Tor geschehen ist,

drang ich ein; ich lernte Toe
zu beleben. Und indessen
meine Seele wanderte,
Leib auf Leib trug eine Nacht,
stahl mir mit demselben Zauber
dieser Bettler meinen Leib
und verwirrte euch die Sinne.
Doch jetzt ist der Bann gelöst,
der Betrüger ist Eunuch —

(K a l a b i m) B a b e l b e k (auf und ab laufend).

W=Wehe! W=Wehe!

G r e i s. Und vergaß damit den Zauber.

Z e m r o u d a. Mein Gemahl,
stoße mich von dir! Ich bin nicht
wert mehr deiner —

K ö n i g. Nein, Geliebte!

Dieses Schicksal band mich gütig
von dem Eid, den ich geschworen,
und ich bin dein Gatte wieder.

Sieh, wir lernten viel: Untreue,
die nur Treue war; und Liebe,
die selbst hassend Liebe blieb.

Und wir lernten, wenn wir einst
uns verlassen, daß wir dennoch
bei uns werden sein im Herzen.

Du bist mein, bis ich noch einmal
brauchen werde diesen Zauber,
wenn mein Ende naht, Zemrouda!

(Zu allen.)

Ja, findet ihr mich eines Tages entseelt,
so fragt den Leibarzt nicht, was mir gefehlt.
Es würde, Freunde, auch umsonst geschehn.
Ich will einst ohne Krankheit von euch gehn.
Ich spreche dann das alte Zauberwort,
flieg' im Gefieder eines Vogels fort,
verwandle mich in ein verendet Reh,
tauch' als ein Fisch vielleicht in Strom und See . . .

Speerträger. Daß wir dich neugewonnen, macht uns reich.

Nun bietest du uns Schmerz und Furcht zugleich.

König (Arm um Zemrouda, faßt des Speerträgers Hand).

Klagt, Freunde, nicht! Noch bin ich unter euch.

(Zu [Kalab im] Babelbek.)

Du, Betrüger, nimm den Körper
auf, der einstmals dein war, nie mehr
wieder dein wird! Fort, Elender!

Greis. Herr, verzeiht!

König. Noch warte! Was?

Greis (überlegen lächelnd).

Endlich find' ich jetzt Gehör.

Ihr habt nun den Zauber, Herr,
den ich gestern nacht Euch anbot,
als im Leib des toten Zamruß
ich mein eig'ner Bote war,
den Ihr ausschlugt, den Ihr sehr viel
leichter, Herr, erfahren konntet,
hättet Ihr mich angehört.

Doch er ist noch nicht bezahlt. —

König. Wieviel willst du? Sage an!

Greis. Zahlt mir, Herr, was er Euch wert war!

König (nach einigem Sinnen).

Dann wäre dein mein ganzes Gut.

Nimm hier dies! (Gibt ihm einen Beutel mit Gold.)

Nun aber sprich!

Denn ich bin verwirrt. Wie lebst du?

Du hast mir versprochen, alles
zu erklären. Warst du tot nicht?
Hat nicht jener dich erschlagen,
der den Zauber dir entriß?

Greis. Scheinbar, Herr! Mich brachte Kalab
beinah um. Indes da hab' ich
mich in einen toten Täuberich,
der am Boden lag, verwandelt
und hab' vom Geäst des Baumes

Sieh mich an, mein König! bin ich
um den zu beneiden?

Schenkt mir den jetzt herrenlosen
Leib des Kalab. Er ist jünger,
kräftiger als dieser alte —

Freu=und, t=trotz meines gro=ßen Unglücks
w=warne ich dich vor B=Bathsabad,
die deine Brau=aut dann ist. B=Verzeihe!

Denn ich wandre wieder fort.

Greis. So! nun braucht Ihr niemand mehr zu begraben als den Alten.

Denn Samruk — Ihr kennt ihn, Herr! — ward zuletzt noch gut erhalten, so, wie er vor Euch gewandelt, preiswert an den Arzt verhandelt.

(Zum Publikum

(Zum König.)

(Wirft es mit der Zaubergeste zur Leiche des Kalab hinüber und sinkt
im Sarg um.)

Lebt wohl!

93

N a c h s p i e l

Wenn am Schluß der Komödie Beifall laut wird, hebt sich der Vorhang wieder. Das Schlußbild ist in der Mitte unverändert; doch ist die Thür des Tertan offen. Man sieht Tertan mit Trichter; in der Thür des Häuschens steht Bathsaabad, der Turmwächter auf der Spitze des Thor; die anderen Figuren, Wucherer, Margiana usw. stehen in Gruppen vorn im Volk

(Kalabim) Babelbeck (tritt vor und spricht leicht stotternd).

S=Seid nur still! W=Was lärmt ihr so?

F=Freut euch mein höchst t=trauriges Loß,
welches mich, den schönen K=Kalab,
B=Bräutigam der B=Bathsabad,
zum Eunuchen macht, i=indessen
mir mein Körper pflichtvergessen
st=statt mich in sich zu b=behalten,
mit der Seele dieses Alten
einfach fortläuft? F=Freut euch das?

M=Macht das selbst den D=Damen Spaß?

(Sich umsehend.)

F=Freut euch T=Tertans großer T=Trichter?

M=Mißversteht ihr so den D=Dichter,
der dies schrieb, um euch zu rühren
und zum M=Mitleid zu verführen,
daß ihr l=lacht?! Schön wär's dagegen,
wenn ihr w=weintet! Leute, glaubt,
nicht der B=Bathsabad wegen
flag' ich weh. N=Nein, überhaupt!

(Sich verneigend.)

Nun schon gut! Wir danken I=Ihnen,
f=frohbewußt, daß wir v=verdienen,
was Sie mit berei=eiten Händen
uns an Gunst und B=Beifall spenden.
Eins nur frag' ich, b=bitte schön!
Wollen Sie auch den D=Dichter sehn,
der dies hier ins Sz=Szene setzte,
der uns d=durcheinanderhegte
so mit L=Leibern wie mit N=Namen,
bis wir außer A=Attem kamen,

der t=totschlägt und neu-be=belebt,
 der L=Lebendige begräbt,
 der mit Seelen wirft wie schnellen
 runden K=Kinderfangebällen,
 diesen schlimmen, t=tadelnswerten,
 unmoralischen Ge=Gefährten,
 der mit mir just so verfuhr
 wie mit dem Texte die Z=Zensur?
 Wirklich? — Gnädige M=Majestäten,
 sie verlangen den Po=Poeten.
 Darf er k=kommen?

(Achselzuckend.)

König (nickt).

(Kalabim) Babelbeck (hinten).

Er sagt „n=nein“!

Er gehöre zum V=Verein
 derer, welche sich nicht z=zeigen,
 noch am V=Vorhang sich v=verneigen,
 niemals d=danken für A=Applaus!

König. Du, Speerträger, du, Minister!
 Bringt den Dichter!

(Kalabim) Babelbeck (sofort, sehr schnell).

Seht, da ist er!

Und nun g=geht vergnügt nach H=Haus!

Vorhang



Gefährliche Liebe
Schauspiel in fünf Aufzügen

Personen

Marquise von Merteuil
Vicomte von Valmont
Frau von Tourvel
Cécile von Volanges
Chevalier von Danceny
Chevalier von Velleroche
Beaudouin, ein Flötenspieler
Guillotin, ein Arzt
Azolan, Jäger Valmonts
Jean, Diener der Marquise
Victoire, Jungfer der Marquise
Jeannette, Jungfer der Frau von Tourvel
Bediente. Sansculotten

Paris, zur Zeit der beginnenden Revolution

Erster Aufzug

Szene: Kabinett im Hause der Marquise von Merteuil. Kokoeinrichtung. Tisch, Stühle, Gemälde, Spiegel mit Konsole. Zwei Leuchter brennen am Kamin; doch ist das Gemach gegen die Helligkeit der Gesellschaftsräume, die beim Türöffnen hereinscheint, dunkel

Erster Auftritt

Marquise von Merteuil. Beaudouin, ein Flötenspieler.
Später Victoire

Marquise (sitzend).

Das Solo ging vortrefflich. [Spielend stieg der Ton, dem Springbrunn gleich, im Wind sich biegender, und fiel zurück in seinen Grundakkord, wie um zu ruhn vom Klingen.] Meine Gäste schwärmen von ihm. Ich aber weiß, er spielt so seelenvoll nur, wenn er Geld braucht oder sich sonst empfehlen will. Mich dünkt, er bittet durch dieses Spiel um mein Gehör. —

Beaudouin.

Ich weiß, daß Euer Gnaden niemals durch Musik verleitet werden zu verschwommenem Fühlen; [denn Euer Gnaden bleibt das Menschliche auch in der Kunst bewußt.

Marquise.

Ich höre immer in seinem Spiel den Fuchs, so gut er flötet.] Mich rühren seine Töne nicht. Ich kenn' ihn. Die Schwärmerei ist schön, doch falsch.

Beaudouin.

Ist Kunst!

Marquise.

Das schätz' ich. Bringt er Neues? will er Geld?

Beaudouin.

Eins für das andre, gnädige Frau. — Da Ihr von jedem Cavalier am Hof des Königs zu wissen wünscht, was er Besonderes tut — und nicht Besonderes — hatt' ich Euch berichtet, daß der Vicomte von Valmont in der Kirche von St. Sulpice eine Begegnung hatte

mit einer Unbekannten, die sich rasch,
denn er bedrängte sie, dem Herrn entzog.
So daß er nie erfahren, wer sie war,
daß es selbst mir nicht glückte, zu erkunden,
wer sie gewesen.

Marquise. Ja.

Beaudouin. Heut weiß ich es.

Marquise. Nur du? Oder noch jemand sonst?

Beaudouin. Nur ich.

[Ich und — vielleicht — noch sie, wenn sie inzwischen
die Sache nicht vergaß.]

Marquise. Wer ist es?

Beaudouin. Ist dies

zu wissen, Euer Gnaden, denn von Wert?

Marquise (gibt ihm Geld). [Wie alles.

Beaudouin (in die Hand sehend). Nur wie alles?

Marquise (nochmals.) Sprich, wer ist es?]

Beaudouin. Ihr werdet sie nicht raten, Frau Marquise.

Die Frau von Tourvel ist es.

Marquise. Die Gemahlin
des Präsidenten vom Gericht? Die Schwester
des Herrn von Danceny?

Beaudouin. Dieselbe, ja.

Marquise. Wie konnt' es kommen, daß Euch das so lange
verborgen blieb?

Beaudouin (achselzuckend.)

Seit ihren Mann das Nichten
verrückt gemacht — er nahm es sehr genau,
nahm's zu genau wohl — lebt sie wie im Kloster.

Marquise.

Niemand, verstehst du, niemand darf es erfahren.
Vor allem der Vicomte von Balmont nie.

Beaudouin. Ich bin nicht schwatzhaft.

Marquise. Schwatzhaft? Nein. Doch würde
auch der Vicomte für diese Neuigkeit —

Beaudouin. Wie könnte ich dasselbe, gnädige Frau, zweimal verkaufen, wenn es so bezahlt wird?

Marquise.

Sucht der Vicomte noch nach der Unbekannten?

Beaudouin. Ich glaube, nein. Er führt sein altes Leben.

[Er läßt die Kurtisanen zu sich kommen, wirft Edelsteine unter sie und lacht, wenn sie wie Buben raufen. Dann behält er eine, die nichts erhascht, zur Nacht. Die andern jagt er mit Schlägen fort.] Er war jüngst auch auf einem unsichtbaren Fest — so nennen wir Musikanten die verschwiegene Tafeln des Herzogs Orleans. [Da setzt man uns so, daß uns niemand sieht und wir nichts sehn.

Marquise. Und sagst doch eben, der Vicomte —

Beaudouin.

Gewiß.

Sein Lachen kenn' ich gut.] — Noch etwas hört' ich.

Ist Herr von Danceny heut hier?

Marquise. Ja. Warum fragst du?

Beaudouin.

Weil ihn seine Schwester

beschworen hat, Ihr Haus zu meiden.

Marquise.

Wie?

Nimm dich zusammen! Wäge deine Worte!

Beaudouin. Es war sonst Ihre Art nicht, gnädige Frau, daß Sie nur wissen wollten, was gefällt.

Marquise. [Ja. Er hat recht. Gut.

Beaudouin (achselzuckend).

Bürgerliche Tugend —

Marquise. Du stehst wohl über ihr?

Beaudouin.

Nein. Nur der Adel.]

Marquise.

Weshalb will Frau von Tourvel, daß ihr Bruder mein Haus soll meiden?

Beaudouin.

Sie ist fromm und streng.

Sie glaubt, hier möchte Satan Welt die Schlingen um ihren jungen Bruder werfen, fürchtet

Wie ja wohl sein kann —

Schweig auch davon!

За.

Beaudouin. Man unterbrach ihn

Marquise. Liegen hier
bei mir verschlossen. Und sie können immer
sich eines Tags beim Richter wiederfinden,
wenn du —

Marquise (ist aufgestanden und nach hinten zur Saaltür gegangen).

Beaudouin (verbeugt sich tief, Marquise ab; er tritt zum verschlossenen Sekretär, zieht Dietriche).

Wozu aufheben? Altes Zeug!

Verbrannt ist besser. —

Victoire (kommt rasch).

Der Geiger sucht Ihn. Was tut Er noch hier?

Beaudouin. Ich? Nichts. — Mich haben die Gedanken.

Hier ließ mich eben ein Gedanke stehn.

Manchmal läuft ein Gedanke mit mir fort.

Ich bin wie ihr Bedienter.

Victoire. Beaudouin, sagt,
was ist das mit den — unsichtbaren Festen?

Beaudouin. [Habt Ihr gehorcht?

Victoire. Ein wenig. Ich verstand nichts
als dieß geheimnißvolle Wort.

Beaudouin. So? [so?]

Die unsichtbaren Feste — kommt heran! —

(Flüstert ihr ins Ohr.)

Victoire. Psui!

Beaudouin. Das ist nicht das Schlimmste!

Victoire.

Nicht?

Beaudouin.

Nein, hört!

(Beide ab nach links.)

Zweiter Auftritt

Marquise von Merteuil und Vicomte von Valmont
kommen rasch

Marquise. Ich bitte Sie, Vicomte! es ist unmöglich,
daß es zur Forderung kommt in meinem Hause!

Valmont. Warum? Nimmt Laune Rücksicht?

Marquise.

Laune? Nein.

Doch ändert Laune meinen Willen nicht.

Ich wahre die Dehors. Es soll nicht heißen,
zwei Kavaliere hätten sich bei mir,
in meiner Gegenwart, beleidigt.

Valmont.

Fürchten

Sie, das Gerücht —?

Marquise.

Ich steh allein, Vicomte.

Nie fiel auch nur ein Schatten von Verdacht
und Argwohn auf dies Haus, seit der Marquis
von Merteuil starb.

Valmont.

[Die Frauen müssen immer
etwas zum Spielen haben wie die Kinder.

Und wenn sie eigensinnig sind, so darf
das niemand anrühren. Ist der gute Ruf
für Sie denn etwas andres als ein Spiel?

Nicht eine Herzogin braucht mehr davon
zum Leben, als Sie haben. Weil Sie klug sind.
Für besseres Spielzeug freilich würden Sie
ihn doch wohl fort. Etwa für Bett und Thron.
Freilich des jetzigen Königs Majestät —

Marquise. Sie werden unverschämt, Vicomte. Doch muß
ich lachen und verzeihen. Sie sagen das,
um mich zu reizen. Sie sind viel zu klug,
es einen Augenblick zu glauben. Valmont!

Ich stand vor dieser Wahl. Und der Marquis
fiel für die letzten Jahre seines Lebens
in Ungnade, weil ich — anders wählte.
Ich liebe das Geachtetsein, die Geltung!
Sie ist mir Licht und Luft und Atemraum.
Ich sticte ohne sie.]

Valmont. Und dennoch?

Marquise. Ja,
versage ich mir nichts, mein Freund, gerade
das reizt mich. [Schon als Ding von sechzehn
sann ich darüber nach.] Sie sollen mir
wahrlich das Spiel nicht stören.

Valmont. Gut. Und nun?

Marquise. Einlenken müssen Sie, Sie griffen an.
Durch ein ruhiges Wort, das Sie und ihn
versöhnt, vergeben Sie sich nichts. — Woraus
entstand das Wortgefecht?

Valmont. Aus nichts.

Marquise. Was konnte
an diesem kleinen Danceny Sie reizen?

Valmont. Wissen Sie's wirklich nicht, Toinette?

Marquise. Ich glaube,
Sie hassen jeden Mann, der uns gefällt.

Valmont. Den Jungen?

Marquise. Ja, Valmont, wir altern
[und lieben keinen, der uns nachwächst — wenn wir
nicht einmal noch vielleicht den Strom hinauf
in eine jüngere Schar Lebendiger gleiten.]

Valmont. Sie träumen. Ich bin jung wie je.

Marquise. Sie sind
ein Mann.

Valmont. Und mir gefällt der Chevalier.

Marquise. Sie höhnten ihn.

Valmont. Ihn? Sie, Marquise!

Marquise. Mich?

Valmont. Sie reizten ihn, Sie stachelten ihn auf,
daß er in dem Disput — ich weiß nicht mehr,
um was es ging — sich, leicht berauscht, vergaß.
Ich mag ihn gern. Doch konnt' ich anders nicht.
Ich habe Ihren Hieb pariert, nicht seinen.
Geben Sie's zu!

Marquise. Valmont! ich gönne Ihnen keinen Freund.
Auf Freunde würd' ich eifersüchtig sein.
Ich schütze Sie vor Freunden wie Geliebten.

Valmont. Geliebten auch? Céclie?

Marquise. — ist nicht Ihr Freund,
und nicht Geliebte.

Valmont. Was denn sonst?

Marquise. Vielleicht
ein flüchtiger Genuß. Ihn gönnt' ich dir.

Valmont. [Laune macht dich zum Rätsel.

Marquise. Kenne den Rausch
der aufgewühlten Seele, die sich sprengt
im Uebermaß von quälerischer Lust:
zu fühlen Mann und Weib in einem Hirn,
das drüber hinloht und betrogen ist
von beiden, die sich küssen; wollustleidend,
mit leeren Händen, arm, am Lager knien
und reicher sein als die umarmten Leiber,
die sinnlos drauf verglühen —]

Valmont. Ihr habt immer
gespielt mit Eurem Fühlen. Doch Ihr wolltet
nichts anderes mit des Mädchens jäh aus Schlaf
aufwachender Begier, die Ihr mir schenktet
wie einen Teil und neuen Reiz von Euch,
als fester binden mich an Euch.

Marquise. Vielleicht.
Und ist es nicht gelungen, wie ich wollte?

Valmont. Was ist das Mädchen mir? ein Atemzug,
ein Trunk, ein Blütenduft, ein Augenblick —

Sie sollte nötig sein, um mich zu binden
an dich? ToINETTE, du gabst mir Leben.

Marquise.

Valmont

sentimental?

Valmont (lacht auf). Mein Leben ist: Genuß.
Du botest mir bis jetzt den größten. Warum
soll ich's nicht eingestehn?

Marquise.

Ich glaub' es, Valmont.

Für dich gab ich mir Mühe, war für dich,
ich, ich allein — ein ganzer Sultanshareem
und Hofferail. Erst blond und sanft [und lauschte,
wenn du erhabne Dinge sprachst — ihr Männer
tut das in unseren Armen gern — ich war
wild plötzlich, Katzenhaft und schwarz, als du
dich meiner nicht versahst, daß du erschrakst.
Ich spielte dann die müd' gleichmütige Dirne]
und war zuletzt so toll vor meinem Herrn,
daß ungewohnte Scham selbst dich erfaßte.
Wie viele Müh' verwandt' ich schon auf dich.

Valmont. Du warst wie Proteus vielgestaltig. Ja.
Das aber hat mich nicht gelockt. Die Sinne
waren die niederen Diener nur, die uns
das Fest zu rüsten hatten.

Marquise.

Schilt sie nicht!

Valmont. Das ist's, daß du mir ebenbürtig warst
und wacher Seele so wie ich. ToINETTE!

[Nichts hab' ich mehr genossen als dein Auge,
dein offenes, das im Tannel noch mir leuchtete.]

Marquise. Nur ebenbürtig, Valmont?

Valmont.

Kein Weib war

mir das, was du.

Marquise.

Auch nicht die Unbekannte — ?

Valmont. [Ich habe sie begehrt, als ich sie sah,
mehr als ich jemals dich beehrte. So,
wie ich dich glühender geküßt als je ein Weib.]

Die Unbekannte? — — —

Heut glaub' ich fast, ich sah sie nur im Traum.

Marquise. Gelang es den Umarmungen Céciles
[und meinen durch Cécile verjüngten, Valmont,]
daß Ihr den Traum vergaßt?

Valmont. Die Stimme klingt
nicht mehr in mir. Und ihr Gesicht zerfließt,
wenn ich es denken will. Doch ist ihr Leib,
ihr Gehen, Sichbiegen wie Vorüberschreiten
manchmal und Gegenwart, schließ' ich die Augen.

Marquise. So haltet jetzt die Augen immer offen!

Valmont. Um sie zu suchen?

Marquise. Nein. Sie zu vergessen.

Valmont. Ist sie nicht schon vergessen, wenn du mich
an sie erinnern mußt? Was sind Gefühle
verwehend, ungreifbar. Kein Wille hält sie,
kein Wille bindet sie.

Marquise. Vielleicht die Klugheit.

Valmont.

[Die Klugheit? Nein. Nichts kann Gefühle halten.
Wie Glanzen sind sie, die im Rauch verfliegen.
Raum Asche bleibt. Auch wir entgleiten uns.
Ja, trotz Cécile, die nur dein Schatten ist.
Was ich in deinen Armen dann erlebe,
ist nicht mehr Gegenwart, ist nur Erinnerung.]

Marquise. So wirf sie fort! Such' neue Gegenwart!
Sie wartet rings auf dich und mich. Wohlan!

Valmont. Toinette!

Marquise. Ich bin nicht alt genug, noch nicht,
schon festzuhalten und nicht mehr so jung,
daß ich nicht hastig zu erraffen suchte,
was sich an Gegenwart und Leben bietet.

Valmont. Doch mir ist dies Erinnern lebensstärker
als jede Gegenwart.] Könnte die Klugheit
unser Gefühl verjüngen —

Marquise (schnell). Soll sie es?

Valmont. Du sprichst von Phantasien. —

Marquise. Kommen nachher
gleich, wenn die Gäste fort sind, wieder! Dann
will ich dir's sagen. Warte jetzt! Den Ritter
schick' ich dir her. (Sich noch einmal wendend.)

Die Unbekannte könnt' ich
um deinetwillen töten, wenn ich je
erführe, wer sie ist. Valmont, ich könnte
noch schlimmer an ihr handeln.

Valmont. Wie?

Marquise. Sie dir
ausliefern.

Valmont. Du bist grausam.

Marquise. Ja, ich bin's! (Schnell ab.)

Dritter Auftritt

Valmont. Marquise von Merteuil kommt mit Danceny.
Später Cécile

Marquise. Kommen Sie mit mir, Chevalier. Der Herr
Vicomte von Valmont wünscht ein Wort — hier ist er.
[Doch nun, Vicomte, bekennen Sie sich schuldig!]
Geben Sie sich die Hand. Ich lasse Sie
allein — (Ab.)

Valmont. Sie wollten mich gerade fordern.

Danceny. Ich wollt' es. Ja, Vicomte.

Valmont. Wir dürfen's nicht.
Die Frau Marquise untersagt es uns.

Danceny.

Wollen wir's heimlich tun? Zum Schein versöhnt?

Valmont. Lockt es Sie so?

Danceny. Ja, Herr Vicomte, es lockt mich.

[Ich hab' es lang herbeigewünscht und heute
drauf angelegt, daß Sie mich kränken mußten.]

Valmont. Womit erwarb ich Ihren Haß?

Danceny. [Vicomte,]
ich kann es nicht ertragen, daß man mich

als Nichts behandelt [und Aufmerksamkeiten,
die ich erweisen möchte, mit Bedacht
zu übersehen pflegt und jedes Wort,
sprach ich's, zu überhören.] Weil ich jung bin.
Von andern ist's mir gleich. Von Ihnen nicht.
Auch wagt es keiner so wie Sie.

Valmont. Und glaubten
Sie, mich so leicht zu werfen?

Danceny. Nein, ich weiß,
man fürchtet Ihre Kunst.

Valmont. Und dennoch — ?

Danceny. Zweifeln Sie?

Valmont. Nicht einen Augenblick! Die Hand, Herr Ritter!
Wir wollen uns vertragen. Sie gefielen
mir längst.

Danceny. [Längst such' ich Ihre Freundschaft schon.

Valmont. Nun also denn! — Ich habe, Chevalier,
Sie niemals übersehn, nie überhört,
wenn's auch so schien. Weiß Gott, warum! Heut freut mich,
daß es so kam.]

Danceny. Sie sind es wirklich, den man
den besten Fechter nennt und dessen Klinge
gefürchtet ist bei allen Kavalieren?
Von dem man sich erzählt —

Valmont. Was denn?

Danceny. Sie fragten
erst jeden höflich um die Stelle, wo
er Ihre Degenspitze wünscht zu fühlen,
und trafen ihn dann sicher gerade dort.

Valmont. Gerüchte übertreiben. Einmal hab' ich's
im Scherz gemacht.

Danceny. Und trafen wirklich?

Valmont. Ja.

Es war sehr leicht. Es war das Herz bestimmt.

Danceny (leise). Wie schön, so sicher sein!

Valmont. Was sinnen Sie?

Danceny. [Könnst' ich dies Leben der Gefahr, des Muts,
das mich mit jedem Atemzuge lockt,
mit dem vereinen, was seit Kinderzeit
mir eingeprägt ward, was heilig zu halten
man mich gelehrt! Ist nicht der Zweikampf Mord?]
Sie sind katholisch, Herr Vicomte, wie ich.
Sie werden mich verstehn.

Valmont. [Hier in Paris
denkt kaum ein Priester so.

Danceny. Ich wuchs allein
mit meiner Schwester auf dem Lande auf.
Mein Vater starb, eh' ich ihn kannte; früh
starb auch die Mutter. Unser Gutskaplan,
ein frommer Mann, erzog uns still und weltfern.

Valmont. Die Frommen denken sich das Leben gern
widerspruchsloser, als es ist.

Danceny. Vielleicht.
Doch Abbé Chantreaux sagte mir voraus,
man könne Wort und Tun nicht immer rein
bewahren. Kaum den Willen.

Valmont. Der Abbé
war rücksichtsvoll und klug. Doch] werfen Sie
das alles hinter sich! Sie müssen erst
das Leben leben, nicht darüber grübeln
und es an Sprüchen messen, die Sie lernten.
[Sonst sind Sie immer blind und irrgeführt.]
Wir haben eine Summe Schuld voraus,
die wir begehen müssen, ehe wir
je schuldig werden können. Kindheitslehren
befolge, wer nicht leben will.

Danceny. Ich will's.
Und keinen besseren Meister wüßt' ich je
zu finden. Diesen Tag hab' ich, wie lange,
herbeigesehnt, Vicomte! Ich war noch Schüler
und war zum ersten Male in Paris.
Es war der feierliche Tag des Königseinzugs.

Sie gingen stolz unter den Kavalieren
der Königin, der stolzeste, und lachten
über die Köpfe hin, als einer rief:

„Das ist der Vater aller unsrer Prinzen,
der Abgott der Prinzessinnen des Hofes.“

[Damals hört' ich zum ersten Male den Namen
Vicomte von Valmont. Oft seitdem mit großer
Verehrung.

Valmont (lacht). Mit Verwünschung auch.

Dancen y.

Nun ja.

Doch immer als den Liebling aller Frauen
und aller Kavaliers besten. Immer
stand vor der Knabenseele dann Ihr Bild,
wie Sie im Zuge gingen.]

Valmont.

Fehlte Ihnen

an mir nicht eins: der Ruhm von großen Taten?

[Das Beste, das in eines Knaben Seele
den Mann wert macht, ein Ziel zu sein, zu dem
ihn Will' und Jahre traumhaft tragen sollen?

Dancen y. Ich sah Sie freilich — immer an — als Helden —

Valmont. So muß ich heut, wo wir zum erstenmal
die Hand uns reichen, Sie enttäuschen. Nie
hab' ich dem Ruhm etwas zulieb' getan]

— vom Ruhme sprech' ich, nicht von Fehterruf —

[nie, seit die Knabenschwärmerei von Größe
wie Schaum verging, an Taten noch gedacht.

Ich kann Ihr Ideal nicht sein.] Sie träumen
von Alexander noch und Cäsars Schatten.

Was ist ein guter Fechter und ein Mann,
dem man die Gunst der Frauen nachrühmt? Nichts.

Ist's so?

Dancen y. Ich weiß es nicht —

Valmont.

So hab' auch ich

einmal gedacht, eh' ich es eingesehn,
daß keinem mehr gehört als wie sein Tag,
daß die Posaune Ruhm nicht Leben ist

und daß das Leben auch des größten Mannes
mit seinem Tode schließt wie das des Knechts,
[des Witwe gleich sein Diensthfolger freit.]
Da schien es mir, dies eine gilt's zu halten,
dies einzige zu genießen, daß kein Tropfen
unausgeschlürft zu Boden rinnen kann,
dies eine: Leben, dieses Flüchtigste.
[Soll ich nun, Chevalier, mit rauher Hand
Sie aus dem schönen Heldenraume wecken,
der Ihre junge Stirn mit Lorbeer kränzt
und, etwa an des Ares Hand, Sie leicht
umschwärmt von Götterjungen siegwärts führt?
Doch will ich's tun. Denn bitterer dünkt es mich,
zu spät enttäuscht sein – wenn die Kraft nicht mehr,
das Wirkliche fest zu ergreifen, reicht.
Wollen Sie so?

Danceny. Ja, Herr Vicomte, ich will.]
Wohl unbescheiden dünkt mich jetzt der Drang
nach Größe, der allein ich immer nachsann.

Valmont. So seien Sie denn mein Freund! Sie lernen schon
die Lebensfesseln von sich werfen, Sitte,
wie Sie die Bürger bindet und die Toren.
Wer klug ist, braucht die Tugend nicht. Doch muß er
verteidigen können, was er tut. Sie haben
die kühne Art, die leicht zu Handeln führt.
Der Boden in Paris ist heiß. Sie müssen,
wenn Sie das Leben packen wollen, gut
den Degen führen. [Abbé Chantreaux' Lehre
hat wohl die Fechtkunst nicht umfaßt?

Danceny. Wahrhaftig.
Doch] ein Stallmeister, den mein Vater aus
Italien mitgebracht und der fünf Dinge
genau verstanden: Fluchen, Fressen, Saufen,
Reiten und Fechten –

Valmont. Und das Sechste?

Danceny (nicht ohne Scham).

Auch.

Der war mein Lehrer. [„Sieben Teufel,“ sagt’ er, „du machst’s ganz gut! Wenn du noch einen findest, der dich den Schliff lehrt und die Mode, dann soll man sich wundern.“]

Valmont.

Lassen Sie uns sehn!

Rasch einen Übungsgang! Ich glaub’, es ist das erstemal, daß dieser leichte Degen aus seiner Scheide kommt —

Danceny.

Venezianisch

scheint mir die Klinge.

Valmont.

Vorwärts! Nehmen wir

die mittlere Mensur! Damit wir nicht das Kabinett in Trümmer legen. — — Los!

Ich gebe den Anstoß. (Sie fechten.) [Die Riposte war vortrefflich. Umgekehrt!] — — Hoho! Gleich eine doppelte Finte. Doch mein Tempostoß — im Ernstfall hätt’ er Sie durchbohrt.

Danceny.

Ich weiß nicht,

ob dieser Stoß im Ernstfall überhaupt —

Valmont. Wahrhaftig, ja. Sie haben mir die Spitze geschlitzt. Bei Gott. Man wird vor Ihnen sich noch vorsehn müssen. Ihr Stallmeister war kein schlechter Lehrer. [Aber merken Sie: bei solchem Ausfall nicht Appell! Das ist zu äußerlich.] Wo sehn Sie hin?

Danceny.

Aufs Auge.

Valmont. Ich weiß, daß man so lehrt. Doch weiß ich nicht, ob’s richtig ist. Hier haben wir das Auge geübt, nichts zu verraten. — Nein! Die Spitze der gegnerischen Klinge ist’s, auf die der Blick sich heften muß. [Sie ist mir wie ein drittes Feindesauge, das zu mir deutlicher als die andern spricht. Ihm seh’ ich sofort an, wo es hin will, und kann sorgen,

daß es mir nicht zu tief ins Innere sieht.]
Noch einmal! – Diesem Stoß erlagen Sie.

Danceny. Ja, Sie verwirrten mich.

Balmont. Ruhe! Mehr Ruhe!
[Gold ein Croisé=Stoß ist mein Stoß. Doch] sehn Sie
diese Parade. Damit trau' ich mich
verbundenen Auges jeden Stoß zu fangen.
Geben Sie acht! Sie führen so die Spitze
in etwas größerem Kreise[– größer als bei
Konterparade –] rund, und mit der Schwäche
fangen Sie Ihres Gegners Waffe auf,
[den Stich zur Seite.]

Danceny (probierend). So?

Balmont (nickt). Und gehn gleich wieder
zurück zur Anfangslage. Noch einmal!

(Geschieht. Cécile von Volanges zwischen beide, zu Balmont:)

Cécile. Halten Sie ein! Kein Blut!

Balmont. Wie unbedacht,
Fräulein Cécile! Wenn nun der Degenstoß,
der den Herrn Chevalier durchbohren sollte,
in Ihren Busen sich verirrt.

Cécile. Scherzen

Sie nicht, Vicomte! Was haben Sie? Was ist?

Danceny. Es war nur Spiel und Übung, Baronesse.

Balmont. Wir werden doch auf diesem Perserteppich
kein Blut vergießen, Fräulein von Volanges.

Nun, Chevalier?

Danceny (leise). Ich bitte Sie, Vicomte –

Balmont. Auf Wiedersehen, Danceny. Ich lasse
Sie Ihrer Retterin. (Zu Cécile:) Leben Sie wohl! (Ab.)

Vierter Auftritt

Danceny. Cécile. Später Marquise von Merteuil

Danceny. Sind Sie erschrocken, Baronesse?

Cécile. Ich hörte,
als ich im Flur vorüberging, das Sechten,

und mir fiel ein, wie Sie vorhin mit dem
Vicomte gestritten und —

Dancen y. Wir sind versöhnt.

Es war ein Mißverständnis. Der Vicomte
ist edel und gerecht. Und ich war töricht —

Eécile. Sie haben seine Freundschaft schon gewonnen?

Dancen y. Ja. Ich bin stolz darauf.

Eécile. Und kennen Sie
den Herrn Vicomte von Valmont schon so gut,
daß Sie auch wissen, wer Ihr Freund ist?

Dancen y. Ja.

Ich weiß, man redet schlecht von ihm, man schilt
Verführer ihn. — Die Frauen lieben Valmont,
weil man ihn lieben muß. Wie ich ihn liebe.

Stünd' ich mit ihm im Streit um eine Frau,
ich glaube — freiwillig trät' ich sie ihm ab.

Eécile. Sprechen Sie das im Ernst? Sie könnten je
ein Mädchen, das Sie lieben, opfern? Ihm?

Dancen y. Sie sind erzürnt. — Auch ist's nicht wahr. —
ein Mädchen, das ich liebe, so gegen ihn [Ich würde
verteidigen, daß er mich loben müßte
und sagen, du schlägst gut. — Es war fast Ernst.

Ich hatte nichts Geringeres im Sinn,
als den Vicomte zu töten. [Konnte nicht
das Glück mir günstig sein.] Jetzt läg er hier — —

Eécile (lacht). Es ist doch gut, wie es gekommen ist.

Denken Sie nur, wenn Sie statt des Vicomte —

Dancen y. Würden Sie es bedauert haben, wenn
ich statt des Herrn von Valmont tot hier läge — ?

Eécile (lacht ihn an). Ja, Herr von Dancen y.

Dancen y (ebenso). Oh, das beglückt mich.

Eécile. Ich habe ganz vergessen, was ich wollte.

Ein Fächer blieb hier liegen. Dieser da.

Als Frau von Merteuil des verstorbenen Vatten
Bildnis den Damen zeigte.

Dancen y. Welches ist es?

Cécile. Hier drüben. Finden Sie nicht den Marquis für Frau von Merteuil viel zu alt?

Danceny. Und ist doch schon drei Jahre tot.

Cécile. Ja. Und das Bild ist gar nicht aus der letzten Zeit.

Danceny. So? Ob da Frau von Merteuil glücklich war?

Cécile (bitter). Jetzt ist sie's.

Danceny. Fräulein Cécile, was haben Sie?

Cécile. Nichts! Nichts!

Danceny. Ich bitte, hören Sie mich an.

Cécile. Ich kann nicht. Lassen Sie mich.

Danceny. Nein. Ohne Antwort nicht. Immer ent schlüpfen Sie, Fräulein Cécile, Sie wissen, was ich sagen will — —

Cécile. Nein, nein!

Danceny. Doch! — Ja. Ich liebe Sie.

Marquise (rasch eintretend). Sind Sie versöhnt?

Wie? Du, Cécile? Und der Vicomte nicht hier?

Cécile (schamvoll schnell ab; draußen Wagenrollen).

Fünfter Auftritt.

Danceny, Marquise von Merteuil. Später Victoire

Danceny. Verzeihung, gnädige Frau! Die Gäste sind im Aufbruch —

Marquise. — sind schon fort. Ich bitte, nehmen Sie Platz. Mit Herrn von Valmont — das ist nun im reinen? Sie sind ausgesöhnt?

Danceny. Wir sind es, gnädige Frau. [Der Herr Vicomte ist ganz ein Edelmann.] Ich [schämte mich beinah vor ihm und] bitte noch einmal auch Sie, Marquise, um Verzeihung wegen des Unge stüms, mit dem ich sprach —

Marquise. Sie führten
doch meine Sache gegen den Vicomte
und fochten als mein Ritter —

Danceny. Ja, ich meine,
daß ich in Ihrem Haus so ungestüm war —

Marquise. Und waren Sie es nicht noch einmal? Jetzt?

Danceny (schnell). Wir hatten eben uns versöhnt. Valmont,
der einmal sehen wollte, wie ich fechte,
machte mit mir ein Übungsspiel. Nun kam
Fräulein Cécile herein, hielt es für Ernst
und trat erschrocken zwischen uns —

Marquise. Und deshalb
lief sie fort, als ich kam?

Danceny. Nein, gnädige Frau.

Marquise. Beichten Sie mir, Herr Chevalier!

Danceny. Darf ich
zu Ihnen sprechen, gnädige Frau?

Marquise. Sie dürfen.

Ja. Ja.

Danceny. Sie zürnen?

Marquise. Sprechen Sie!

Danceny. Ich habe
Fräulein Cécile erklärt, daß ich sie liebe.

Marquise. Und meine Nichte?

Danceny. War bestürzt. Sie kamen
im selben Augenblick.

Marquise. Es war also
das erstemal, daß Sie gesprochen?

Danceny. Ja.

Marquise (klingelt, Victoire kommt sofort).

Das Feuer schüre! Nimm mir meinen Schmuck ab!

Und nun? Was soll nun werden, Chevalier?

Danceny. Helfen Sie mir!

Marquise. Versprechen Sie mir, daß
Sie jetzt nichts Heimliches mehr tun. Dann ja.
(Danceny schweigt, Victoire bringt Hauskleid, einfacheren Schmuck
usw. und ab.)

Vertrauen! — Vertrauen, Chevalier! [Wie kann ich
Ihnen sonst helfen?]

Danceny. Wenn Sie es befehlen! — (Handkuß.)

Marquise. Befehlen? Nein. — Die Liebe ist das Reich
der Frau. So werden wir Beschirmerinnen
der Liebe, wenn wir selbst —

Danceny (schnell). Was sprechen Sie?!

Marquise. Wie wollt' ich wohl den Satz vollenden? Nun?

Danceny. Ich weiß es nicht. Doch wollten Sie die Liebe
von sich abweisen, andren zu. — Wer würde
Sie nicht verehren? Sie? Wer aber dürfte
den Blick zu Ihnen heben, Frau Marquise?

Marquise. Sie schwärmen, Chevalier. Aus lauter Liebe
zu meiner Nichte sagen Sie mir solche
unartigen Artigkeiten. Doch mein Satz
hieß also: „— Werden wir Beschirmerinnen
der Liebe, wenn wir selbst uns überzeugt,
daß diese Liebe es verdient.“ Das aber
ist mir noch zweifelhaft, Herr Chevalier!

Danceny. Oh, Sie verspotten mich. Wie eine Göttin
den armen Sterblichen, der vor ihr kniet,
[mit einem Lächeln ansieht, das ihn bannt,
ihn in des Blickes Zaubernetzen fängt,]
um doch nichts zu gewähren, nur zu lächeln,
sehen Sie auf mich.

Marquise. Ich glaube, meine Weine,
vereint mit junger Liebe, sind zu schwer
für Sie. — Gehn Sie! — Es ist schon spät.

Danceny. Erzürnt' ich Sie?

Marquise. Nein, nein.

Danceny. Ich war so klar,
 eh' ich mit Ihnen sprach, gnädige Frau.
 Was tat ich? Hab' ich Törichtes gesagt?
 Marquise (freundlich).
 Nein. Aber gehn Sie jetzt!
 Danceny. Verzeihn Sie mir!
 Und geben Sie mir Ihre Freundschaft!
 Marquise. Bin ich
 nicht schon Ihr guter Freund? Hab' ich es Ihnen
 nicht schon bewiesen?
 Danceny. Ja.
 Marquise. Was wird mein Lohn?
 Danceny. Was dürst' ich Ihnen bieten? Jeder Dienst,
 für Sie getan, wär' wieder Grund zum Dank,
 daß ich erwählt ward. Lassen Sie mich gehn!
 Ein Übermaß von Glück macht mich verwirrt. (Ab.)

Sechster Auftritt

Marquise von Merteuil. Victoire. Jean

Marquise (allein).

Nun, Frau von Tourvel, ob ihr Bruder fortbleibt!
 (Zu Jean und Victoire:)
 Löscht

die überflüssigen Lichter aus [und legt
 noch ein paar Scheite auf die Glut.] Ich bin
 für niemanden zu Hause.

Jean. Wenn der Herr
 Vicomte von Valmont kommen sollte –

Marquise. Bin ich
 zur Ruh' gegangen. (Jean ab.) Wie gefällt dir der Chevalier?

Victoire. Die Damen alle sind in ihn verliebt,
 Sie hätten die Gespräche hören sollen,
 die man beim Anziehen führte.

Marquise. So? Und du?

Victoire. Ich? Nun, ich hoffe, gnädige Frau, von ihm
 einmal ein gutes Trinkgeld zu bekommen.

Marquise. Wieso denn das?

Victoire. [Man müßte blind sein, wenn
man es nicht sähe!]

Marquise. Was?

Victoire. Daß er nur glaubt,
Sie um Écile zu bitten —

Marquise. Warum meinst du?

Victoire. Sahen Sie seine Augen nicht, wie Sie
sich umgezogen? Ach, gnädige Frau,
solch ein ganz junger feuriger Galan,
der noch nichts kennt, ist doch das Schönste!
(Sie zieht der Marquise, die sie leicht schlägt, die Schuhe aus.)

Marquise.

Schärfe dem Jean noch einmal ein, daß niemand —

Victoire (da draußen Lärm).

Es wird nichts nützen mehr.

Marquise. Laß mich allein! (Victoire ab.)

Siebenter Auftritt

Marquise, Valmont tritt ein. Später Écile

Marquise.

Wie, Valmont? Sie schon da?

Valmont. Ja, was bedeutet
der Pförtnerschertz?

Marquise. Kein Scherz, Valmont! Ich wollte
zur Ruhe gehn.

Valmont [Weshalb? Nachdem Sie mir
das Gegenteil gesagt?

Marquise. Laune. Sonst nichts.]

Valmont. Gut. Aber warum die Komödie erst
mit dem Türsteher? Uns Geländer
mußt ich ihn binden, eh' er mich hindurchließ.

Marquise. [Womit?

Valmont. Mit seiner eigenen Schlafrockquaste.
Wie Hector in Beauchamps an seiner Kette,
riß er daran und bellte hinter mir,

der sonst nur wedelte. Er glaubt uns schon
getrennt.]

Marquise. Wie lustig!

Balmont. Hätte nicht ein Wort
genügt? Ich hätte nicht daran gedacht,
heut noch zu kommen.

Marquise. So?

Balmont. Daß mich der Pförtner
nicht hindern würde, wußten Sie.

Marquise. Ich wollt' es
gar nicht. Du solltest dich durchkämpfen müssen
zu mir, wie zur arabischen Prinzessin
der Märchenritter. — Wenn die Hindernisse
aufhören, stirbt die Liebe hin.

Balmont. Und meinst du,
daß solch künstliches Mittel sie erhält?

Marquise. Das Schöne ist im Leben alles Kunst.
[Natur ist plump, bewußtlos, ohne Rausch
und ohne das verzehrende Sich=spiegeln
der Blut im Geiste. Würde dich Natur
zu halten wissen je?] Am Ende brauchst du
nur stärkere Hindernisse als den Pförtner?
Sie finden sich vielleicht.

Balmont. Was heißt das?

Marquise. Nun,
daß ich dir etwa einen anderen Mann
vorzöge, dich betrügen würde, ganz
— zum Scheine, weißt du — mit dir brähe und
dich dadurch lockte, neu mich zu begehren.

Balmont. Toinette! (Auf sie zu.)

Marquise. Sieh, wie dich der Gedanke schon
mir näher bringt.

Balmont. Laß dieses Spiel!

Marquise. Sieh an! — —
Du bist mit Danceny versöhnt. Ich danke dir.

Herrschwillen, Eitelkeit und Eifersucht –
was spielt mit uns? – Vor allem Eifersucht.]

Valmont. Ich war gereizt, nicht eifersüchtig. War
ich jemals eifersüchtig, wenn Sie Ihre
früheren Galans besuchten, wie erst jüngst
der Chevalier von Belleröche?

Marquise. Sie sind
abscheulich, Valmont, an das gute Tier
mich zu erinnern. Er war einer meiner
ganz dummen Streiche. Nur in einem ist er
fast vorbildlich.

Valmont. Das ist?

Marquise. Wie elegant,
graziös und zart er sich nach unsrer Trennung
benimmt, so daß ich gern mit ihm
noch jetzt verkehre. Das ist kostbar, Valmont!
Selten und kostbar. – Aber Danceny
ist auch nicht Belleröche. Und Danceny
genoß den Vorzug deiner Eifersucht.

Valmont. Er ist mein Freund.

Marquise. Jetzt. Doch er war's noch nicht
und wird es einmal nicht mehr sein. Gib acht!
Ihr trefft euch einst bei einer Dame, die
euch trennen wird. Das wett' ich.

Valmont. Willst du selbst
uns trennen? Beinah scheint es so.

Marquise. Ich? Nein.

Valmont. [Es würde dir mißlingen, Eifersucht
in mir zu wecken, glaube mir!]

Marquise. Du wirst
jetzt Herrn von Danceny ins Leben führen,
wirst mit ihm fechten, ihn erziehen, ihn lehren,
mit Frauen umzugehn –

Valmont. Das werd' ich, ja.
[Der Junge soll klug werden ohne Schaden,
noch auf mein Konto mit.]

Marquise. Groß ist es, Valmont.

Valmont. Er soll genießen, was ich ewig suchte;
und jung, mit Traum gemischt und süßem Trug.
Nicht nacktes Leben so wie wir.]

Marquise. Wenn er
dir nun vielleicht nicht folgen will? Und selber
sich seinen Weg sucht oder sich am Ende
mir anvertraut? — Warum nicht? Meinst du wirklich,
ich könnte einen Jungen, der sich mit
blindheißen Sinnen einem Mädchen nachstürzt
und schwärmend einen Freund verehrt, nicht leicht
zu andern Zielen locken?

Valmont. Ja, du könntest's!

Doch warn' ich dich. Ich würde —

Marquise (schnell, lachend). Schon! Schon! Schon!

Valmont.

[Unsinn! Hitze des Wortgefechts! Nichts weiter!]

(Schritte. Écile.)

Marquise.

Wer kommt? — Wie, du, Écile? Schlieffst du denn nicht?

Écile. Ich kann nicht schlafen.

Marquise (leise). Hast du ihn so lieb?

Écile (ganz leise).

Ich fürchte mich. Er wird ihm alles sagen.

Marquise. Er wird nichts sagen. Ich versprech' es dir.

Écile. Es ist nicht deshalb, weil mich Danceny
dann nicht mehr lieben, mich verachten wird —

Marquise. Was sonst?

Écile. Er wird ihn töten.

Marquise. Wie — ?

Écile. Ja, der

Gedanke fiel mir plötzlich heiß
in mein Einschlafen, das in Traum schon sank,
und jagte mir das Blut zu Kopf und riß mich
aus meinen Decken. Denn, wenn Danceny

alles erfährt, so wird er Valmont hassen,
ihn fordern — und wird fallen. Denn mit Valmont
sicht keiner glücklich —

Valmont. Warum flüstert ihr?

Marquise (leise). Leg dich zur Ruhe!

(Laut.) Wegen Dancens!

(Leise.) Und fürchte gar nichts! (Cécile weinend ab.)

Marquise. Sie liebt ihn und liebt dich — und möchte nun
geschlossenen Auges erliegen ihrem Schicksal.

Valmont. Nur eins, Toinette! Laß den Gedanken nicht
auf Heirat gehn! Er ist mein Freund. Ich will nicht,
daß er betrogen wird.

Marquise. Betrogen? Wie?

Sie haben heut den Hang zu großen Worten.

Weil er ein Mädchen freit, das schon ein andrer
einmal besaß? Wenn das betrogen heißt,
dann gut!

Valmont. Ich will's nicht. Ich will nicht, daß er
sich in ein Glück verlocken läßt, das ihm
Schmerz sein wird, wenn er aufwacht. Will es nicht.
Er hat ein Recht an mich.

Marquise. Würdest du eher
einwilligen, daß ich seine Liebste würde
als Cécile seine Frau?

Valmont. Ja. Eher das. — —

[Doch auch nicht.]

Marquise. Danke, Herr Vicomte!

Jean (bringt Tee, ab).

Marquise. Doch ist das
gleichgültig neben dem, daß wir so sprechen.

Valmont. Ich gab den Anlaß nicht.

Marquise. Nicht du, nicht ich.

[Ich sah ihn kommen diesen Augenblick
und habe mich vor ihm gefürchtet. Aber
niemals gezweifelt, daß er kommen müsse.]
Es ist das Schicksal jedes Bundes: einmal

ist man nicht mehr bereit, das Nichtige
für nichtig anzusehn, Gleichgültiges
gleichgültig aufzugeben — an dem Tage
bewölkt der Himmel sich mit Mißverstehn.

Valmont. Willst du damit den Vorschlag, Antoinette,
einleiten, der das bessern soll?

Marquise. Wir müssen
klar sehen, dürfen uns nicht täuschen. Ich
war's damals, die dich suchte. Deshalb hab' ich
ein Recht, heut so zu sprechen. Du sagst selbst,
daß du mich einem andern gönnen würdest.

Valmont. In der Erregung sag' ich's. Doch es ist
nicht wahr!

Marquise. Du wirst es müssen. So nur kann
dies ewige Gereiztsein enden. [Sonst
verlieren wir uns ganz. — Trennen wir uns!
Es ist kein Rausch in unserer Liebe mehr.

Valmont.

Doch, wenn ich dich so sehe —

Marquise. Nein, du täuschst dich.
Der Mann täuscht sich so leicht. —] Ich will an dir
nicht ganz ermüden. Dich will ich noch einmal
umarmen wie das erstemal. Und dazu
gibt es nur einen Weg. Wir müssen uns
verlieren, uns zu finden.

Valmont. Nein! Zu früh!

Später mag's kommen!

Marquise. Valmont, nur wenn man
dies Wort zu früh spricht, spricht man es zur Zeit.

Valmont.

[Nein. Nein. Nein. Nein. Ich hatte recht, als ich
mit Eifersucht dir drohte. Antoinette,
ich warne dich.

Marquise. Valmont, so wollten wir
nie zueinander sprechen.

Valmont. Sei's! Dein Vorschlag
ist schlecht.] Wir fänden nie zurück.

Marquise. Gesezt,
wir fänden nie zurück, glaubst du, daß wir
uns nicht doch lieben würden? und noch heißer,
begehrender als jetzt? [Wir würden — selbst
gesezt, daß wir uns nie umarmten mehr —
uns doch genießen. War ich dir Geliebte?
Sag' ehrlich, Valmont, war ich's dir?

Balmont. Ich wurde
von keiner Frau umarmt so wie von dir.

Marquise. Ist zwischen uns das Kleinste nur verborgen?

Balmont.
Nichts. Warum lachst du?

Marquise. Kennen wir uns selbst?

Vielleicht ist manches dennoch zwischen uns verborgen, Valmont. Aber eins ist sicher: wir stehen voreinander, wenn wir nur für zwei Sekunden unsre Augen schließen.

Balmont. Ja. Das ist wahr.

Marquise. So werden wir uns auch
sehen und fühlen, wenn wir ferne nur
in andrer Armen an uns denken können.]

Balmont. Mag sein! Ich will nicht.

Marquise. Du bist seltsam treu.

Doch lös' ich dir das Rätsel. Mit mir ist die Freinde noch am meisten dir verbunden, weil ich um sie gezürnt. Von mir aus willst du nur zu der Unbekannten selbst. Drum bleibst du so treu bei mir. (Valmont lacht.) Ich habe den Beweis in dem, was du jetzt tust. — Ich kenne sie.

Balmont.

Das ist nicht wahr.

Marquise. Ist wahr.

Balmont. Seit wann?

Marquise. Seit heut.

Valmont.

Wer ist's?

Marquise. Ich sag' es nicht.

Valmont.

Du mußt!

Marquise.

[Ich denke,

du willst den Vorschlag nicht, den ich dir mache?

Valmont. Sprich endlich!]

Marquise.

Wenn ich dich nun prüfen wollte mit meinem Vorschlag, Valmont, um zu sehn, ob du von mir schon los kannst? [Glaubst du mich wirklich zu kennen? Wenn du dich nun irrst?] du könntest unversehens meine Feindschaft herausgefordert haben.

Valmont.

Deine Feindschaft?

Sie würde mich nicht schrecken. Ja, sie hätte vielleicht gar Reiz für mich. [Wir sind ja wohl als Gegner nicht so ungleich, daß ein Kampf zwischen uns nicht Interesse haben müßte.]

Genug des Spiels! Beginnen wir! (Drohend auf sie zu.)

Marquise.

Wohlan!

Ermorde mich!

(Valmont zerdrückt sie küssend.)

Glaubst du, daß ich dich hasse?

[Ich habe, dünkt mich, niemanden vor dir geliebt und einen nur heimlich begehrt.

Valmont.

Wer war der Glückliche?

Marquise.

Ich war gerade sechzehn.

Mein Beichtvater. Dich habe ich geliebt, und dich begehrt mit allen Sinnen, Valmont.

Ich liebe dich noch.

Valmont.

Ich begehre dich,

Marquise. Und mein Triumph ist, daß du schon vergessen, warum du mich bedrängst: die Unbekannte.

Ich weiß sie wirklich. Morgen trennt sie uns.

Valmont. So nenne sie! Sie wird uns diese Stunde noch wilder machen, heißer, glühender.

Marquise. Ich will's. Du aber schwöre mir zuvor,
daß du Cécile niemals verraten wirst
und es nicht hindern wirst, daß Danceny –

Valmont.

Ich schwör's. Nun aber sprich!

Marquise. Und daß du mir
die Freiheit wiedergibst, Valmont. Du willst
in unsere Trennung?

Valmont. Ja. Von morgen. Doch
bis wann?

Marquise. Hab' ich den Zeitpunkt unserer Trennung
bestimmt, sollst du bestimmen, wann wir uns
wieder vereinigen. Das wird dann sein,
wenn du die Frau bezwungen und verstoßen,
die ich dir nennen will, und die du sahst –
die Unbekannte!

Und wenn dann keine andre Frau in dir
mehr ist als ich.

Valmont. Dann?

Marquise. Ja. Dann sollst du, Valmont,
mit mir zufrieden sein.

Valmont. Die Hand darauf!
Ich weiß, du wirst mir alle Süße geben. – – –

Marquise.
Die Dame, die du suchst, heißt Frau von Tourvel.
Der Chevalier von Danceny, dein Freund,
[kennt sie –]

Valmont. Liebt er sie etwa?

Marquise. Nein. Er ist
ihr Bruder, Valmont.

Valmont. Wie – ?

Marquise. Er ist ihr Bruder.

Valmont. ToINETTE! Die Unbekannte, die ich suche, ist
die Schwester Dancenys? Ist das die Wahrheit? –
Jetzt ist die Ähnlichkeit mir klar. – – ToINETTE, das kann
uns schlimmer trennen, als wir dachten –

Marquise — als
 du dachtest, Valmont.
 Valmont. Laß uns dennoch fest
 an dem Versprechen halten.
 Marquise. Ja.
 Valmont. Und heut
 nichts von der Unbekannten wissen.
 Marquise. Ja —
Vorhang

Zweiter Aufzug

Szene: Großes Zimmer im Haus der Frau von Tourvel, ein Alkoven,
 Thürentür zum Balkon, mehrere Türen

Erster Auftritt

Wenn der Vorhang aufgeht, geht Danceny wartend auf und ab,
 mehrmals nach der Thür sehend, durch die dann Guillotin eintritt.
Später Jeannette und Diener

Danceny, Wie steht's, Herr Guillotin?

Guillotin. Die ruhige
 bestimmte Art Ihrer Frau Schwester läßt
 sehr schwer erkennen, ob der Schreck die Seele
 tief angegriffen hat. Das Herz ist ruhig.
 [Doch bin ich nicht zufrieden. Wie die Krankheit
 ihres Gemahls innerlich an ihr zehrt,
 wird es vielleicht auch dieser Schreck thun. Hat sie
 in letzter Zeit sonst Schreckhaftes erlebt?

Danceny. Ich weiß nichts.

Guillotin. Sie weicht jeder Frage aus.]
 Mir kam der Einfall, daß dies nächtliche
 Erlebnis auch geträumt sein kann, daß irgend=
 eine Erinnerung hier erwacht. Sie fanden,
 als Frau von Tourvel sie gerufen hatte,
 doch gar nichts mehr? nicht eine Leiter, nicht
 Bewegung auf der monderhellsten Straße?

Danceny.

Nein. Nichts. — Gar nichts. Alles war still. [Kein Schritt.

Auch keine Leiter. Auch nicht im Verputz der Hauswand eine Spur. Ich bin sofort hinausgegangen.] An der Mauer drüben unter den Fenstern meiner Schwester lag der helle Mond, wie Tag. [Ein kleines Licht, das dort an einem Heiligenbilde brennt, macht sonst die Ecke hell an dieser Stelle und war ein Funke kaum im prallen Mondschein.]

Guillot in. Da hätte doch nicht leicht jemand gewagt, wo Nachbarhäuser auf die Gasse sehn, hier eine Leiter anzusetzen, mein' ich.

Ihre Frau Schwester hat mir über Träume, die sie beängstigen, oft geklagt. [Der Mond steigert mit krankem Licht die Träume leicht zu körperhafter Wirklichkeit.] Ich denke, daß der verlarvte Kopf an ihrem Fenster, der gleich verschwunden war, als sie geschrien oder den Schirm des Lichtes hob, ein Traum war. [Doch drum nicht minder schreckhaft und gefährlich.

Wenn sie sich jetzt entschlösse, zu verreisen —

Danceny. Wäre der Schreck ein Traum nur!] Wenn ich bedenke, daß ich erst den Degen umband, [aber den Schlüssel holte, aufschloß, ehe ich unter den Fenstern nachsah, [da kann jemand leicht eine Leiter fortgetragen haben und außer Hörweite gewesen sein, oder im Schatten der Kapellengasse gewartet haben.] — In Paris vereint sich jetzt so viel Gesindel, [das am Wege, auf offener Straße selbst, Leute von Stand beschimpft, ja angreift. Warum soll nicht einer im Mondschein haben wollen durch Erschrecken und Schlimmeres einen Streich vollführen.] Der Haß gegen die Adligen —

Guillot in. — steigt nicht ans Fenster.

Wenn es nicht Traum war, war's ein Dieb. Und wenn

auch das nicht, eher einer von den Herren
des Hofes. Keiner vom Volk!

Danceny. Herr Guillotin!

Guillotin. Ich weiß mehr solche Fälle
des schrankenlosen Übermuths.

Danceny. Sie stehen
auf Seiten derer, die den Adel hassen,
abschaffen möchten.

Guillotin. Ich, Herr Chevalier,
bin Volk. Ich bin entgegen der Gewalt
der Oberen wie der Unteren, will das Recht.
Ich hasse niemand, und ich sehe selbst
die Schuldigen, umklammert von der Zeit,
gezwungen schuldig sein.

Danceny. Herr Guillotin!
Mein Wort war unbedacht. Verzeihen Sie —

Guillotin. Sie sind noch jung, Herr Chevalier, und rasch
und sehn durch Leidenschaft. Sehn Sie gerecht!
Und lernen Sie von mir: die Krankheit sich
oder dem Arzt verbergen, heilt sie nicht,
verschlimmert sie und kann sie tödlich machen.

Danceny. Was meinen Sie?

Guillotin. Nun, daß es besser ist,
rechtzeitig sehen und ein krankes Glied
entschlossen opfern, daß der Leib gesunde. (Im Abgehen:)
Wir tun vielleicht, was jetzt die Zeit verlangt.
Doch Sie, die Jüngeren, erleben's! (Beide sind ab.)

Jeannette (mit Diener). [Das Sofa aus der Nische hier.
kommt dann das Bett. [Hierher

Danceny (zurückkommend). Was ist?

Jeannette. Wir wollen eben
umräumen. Die gnädige Frau will jetzt
immer hier schlafen —

Danceny. Wo sie doch von Ihnen
entfernter ist?
Jeannette. Weil diese Fenster hier
nicht nach der Straße gehn.
Danceny (nimmt ein Buch). Laßt's bis nachher!

Zweiter Auftritt

Danceny. Frau von Tourvel. Diener
Man hört draußen:

Tourvel. Was ist die Uhr?
Diener. Halb zwölf.
Tourvel. War niemand da?
Diener. Der Arzt.
Tourvel. Sonst hat niemand nach mir gefragt?
Diener (öffnet). Die gnädige Frau.
Danceny (Handluf. Dann): Ich sprach Herrn Guillotin.
Er sagte mir, daß du den Schreck –
Tourvel. Er möchte
mich glauben machen, daß ich es geträumt.
Danceny. Und kann es nicht Traum sein? [Wenn du bei
im Licht der Sonne dir das nächt'ge Schrecknis, [Tage,
das mit der Finsternis versank, noch einmal vorstellst,
ist's da nicht bloßer Schein?]
Tourvel (zusammenschreckend). Nein, es ist Wahrheit.
Ich seh' es wieder vor mir. So der Griff
am Fensterstein – und so der Blick der Maske.
Es war ganz hell. Das Auge funkelte.
Ich war ganz wach und sah's. Es war kein Traum.
Danceny. Marie, wenn es kein Traum war, ist es dann
nicht unerklärlich? Diebe suchen sich
Häuser, wo bares Geld liegt, Edelsteine –
Tourvel. Es war kein Dieb.
Danceny (erstaunt). Weißt du – ?
Tourvel. Ich muß dir etwas
erzählen, was in einem ewigen Schweigen
ich zu begraben hoffte, was ich langsam

schon zu vergessen anfing — bis heute nacht
mir gleich, fast in dem ersten Schrecken, klar war,
daß es nicht ruht, daß es bis heut gewacht hat
und seine Krallen nach mir streckt —

Dancenp. Du zitterst.

[Ich bitte dich, Marie, laß den Schreck
nicht nochmals dich befallen.] — Kann denn nicht
vielleicht der Scherz nur eines Kavaliere's,
der sich im Hause irrte —

Tourvel. Treiben jetzt
die Kavaliere solche Scherze? Ist
in deinem jetzigen Verkehr das Sitte?

Dancenp. Nein, nein.

Tourvel. Als ich damals erkrankte,
da glaubtest du und auch der Arzt, ich sei
durch meines Vaters Krankheit so zerrüttet,
den man, es mochten zwei, drei Wochen sein,
ins Irrenhaus gebracht.

Dancenp. Und das war nicht
der Grund?

Tourvel. Für meine Krankheit, wie Ihr's nanntet?
Nein. Daß der Wahnsinn meines Mannes ausbrach
und man uns trennte, war Erlösung. Ich
erstickte an dem stillen, mich umlauernden Wesen
des Manns, den ich nicht liebte, und begann
fast aufzuatmen — dachte mir mein Leben
in Witwenstille, ohne Leidenschaft
hinsfließend, Tag um Tage ruhig weiter.
Da, eines Abends ging ich noch allein
nach St. Sulpice zu beten. — Auf der Straße
war mir einmal, als streife mich ein Blick.
Ich fühlte es halb im Rücken und ging weiter,
[sah vor mich hin, wollt' es nicht achten, aber
dann dünkte mich, als folge mir der Blick.]
Ich unterschied im Lärm der Straße auch
den Schritt, der fern mitging. Ich sah nicht um

und eilte nur der Kirche zu. Die Thür
fiel hinter mir ins Schloß. Noch wie gelähmt,
taßt' ich mich zum Altar der Gottesmutter,
die meine ungewisse Furcht besänftigte:
[ich fing schon an zu lächeln und mich selbst
zu schelten, daß ich auch so schreckhaft sei,
und weil ein Mann mich ansah, gleich —]

da ging

die Kirchentür zum zweitenmal. Mir stockte
der Atem. Wieder kam der Schritt. Er kam.
Nun kniete jemand hinter mir. Nun sprach
an meinem Ohr ganz leise eine Stimme —
Ich hörte abgerissene Worte nur. Es brauste
der Dom um mich, oder es war das Blut,
das in den Kopf mir stürzte. Heiße Worte,
Sünden, Begier, als zische Höllendampf
neben mir auf.

Dancenp. Sahst du ihn nicht?

Tourvel. Er kniete rechts im grauen Dämmerdunkel
des Betgestühls, ein Schatten, fast verschwunden
im Säulensfuß. Ich habe atemschnell
den Blick gesehn, mehr nicht.

Dancenp. Schade!

Tourvel. Es hob
mich eine Kraft, wie hoch aus den Gewölben,
vom Boden auf. Der Priester trug den Leib
des Herrn vorüber. Alles kniete. Nur
mich rissen Pfeilerarme fort. Ich flog
zur Thür hinaus, fort. Leute sah ich stehen,
die sich um einen Trunknen drängten, fort.
Ich lief fort wie betäubt. Hier kam ich zu mir,
doch mein Erinnern wirbelte. Jetzt war mir,
als hätt' ein Griff mein Handgelenk umspannt
und eine Hand versucht, mich an der Schulter
zurückzureißen — Meine Kleider fühl' ich
wie festgehalten und gezerrt noch lange

[nachher, als ich zum Fenstervorhang lief,
dort, wo der Kopf heut war, ob ein Verdächtiger
mich ausgespäht.]

Dancen y. Du hättest damals nicht
verschweigen dürfen, was geschehn.

Tourvel. Ich war
wie in Verzauberung, wie durch Flut gelähmt,
die um mich, über mir, mir Mund und Atem
zupressend, reglos stand. — Mir taucht das alles
heut so lebendig auf. Mich hat der Schreck
mehr angegriffen, als ich dachte, mehr
von Altem aufgewühlt. Mir schien mein Leben
vorher fast wie vorüber schon und seinem Ende
in langsam gleichem Lauf zusießend — jetzt
schreckhaft erweckt und noch wie kaum begonnen.
Die tote Ruhe ward Sehnsucht und Begier
nach einem, der mich schützte und mich trüge
durch alle Feuer, die mir drohn —]

Dancen y. (ganz knabenhaft jetzt). Bin ich nicht
Mannes genug?

Tourvel. Lieber, du könntest mich
vor allen Feinden schützen, ja, das weiß ich.
Doch nicht mit mir durch alle Flammen gehen,
[die nach mir lohn, sie um mich niedertreten]
und Ruhe geben mir. Das kann der Bruder
der Schwester nicht, kann nur der Mann dem Weib.

Dancen y. Hättest du doch gesprochen! — War der Freche
ein Edelmann?

Tourvel. Ich glaube.

Dancen y. Um so schlimmer,
daß du geschwiegen — — Daß du mich den Herrn
nicht suchen ließest! — Das ist jetzt verpaßt!

Tourvel. Warum? Was denn?

Dancen y. [Ich hätt' ihn doch vielleicht
gefunden damals!

Tourvel. Und?]

Dancen y. Du fragst? Die Sonne
des nächsten Tages hätte einen nur
von uns gesehn! Würdest du, wenn du je
ihn widersähest, ihn erkennen?

Tourvel (schnell). Nein.

Nein, niemals, nein. Ich hab' ihn nicht gesehn!

Dancen y. Und seine Stimme?

Tourvel. Nein. Er hat ja nur
tonlos geflüstert. Nein. Charles, du schreckst mich
nur mehr. [Wie bin ich froh, daß ich den Mann
nicht deutlich sah und nicht weiß, wer er ist.]
Ich ängstige mich um dich. Du sollst nicht mit
dem Degen spielen. Hätt' ich denken müssen,
du fielst — Gott, nein! Hätt' ich dann leben können,
wenn du gefallen wärst durch meine Schuld?

Dancen y. Valmont, der beste Fechter von Paris, hat meine
Sicherheit wieder gelobt, [mit der ich jetzt
fast jeden Stoß pariere. Oh,] du brauchst
nicht Angst zu haben.

Tourvel. Komm, wir wollen das
jetzt ganz vergessen. Guillotin hat recht,
ich habe heute nacht vielleicht geträumt.
[Ich dachte kürzlich einmal spät im Bett
des Überfalls. Nun kam der Schreck im Traum.

Dancen y. Jetzt täuschst du mich.

Tourvel. Und war's auch nicht geträumt,
ist's doch nur mein Erschrecktsein, das die beiden
Dinge zusammenbringt. Ich bitte dich —

Dancen y. Ich gehe der Sache nach. Nein, das soll niemand,
kein Edelmann und kein Gesindel wagen —

Tourvel. Ich bitte dich, sprich nicht davon! Ich bin
so froh, daß keine Spur zu finden ist.
Nun laß und lache über meine Angst
und meine Träume! Wahrlich, Charles, damit
kurierst du mich am besten. Hab' ich doch
von diesem Albtraum gar nicht sprechen wollen.]

Noch etwas andres wollt' ich dir ja sagen,
etwas Fröhliches, Gutes. Der Vicomte, dein Freund,
(Leicht spottend.)

der beste Fechter von Paris, du weißt doch —

Danceny. Nun spottest du —

Tourvel. Es ist sein Titel doch?

Danceny. Was ist mit ihm?

Tourvel. Du hast so oft gewünscht,
ich sollt' ihn kennen lernen, und ich konnte
mich immer nicht entschließen, weil ich Furcht
vor Menschen habe. Doch ich will mich jetzt
nicht länger sträuben. — Nun? Nichts? Warum schweigst du?

Danceny. Es überrascht mich so.

Tourvel. Du liebest mir
doch gar nicht Ruhe erst —?

Danceny. Ja, ja, da kannt' ich
ihn noch nicht recht.

Tourvel. Wie? Ist er nicht dein Freund mehr?

Danceny. Oh, mehr als je, Marie! [Ich bin ihm so
verbunden, wie ich's einem Menschen sein kann.

Ich liebe ihn. Er ist mein Freund.]

Tourvel. Und dennoch?

Danceny. Ist eins an ihm, das mir mißfällt — nein, nicht
mißfällt — doch das mich wünschen läßt, du möchtest
ihm nicht begegnen —

Tourvel. Wie?

Danceny. Er ehrt die Frauen
im Herzen nicht, wie ich es will, daß jeder
dich ehren soll. Es ist sein Glück bei Frauen,
daß ihn so kühl und sicher macht.

Tourvel (lachend). [Du fürchtest,
daß ich mich noch in ihn verlieben werde?

Danceny. Sprich nicht so leichtthin! Sieh, ist nicht dies Bild,
das ihm sehr ähnlich ist, ein ganzer Mann,
geschaffen, um geliebt zu werden?

Tourvel.

Ja,

sehr ritterlich –]

Danceny.

Nun hab' ich ihm gesagt,
daß du, seit dein Gemahl krank ist, niemand
empfangst, denn mehrmals fragt' er mich. Wie soll ich
jetzt plötzlich anders –

Diener (tritt auf).

Der Vicomte von Valmont!

Tourvel (gibt dem Diener ein bejahendes Zeichen).

Ich wollte dich überraschen, Charles. So bat ich
selbst schriftlich deinen Freund.

Dritter Auftritt

Die Vorigen. Valmont

Valmont (schnell eintretend, Handkuß). Gnädige Frau –

Tourvel (schreckhaft berührt).

Danceny. Was hast du?

Tourvel.

Nichts. – Seien Sie willkommen, Herr
Vicomte von Valmont! Ich begrüße Sie
als Charles' Freund.

Valmont.

Mich schmerzt es, daß der Tag
für Sie getrübt ist.

Tourvel.

Wie?

Valmont.

Ich hörte eben,
daß Diebe Sie heut nacht erschreckt –

Tourvel.

Oh, das
ist schon vergessen.

Danceny.

Wenn es Diebe waren!

Tourvel.

Natürlich, Diebe. Oder auch vielleicht
ein sehr lebhafter Traum –

Valmont.

Vielleicht ein Traum –?

Danceny.

Gleichviel! Ich geh' dem nach und will dem
mit meinem Degen schon aufpassen künftig. [Traum

Valmont.

Da tust du gut. Von Tag zu Tag wird
Paris unsicherer jetzt. Man braucht den Degen.

Tourvel. Du weißt doch, Charles, es wird nicht nötig sein,
da ich jetzt hier zum Garten wohnen werde
und also niemand mich belästigen kann.

Danceny. Schwester, wer weiß, ob es der Traum erfährt!

Tourvel. Ich bitte dich, Charles, sage Pierre, er soll
nicht mehr zu Leuten sprechen von der Sache —

Danceny. Ich sag' es ihm nachher.

Valmont. [Der Diener hat
mir nichts verraten. Auf der Straße standen
zwei Bürgerleute unter jenem Fenster
und untersuchten jede Möglichkeit,
wie es geschehen sein kann, so laut und heftig,
daß ich herantrat und sie frug.]

Tourvel (zu Danceny). Es wäre
mir dennoch lieb —

Danceny. Es hat ja Zeit bis später.
[Wer soll jetzt —]

Diener (tritt ein). Jemand ist im Flur und möchte
den jungen Herrn auf einen Augenblick —

Danceny. Nun soll's wohl sein. Gut! Ich gehorche dir
und ordne alles an. Auf Wiedersehn! (Ab.)

Vierter Auftritt

Frau von Tourvel. Valmont

Tourvel. Ich möchte den Augenblick benutzen, Herr
Vicomte, solange mein Bruder unten spricht
und uns allein läßt —

Valmont. Gnädige Frau, er wird
nicht bald zurückkehren —

Tourvel. Wie?

Valmont. Als ich den Brief
von Ihnen las, heut früh — denn gestern war ich
zur Jagd und fand ihn heute erst — da dacht' ich,
daß Sie etwas mit mir besprechen wollen,
daß Charles vielleicht betrifft, und sorgte vor.
Er wird länger fortbleiben.

Tourvel.

Haben Sie

daran gedacht?

Valmont.

Wir haben Zeit.

Tourvel.

[So bitt' ich,

verzeihen Sie mir, Vicomte, daß ich zuerst
im Augenblick, als Sie eintraten, aufschrak.

Ich bin wohl mehr erregt durch heute nacht,
als Charles wissen soll. Und alles, jeder
Schritt, jedes Kommen, jeder Mensch ist mir
zuerst verwoben mit dem Abenteuer
und ruft es neu mir in den Sinn, bis ich
selbst meiner Torheit lächle.

Valmont.

Spiel der Nerven.

Verschwenden Sie daran kein Wort. Ich hatte
gefürchtet, Sie noch kränker anzutreffen
nach dem, was ich gehört —]

Tourvel.

Nun also denn!

Mir scheint unsinnig, was ich bitten will,
auch weiß ich nicht, wie ich's begründen soll,
wie ich's rechtfertigen soll, daß ich an Sie
mich deshalb wende. Aber Sie allein,
Sie, Herr Vicomte, allein vermögen jetzt
noch etwas über meinen Bruder, der sich
sonst wohl mit mir besprach. Das tut er nie mehr.

Valmont. Ich bin unschuldig, Frau von Tourvel; ich
habe ihn nie von Ihnen abgelenkt.

Ich fragte oft nach Ihnen.

Tourvel.

Ja, das hat er

mir auch erzählt. Doch ist's jetzt so: Sie sind
der Führer seines Willens, seines Tuns.

Valmont. Und das ist Ihnen schmerzlich, Frau von Tour-

[Mir geht ein Ruf voran, der selbst vielleicht [vel?
in Ihre Einsamkeit gedrungen ist.

Nun fürchten Sie für Ihren jungen Bruder.]

Tourvel. Hier meine Hand, Vicomte! Hier meine Hand!

Wenn ich aus allem, was mein Bruder mir

von Ihnen sagte — und er spricht nicht viel
von anderem als von Ihnen — nicht das Bild
gewonnen hätte eines edlen Mannes,
könnte ich sprechen, so wie jetzt, zu Ihnen?

Valmont. Sie wollen unsere Freundschaft trennen?

Tourvel.

[Lassen

Sie mich fortfahren! Wenn ich dem Gerücht,
wie es Sie schildert, traute — ja, es drang
auch das zu mir in meine Witwenstille,
weil ich Erkundigung hielt über die Kreise,
in denen Danceny verkehrt, das Haus
der Frau von Merteuil, das als vornehm gilt,
sowenig man es liebt — so würd' ich doch
dies offen hier nicht sagen. Ja. Ich glaube,
daß Charles Ihnen viel verdankt, daß Sie
zum erstenmal in seinem Leben ihm
ein Ansporn wurden — ob zu Gutem bloß,
wie wir es nennen, weiß ich nicht — daß er
Sie liebt und daß Sie Freund ihm sind
von Herzen, denk' ich —

Valmont.

Ja.

Tourvel.

Nun] kann es manchmal

wohl Fälle geben, wo der Freund erkennt,
daß er dem Freunde schadet, daß es dem
von Nutzen eher wäre, wenn sie sich trennten,
[daß gerade Freundschaft sich dies Opfer willig
auflegen sollte —]

Valmont.

Denken Sie so schlecht
von mir?

Tourvel. Nicht schlecht. Doch seh' ich Trennendes.
[Ich will die Freundschaft, Herr Vicomte, die Sie
für meinen Bruder hegen, nicht bezweifeln.

Daß ich Sie nicht ganz fasse, müssen Sie
mir nachsehn. Wir sind nicht ein großes Haus
wie die Vicomtes von Valmont, sind Landadel,
arm, ich bin bürgerlich vermählt.] Mein Bruder

kann nicht beruflos bleiben, wird den Degen ergreifen müssen in des Königs Dienst [oder in der Verwaltung der Provinzen ein Amt annehmen aus des Königs Hand.] Es wird verderblich für sein Leben sein, wenn er sich sehr gewöhnt, den Kavalier zu spielen. Sein Vermögen wird ihm das nicht lange gestatten.

B a l m o n t. Unädige Frau, das sind kleinliche Dinge.

T o u r v e l. Wollen Sie, daß er aus fremder Tasche leben soll als — Freund? Ich weiß, Vicomte, daß Ihnen lächerlich erscheinen wird, was ich jetzt sage, weiß, daß heute der große Adel in Paris das, was wir bürgerliche Tugend nennen, verspottet und belächelt. Ja, es ist so. [Und rings im Volk wächst schon Empörung auf, die Schuld und Unschuld in den Strudel reißen und alle blutig niederschlingen wird um derer willen, die Gesetz und Recht, Tugend und Frömmigkeit mit Füßen treten, die Ehre schänden, Liebe morden. Ja,] ich sag' es offen, Herr Vicomte, ich zittere für meinen Bruder, weil er in den Kreis des hohen Adels trat und jetzt Ihr Freund ist.

— — — — —

Wären Sie ganz sein Freund, Sie würden ihn, der einfach ist und niemals glücklich wird durch Müßiggang, langsam von sich entfernen und ihn mir wiedergeben, die ihn jetzt durch Sie verloren.

B a l m o n t. [Wenn ich nun anders denke, wenn ich der Meinung bin, daß durch die Kreise, die er jetzt mit mir teilt, er raschesten Weg zu hohen Ämtern machen wird, auf dem

er sonst ergrauen würde — Ihren Wunsch dann nicht erfüllen, wäre doch nichts anderes, als nicht mit Ihnen einig sein darüber, was ihm am besten nützt, das würden Sie verzeihen müssen —

Tourvel. Haben Sie ein Amt?

Valmont. Ich? Nein. Ich habe Ämter stets gehaßt.

Tourvel. So werden

Sie diesen Haß auf Charles übertragen und ihn unglücklich machen.] Lassen Sie mich flehen zu Ihnen — Herr Vicomte, mich flehn: geben Sie ihn zurück an mich!

Valmont. [Ich kann nicht Ihren Willen tun. Er würde nie einwilligen.

Tourvel. Nicht offen. Ganz allmählich. Wollen Sie, Herr Vicomte?

Valmont. Ihn täuschen? Nein. Lassen Sie uns doch einmal überlegen. Das will reiflich bedacht sein. Ihnen liegt alles daran, daß er sich trennt von mir.

Tourvel. Ja, Herr Vicomte.

Valmont. Und dies] nur, weil Sie mich nicht kennen, doch all den Gerüchten glauben, die mich verleunden?

Tourvel. Nein. Vicomte von Valmont, auch weil ich fühle, wenn Sie um mich sind, weil ich schon fühlte, als Sie ins Gemach eintraten, daß Sie ihn verderben werden, gerade, weil Sie edel sind und stolz, sowie Ihr Leben es verlangt, das hell und strahlend glänzt, und weil Sie Macht und Willen über andere Menschen haben — und doch nicht gut sind — grausam, achtlos, kalt.

Valmont. Und wollen Sie mir die Gelegenheit nicht geben, eines Besseren Sie jetzt

zu überzeugen? Lernen Sie, Sie selbst,
in häufigem Verkehr mich besser kennen!

Tourvel. Nein, Herr Vicomte, das kann ich, darf ich nicht.
Das würde Sie und meinen Bruder enger
verknüpfen noch, das brächt' in meine Stille,
— die Stille sein muß, seit mein Vatte krank ist —
Leben der fremden Welt. Was fänden Sie
in diesem Hause, wo die Tage ganz
gleichmäßig schleichen?

Valmont. Viel: Atem des Friedens,
Ruh' und vielleicht zuletzt ein wenig Freundschaft.

Tourvel. Sie täuschen sich, Vicomte! Sie brächten eher
Friedlosigkeit hierher! Lassen Sie uns
freundlich nach dieser Unterredung scheiden.
Erwägen Sie, um was ich bat. Ich werde
ja bald erkennen, wie Sie sich entschieden. (Steht auf.)

Valmont. Ein Mann ist gegen die Beleidigung,
die ihm von einer Frau wird, wehrlos. Und
ich gehe denn.

Tourvel. Ich wünschte, daß ich anders könnte, daß
ich anders dürfte —

Valmont. [Wirklich? Würden Sie
die Wegnerschaft, die Sie aus Grundsatz nur
entgegenbringen mir, vergessen, wenn
ich nichts wär' als ein Freund von Danceny?

Tourvel. Wie gern!

Valmont. Oh,] nehmen Sie dies Wort zurück!
Es schmerzt.

Tourvel. Es schmerzt? Wie das?

Valmont. Es schmerzt. Muß ich
mehr Ihnen sagen? Ich lieb' Ihren Bruder.
Er ist mir neue Jugend, ist mir Licht.
Er gibt mir Freude, Glück. Nun find' ich plötzlich
ihn wieder — doch als Frau. Nun steht er vor mir
so jugendschön wie je — und ist ein Weib,
holdselig, lässig, mit traumweißen Händen.

Doch der sonst liebte, ist als Weib nun hart
und stößt den Freund, der heißer noch erglüht,
von seiner Seite fort. Indes der Arme
statt Freundschaft Liebe fühlt.

Tourvel.

Vicomte von Valmont,

ich bitte, gehen Sie!

Valmont.

[Gleich. Doch erst will ich
die Stunde, die vielleicht nie wiederkehrt,
festhalten.] Als ich kam, [so sagten Sie,
fühlten Sie es wie einen Schlag. Auch ich
habe den Schlag gespürt [im Augenblick,
da ich Sie sah. Hier war nicht ein Erschrecken,
weil Sie noch schreckhaft sind.] Das war Erglühn
zweier verwandter Seelen. Gerade so spürt' ich's,
als ich zum ersten Male Danceny
gesehen habe — als empfand ich schon
Sie in dem Jüngling — — Sie, vor der ich knie,
aus deren Blick der Himmel lächeln könnte.

Tourvel (aufschreiend).

Jetzt kenn' ich Sie. Das war's. Das ist die Stimme,
die mir in St. Sulpice — Zu Hilfe!

Valmont.

Nicht!

Sie haben nichts zu fürchten. Aber auch
auf Hilfe nicht zu hoffen. Ihre Diener
sind anderweit beschäftigt. Wir sind jetzt
hier ganz allein. Ich bitte, hören Sie!

Tourvel (fast schreiend). Nun seh' ich auch den Blick von heute
Sie haben meinen Bruder nur gesucht, [nacht.
um mich zu finden, weil Sie wußten, daß
durch ihn nur —

Valmont.

Nein! Mein Wort, [die Freundschaft ist
geschlossen worden, als ich nicht mehr hoffte,
je zu erfahren, wer die Dame war,
die ich in der Kapelle St. Sulpice
am achtzehnten August gesehn.] Hätt' ich's
geahnt, ich hätt' in mir die Freundschaft

zu Danceny bekämpft. Sie bindet mir die Hände.
[Ich kann nicht werben, wie ich sonst wohl täte –
oder muß es verheimlichen in Nacht.]

Tourvel. Ich bitte, gehen Sie! Ich werde nicht
allein mit Ihnen bleiben.

Valmont. Ich kann nicht gehn. Um Ihres Bruders willen.
Er liebt Sie und liebt mich. Er soll nicht ahnen,
daß wir in Feindschaft sind.

Tourvel. So bleiben Sie!
Vielleicht ist's gut, Sie sprechen. Dann wird Klarheit,
und dieses Grauen endet, das mich damals
in St. Sulpice befiel [und das mich schreckhaft
noch oft im Traume packt und hochreißt,] ja
Grauen, Vicomte: Grauen, wie es nicht anders
das Beutetier befällt, sieht es den Tiger
und seinen Funksblick, und seine Vier.

Valmont. Ich war wohl heftig damals, Frau von Tourvel,
und habe Sie bedrängt. Und wären nicht
die Heiligkeit des Ortes und die Väter,
die in der Nähe an Altären knieten,
Ihnen ein Schutz gewesen, hätt' ich auch
nicht vor Gewalt gescheut.

Tourvel. Da hätt' ich weniger
gezittert, als vor diesem Heimlichtun,
das in der knienden Stellung neben mir
die heißen Sündenworte flüsterte,
das wie die Hölleflamme aus dem Boden
nach meiner Seele gierig leckend stieg,
das wie ein Alb am Schrein mich hinderte.]

Valmont. Ich war von Sinnen, ja, war toll und töricht
vor jäher, unbegreiflich tiefer Liebe.

Ich stürzte mich in die Gefahr, so plötzlich,
wie ich Sie fand, Sie wieder zu verlieren.

Und ich verlor Sie ja bis heut – (Nähert sich.)

und liebte ein Phantom. Doch Seligkeit
warf um mich schon den Mantel, wenn Ihr Antlitz

vor meinem Denken stand, oder Ihr Leib
durch mein Vorstellen, durch mein Fühlen ging —
wenn ich's ausdachte: diese lebendige Seele,
die aus dem traumverlorenen Auge sprach
mit ihrem unsichtbaren Gott, wird mein,
weil sie ein Leib umschließt, in dem
ich sie in meine Arme reißen kann
wie einen Ball —

Tourvel. Genug, Vicomte! Ich habe
genug gehört. Daß doch mein Bruder käme,
mich zu beschützen!

Valmont. Wünschen Sie es nicht!

Tourvel. Sie lieben mich, so sagen Sie. Das wundert
mich nicht. Der Ruf der Liebe geht
Ihnen voran. Sie nehmen, was sich leicht
zu bieten scheint —

Valmont. Leicht? Nein. Das hat der Ruf,
der lügenhaft mit jedem Leben spielt,
von mir noch nie behauptet, daß das Leichte
mich lockt. — [Wer Sie liebt, findet nicht die Frau,
bei der die geile Zeit die Werbung längst
vorgebracht hat, eh' ihr ein Liebster naht.]
Sie kämpfen nicht bloß scheinbar.

Tourvel. Nein, Vicomte!
Wie gut, daß Sie es wissen!

Valmont. [Daran mögen
Sie sehen, daß ich Sie kenne, daß ich also
wohl nicht aus Leichtsinne Sie begehre.] Sie
umklammern, wenn Sie jemals lieben werden
— denn noch haben Sie nie geliebt, das weiß ich —
den, den Sie wählen, so mit Ihrer Seele
wie eine Tote, die den einst Geliebten
in Nacht und Wahnsinn zieht. Erkenn' ich Sie?

Tourvel. Sie sagen Dinge, die ich selbst nicht weiß,
Doch die ich plötzlich fühle wie mein Wesen.

Valmont. Ich liebe Sie, ich schrecke nicht davor,
daß Ihre Seele mich wie ein Gespenst
umspinnen, fesseln, ewig binden wird.

Tourvel. Bis Sie mich von sich stoßen wie schon viele!
Noch einmal: nein! Ich bin's zufrieden, daß,
was heute zwischen uns gesprochen ward,
verschwiegen bleibt – jedoch auch abgetan.
Halten Sie's nun mit Charles, wie Sie wollen!

Valmont. Sie wissen, wie ich Danceny beherrsche,
[und machen mich zu Ihrem Feind?] Kann ich
ihn nicht verderben und verführen bis
in seiner Seele Grund? Er folgt mir blindlings.

Tourvel. O gut, jetzt zeigen Sie Ihr Angesicht,
nicht nur die Maske. Ahnt' ich's doch. –

Nun hab' ich
ein Mittel, Sie zu trennen, und für immer.
[Sie haben mich nicht überlistet. Nein.] Ich werde
die Augen öffnen meinem Bruder, werde
ihm sagen, wer Sie sind, [was Sie begehren,
ihm sagen, daß Sie heute nacht versucht,
zu mir zu dringen, daß Sie ihn bedrohn,
wenn ich mich Ihnen weigere –

Valmont. Und] Sie wissen,
was er dann tun wird?

Tourvel. Glauben Sie nur nicht,
daß Sie ihn jetzt nochmals umgarnen werden.
Er wird bald klar sehen. Denn in seiner Seele,
die rein ist, nistet Argwohn schon.

Valmont. Sie wissen,
was er dann tun wird?

Tourvel. Was? Was meinen Sie?

Valmont. Er wird mich fragen, ob wahr ist, was Sie
über mich sagen, und wenn ich's bejahe,
wie ich unfehlbar werde, wird er gleich
mich vor die Spitze seines Degens fordern.

Tourvel. Was seh' ich vor mir – Gott! (Schritte draußen.)

Valmont.

Fassen Sie sich!

Und denken Sie auf Ihre Antwort, ob ich
von jetzt ab Gast sein darf in Ihrem Hause!

Fünfter Auftritt

Die Vorigen. Danceny

Danceny (tritt ein).

Valmont. Nun, du bleibst lange aus – wo warst du?

Danceny (halb humoristisch).

Teufel!

Ein Kerl hat mich genasführt wie noch nie.

Ein Mann, wie ein Lohnbote sah er aus,
behauptete, er habe eine Spur

des nächtlichen Eindringlings, führte mich
durch Winkelgassen, die ich nie noch sah.

Dann sollt' ich warten gerad' an einem Thor,
an dem ein Anschlag hing. Ich wartete

und stand unter den gaffenden Gesichtern,
die an dem Anschlag kauten, wartete,

laß, sah mich um, laß wieder „Gleichheit, Freiheit“,
bekam fast Händel mit dem Volk. Umsonst.

Er blieb fort; ich war schmutzig und geprellt
wie ein Hansnarr!

Tourvel.

Charles, ich bitte dich

um meiner Ruhe, meiner Gesundheit willen,
gib jetzt das Suchen auf! Versprich es mir!

Danceny. [Ich kann es nicht.

Tourvel.

Soll mir dein Eigensinn

denn mehr noch schaden als der Überfall,

indem er ewig mich in Sorge hält?] (Danceny schweigt.)

Ich bitte Sie, Vicomte, helfen Sie mir,
es ihm ausreden!

Danceny (zu Valmont). Ja. Dein Urtheil soll mir

maßgebend sein. Darf ich solch eine Sache
auf sich beruhen lassen?

Balmont. Charles, was
deine Frau Schwester bittet —

Dancenp. Wenn es nun
ein Edelmann war, der gewaltsam frech
eindringen wollte, was müßt' ich da tun?

Balmont. Wenn du ihn weißt, ihn töten — oder auch
dich von ihm töten lassen. Aber wenn
du ihn nicht weißt, so tust du nichts.

Tourvel. Ich danke
Ihnen, Vicomte, daß Sie mich unterstützen,
und bitte Sie, wenn mein Befinden es
zulassen sollte, manchmal hier mit Charles
mein Gast zu sein. Wollen Sie?

Balmont. Gnädige Frau,
ich schätze diese Ehre hoch und muß es
beklagen, daß ich ihrer lange nicht
theilhaftig werde sein. — Ja, Charles, ich komme
auch dir Lebewohl zu sagen. Ich verreise
auf Monate —

Dancenp. Das ist das erste Wort —

Balmont. Erst heut bekam ich Nachricht, daß ich's müßte.

Dancenp. Kann ich nicht mit dir?

Balmont. Nein, deine Frau Schwester
braucht dich jetzt sehr.

Dancenp. (küßt ihr die Hand). Verzeih, daß ich's vergaß!
Doch geh' ich heut mit dir. Ich will mich nur
umkleiden. Ich bin ganz beschmutzt. (Ab.)

Tourvel. Wie soll ich deuten, was Sie sagen?

Balmont. Manchen
sehr leidenschaftlichen Naturen ist's
ein lockend Spiel, sich das Ersehnteste,
Köstlichste, das noch eben ihnen wert war,
das Leben dran zu wagen — wenn sie's schon
anrühren mit der Hand, sich zu versagen.
[Dies überfällt mich, Frau von Tourvel, jetzt.
Ich werde mich von Ihrem Bruder trennen.]

Tourvel. Wollen Sie mit mir spielen?

Valmont.

Nein, bei Gott!

Ich wollte Sie erringen, und ich hätte
mich nicht bedacht bei jeder andern Frau,
sie aus der Hand des Zwangs zu nehmen. Sie
nicht, Frau von Tourvel.

Tourvel.

Das ist Ehre mir
und auch zugleich Beleidigung. Sie verschmähn jetzt,
was Sie zu sich hinunterzogen.

Valmont.

Nein.

Es ist mein Höchstes. Drum versag' ich's mir.

Tourvel. So bitt' ich auch, daß Sie dies Haus nicht mehr
betreten mögen, Herr Vicomte. (Vicomte nickt.)

Danceny (kommt).

So, ich

bin fertig. Gehen wir?

Valmont (küßt Frau von Tourvel die Hand).

Tourvel.

Reisen Sie glücklich!

Vorhang

Dritter Aufzug

Szene: wie im ersten Aufzug

Erster Auftritt

Danceny am Spinett, Cécile an der Harfe. Später Victoire.

Cécile. Sie haben früher mich, Herr Chevalier,
so gut akkompagniert. Jetzt sind Sie immer
zerstreut — (Sie hat zu spielen aufgehört.)

Danceny. Ich bin es, ja. — Seit ich Sie damals
den einen Augenblick hier sprach, bis uns
die Frau Marquise trennte. —

Cécile (ängstliche Gebärde).

Danceny (zur Thür).

[Wir sind ganz
allein und unbelauscht. Die Zofe ging
zum zweiten Stock hinauf. Ich höre den Schritt.]

(Kommt wieder.)

Seit jenem Tag sah ich Sie nie allein,
so sehr ich mich auch mühte. Und mein Brief
blieb ohne Antwort.

Eécile. Eine Antwort hab' ich
geschrieben. Aber dann verbrannt.

Danceny. [Warum?

Eécile (lächelnd).

Sie schien mir töricht. Aus den Worten war,
als ich sie überlaß, alles entschlüpft,
um dessentwillen ich sie schrieb.]

Danceny. So sagen

Sie mir jetzt Ihre Antwort auf den Brief!

Eécile. Wenn ich die Frage nun vergaß?

Danceny. Sie spotten.

Eécile. So müssen Sie sie wiederholen.

Danceny. Ja,

daß will ich gern. — Ich liebe Sie, Eécile!

Und alles Glück soll mir von Ihnen kommen! — —

Nun? Nichts? — Eécile! (Reißt sie an sich.)

Eécile. Was tun Sie? Meine Spitzen! Frau von Merteuil
kann kommen und wird sehen, was Sie getan!

Danceny.

Verzeihung! — Nein, Verzeihung nicht! Gewährung!

[Was schweigst du? Liebst du mich denn nicht?]

Eécile (macht sich los). Ich bin
noch ganz betäubt. Nun muß ich flüchten.

Danceny. Halt!

Ich will doch sehen, wie du mir jetzt entgehst!

Eécile (springt). So.

Danceny (schiebt einen Tisch).

Dafür weiß ich Mittel.

Eécile. Dafür ich!

(Hat einen neuen Ausweg unten.)

Ich war die schnellste stets im Tangespiel,
von meinen Freundinnen nicht nur, auch von
den Buben, die mitspielten.

Danceny.

Wie du glühst!

Wie schön du bist!

Cécile.

Sie schmeicheln, weil Sie mich
nicht fangen können.

(Jagd.)

[Schritte! Halt!

(Stehen.)

Danceny (hirschend).

— — Nichts — — — Nichts!

Cécile (hat sich von ihrer gefährdeten Stelle weggeschlichen, lacht auf).

Danceny. Ah — eine List!

Cécile.

Vielleicht —

Danceny.

Doch fang' ich Sie.]

Bis jetzt übt' ich nur Rücksicht, war galant —

Cécile. Herr Chevalier, das kann ein jeder sagen.

Danceny. Sie sollen sehn! [Sie sind so flink und so
gewandt, daß ich die ganze Kraft und Schnelle
einsetzen will —]

(Jagd.)

Cécile.

Halt jetzt! Wenn Sie mich so
einholen, Chevalier, sind Sie zu wild.

Ich gebe mich freiwillig — Sie gewannen.

Danceny (umarmt sie).

Cécile. Ich dachte immer, daß du meine Tante,
die Frau Marquise, liebtest —

Danceny.

Wie?

Cécile.

Du bist

ganz rot geworden. Sieh! (Spiegel.) Die Frau Marquise
ist freilich schön.

Danceny. [Wie könnt' ich's wagen! —

Cécile.

Deshalb?

Weil du dich zu gering dünkst? Oh, das sollte
dich nicht abhalten! Nein! Deswegen, weißt du!
Du wirst schon wieder rot. Gesteh' es ein!]

Danceny. Sie hat die Sinne einmal mir verwirrt,
die noch von dir geglüht. An jenem Abend.

Und es ist wahr, schön ist sie, eine Göttin!

Wie Blut sind ihre Blicke —

Cécile.

Schwärme weiter!

Danceny.

Nun zürnst du! Könnt' ich so denn vor dir schwärmen,
wenn ich dich nicht mit anderer Liebe liebte,
als mit der flüchtigen Begier, die sie
in meine Seele goß?

Écile.

Wie liebst du mich?

Danceny. Wie soll ich dir das sagen? Tiefer — stiller —
unwandelbar — und für ein ganzes Leben.

[Ich kann nicht lieben, so wie Valmont liebt,
der rasch ein Glück nimmt und den Augenblick
genießt, den flüchtigen. Gelegenheit
ist seine Göttin. Mir gibt der Moment
nur schale Lust und läßt mich leer.] Ich sehne
nach Dauer mich, und alles ist mir Zukunft,
alles bist du mir, sind mir Heim und Kinder.
[Ich seh's schon vor mir, wie dein blondes Haar
der weiße Schleier und der Myrtenkranz
wunderbar schmücken werden. —]

Écile (still abwehrend).

Nie, Geliebter!

Nie. Nie.

Danceny. Was ist?

Écile.

Ich bitte, frage nicht.

Ich kann nichts sagen.

Danceny.

Sprich, Écile! Was ist denn?

Écile (leise ab).

Victoire (tritt auf).

Die gnädige Frau Marquise kommt.

Danceny.

Ich bitt' euch,

sagt ihr nicht gleich, daß wir im Garten sind! (Schnell ab.)

Zweiter Auftritt

Marquise von Merteuil, von Chevalier Belleruche
geleitet, tritt auf

Marquise. Dank, Belleruche! Sie haben ritterlich
mich bis hierher beschützt und meine Sänfte
geleitet als bewaffnete Bedeckung.

Setzen Sie sich! Sie sind erschreckt?

Belleroche.

Weiß Gott!

Ich bin erschreckt. Der Steinwurf überflog
gerad Ihre Sänfte.

Marquise.

Und Sie waren töricht
genug, Belleroche, und wollten Ihren Degen
gegen den Pöbel brauchen und uns beide
der Wut ausliefern, [weil dies eine Schimpfwort,
das uns sowenig wie die andern traf,
kompakt und greifbar war]. Hätt' ich Sie nicht
gehindert, stünd' es schlimm um uns.

Belleroche.

Ich war

sehr unbedacht. Sie haben recht.

Marquise.

Genug!

Das alles wäre längst abgetan, wenn Ihr,
der König und die Priesterschaft nicht diese
Unruhen wichtig nähmen. [Drücken wir
den Pöbel nicht? Gut! Also laßt auch ihm
die Freude, daß er sich einmal empört
und sich im Stolz der Empörung sonnt!] (Sie lacht.)
Das führerlose Ungeheuer liegt
bald wieder uns zu Füßen und frißt Staub.
Belleroche, die sorgenvolle Miene fort!
Was noch?

Belleroche. Sie sind im Irrtum, Feuerste,
wenn Sie mich vor dem Tode furchtsam wähnen.
Der feine Stich der Degenspitze; Gift,
das, ohn' uns zu entstellen, uns verzehrt;
Der Dolch des Räubers selbst, des Feindes Kugel –
ich habe sie nie gefürchtet, sie sind alle
standesgemäß und leidlich sauber doch.
Mich aber graust es, wenn ich denk', ein Stein
zerstörte mir den Adel meines Kopfs,
[zerrisse blutig mir das Haar – oder
man schlänge mich mit Knütteln tot. Psui! psui!]

Marquise. Man sollt' als Schutz vor solchen Todesarten
den Tod in einem Gläschen bei sich führen. –

Nun nicht mehr dran gedacht! Wie lange ist's,
daß Sie hier täglich saßen?

Beller o c h e. Mir erscheint
es fast wie gestern. Wirklich fast, als läge
kaum eine Nacht dazwischen.

Marquise. Und wie viele
sehr schöne Nächte haben Sie seitdem
erlebt, Beller Roche?

Beller o c h e. Doch keine schöneren
jemals als hier.

Marquise. Sie waren stets ein Schmeichler.
Sie machten in Sonetten mich zur Ceres,
nein, zur Pomona. Und mir schien nachher,
als das Sonett mir wieder in die Hand fiel,
daß Ihre Anspielungen, Chevalier,
versteckt und faunisch waren.

Beller o c h e. Niemals hab' ich
die Verse selbst verfaßt. Ich bin unschuldig.

Marquise. Sie haben sie dem Inhalt nach bestellt.

Beller o c h e. Vergeben Sie mir?

Marquise. Ja.

Beller o c h e. Ich habe da
erlebt, wie sich die Dichter fühlen mögen,
wenn ich bei Dunkelheit die steile Stiege
heimlich zu meinem Orpheus stieg und ihm,
der mich nicht kennen durfte, glühend sprach
von Ihren Reizen, so daß er die Feder
kaum bändigen konnte, um aus meinen Worten
Allegorien zu machen; Luna, Ceres
Hermaphroditus waren Sie, der schöne, als ich
ihm einst berichtet, wie Sie auf dem Ball
als Page tanzten. Schöne — schöne Zeiten! —
Jetzt, Antoinette, verweb' ich unsere Nächte —

Marquise. Und Tage —

Beller o c h e (Handkuß) in ein ärmeres Jetzt — als Traum,
als Glück und ferne Sehnsucht mit hinein.

[Und alle Gegenwart mit ihren Reizen
dient mir nur dazu, die Erinnerungen
lebhaft zu machen, die so selig sind.]

Marquise. Wie schön, mein Freund, es ist, ohne zu glühen,
genießen! — (Seufzer.)

Belleruche. Sie sind jetzt nicht glücklich?

Marquise. Nein.

Ich Armste, glühe —

Belleruche. Oh —

Marquise. Ja, es ist schändlich.

Wie schön war unsere Kühle. (Grazioser Kuß.)

Gehen Sie!

Noch kommt der Lärm herüber. Doch ich kann

Sie nicht zu bleiben bitten, Chevalier.

Sie wissen, diese Stunde — (Deutet auf die Uhr.)

Belleruche. — ist geweiht.

Leben Sie wohl, Marquise!

Marquise. Auf Wiedersehen!

(Belleruche ab.)

Dritter Auftritt

Marquise. Victoire. Später Écile

Marquise (versinkt völlig in sich, während Victoire auftritt und
ihr die Sachen abnimmt; plötzlich):

Wie lange ist nun der Vicomte von Balmont
nicht mehr gekommen?

Victoire. Es sind — heut drei Monat,
gnädige Frau!

Marquise (schlägt sie). Rechnest du mir schon nach,
wie lang ich ohne Ritter bin? Du zitterst.

Ich weiß warum. Gesteh' mir ein, was ist
jetzt mit dem Chevalier von Danceny?

Victoire. Was denken Sie, gnädige Frau? Nie — nie —
Marquise.

Nein, nein, Milchschwesterchen! Das nicht! Noch seid
ihr ja nicht gänzlich toll. [Und noch ist wohl]

Gewalt im Land. Ich weiß, du würdest doch die Stelle meiner Zofe nicht zu gern mit einem Lusthaus tauschen.

Victoire.

Gnädige Frau!

Marquise.

Komm her! Du weißt, ich gönne dir genug. (Lacht.)

Ich dachte gar nicht dran, du könntest dir angemacht haben — nein, Victoire,] daß du solchen Gedanken nur argwöhnen konntest, war frech schon. Ich will sagen, daß zu sehr du meiner Nichte und dem Chevalier zu Willen bist mit Briefen, Botschaften —

Victoire. Gnädige Frau befehlen doch —?

Marquise.

Ja, ja,

Ich habe nichts dagegen, daß zuletzt noch eine Ehe daraus wird, jetzt will ich den Chevalier nicht so beschäftigt, hörst du?

Victoire. Gnädige Frau, lächeln Sie einmal nur zu ihm und alles andre —

Marquise.

[Meinst du?

Victoire (küßt ihr die Hand).

Ja.]

Marquise (fährt ihr spielend übers Haar, daß es sich löst und Victoire mit zwei Köpfen dasteht).

Was ist das alles gegen Valmont? Nichts —

Victoire. Er liebte Sie auch mehr als je ein Mann.

Marquise. Das ist nicht wahr! Du sollst ihn mir nicht Er! Was tut er? Er nimmt die Frau, zu der [loben! ich ihn geschickt, bei der er lernen soll, sich nach mir sehnen, eine Nacht, vielleicht nur eine Stunde, ob er selber auch behauptet hat, er liebe sie, verläßt sie und auch Paris, ist nun seit Monden schon zur Jagd auf Gütern, während ich die Zeit fortpeitschen möchte, bis er endlich kommt. Doch gut, er soll schon sehn, er soll schon sehn! War Beaudouin heut da?

Victoire.

Noch nicht.

Marquise.

Er soll schon sehn!

Wo sind die beiden jetzt, Cécile und Danceny?

Victoire. Im Garten.

Marquise.

Ruf sie her!

Victoire (ab, gleich von draußen).

Die Baronesse

kommt eben schon.

(Cécile tritt auf.)

Marquise.

Mach' weiter! [Hier den Spiegel!]

Cécile. Ich bitte Sie für einen Augenblick.

Marquise. Was hast du, daß Victoire nicht hören dürfte?

Cécile. Ich bitte —

Marquise.

Geh, Victoire! (Geschlecht.) Nun?

Cécile (schweigt).

Marquise.

Danceny?

Cécile. Was fragen Sie? Natürlich er.

Marquise.

Was ist?

Cécile. Sie wünschten es zu wissen, wenn er sich erklären würde. Das ist heut geschehen.

Marquise. Beeilt es nicht zu sehr! Das ist nicht gut.

Cécile. Ich werde ihn nie heiraten.

Marquise.

Warum?

Was hast du?

Cécile.

[Nie, niemals.

Marquise.

Mir das zu sagen,

war später Zeit. Auch hätte das Victoire wohl hören dürfen.

Cécile.

Doch, ich liebe ihn.

Marquise. Und warum willst du ihn nicht heiraten?

Cécile. Weil ich ihn nicht betrügen will. Sie wissen, warum.

Marquise. Du bist sehr skrupulös.

Cécile.

Ich fände

niemals ein Glück als seine Frau. Das ist vernichtet.

Marquise. [Nur dein Eigensinn vernichtet dein Glück.

Cécile. Ich kann nicht anders handeln.

Marquise. Gut!

Ich werde, wie du willst, dem Chevalier
die Antwort geben.

Cécile. Welche?

Marquise. Nun, daß du
ihm dankst für seinen Antrag und ihn bittest,
zu warten — oder auch — sich fernzuhalten.

Cécile. Das wüßst' ich ihm allein zu sagen. — Das
würde ihm lächerlich erscheinen. Denn,
daß ich ihn liebe, weiß er.]

Marquise. Was also?

Cécile (tritt näher und schweigt).

Marquise. Irgendwie halten soll ich ihn für dich,
nur den Gedanken ihm vertreiben, daß er
dich gleich zur Gattin will —?

Cécile. Sie sollen
ihm sagen, daß ich seinen Antrag ausschlug,
weil ich ihn nicht betrügen will.

Marquise. Du hoffst,
daß er so edel ist, den Antrag dann
zu wiederholen?

Cécile. Nein.

Marquise. Was denn?

Cécile. Ich weiß nicht.

Erfahren muß er das. Ich aber kann
es ihm nicht sagen.

Marquise. [Er wird, meinst du, dann
noch ungestümer werben, ohne erst
Zeremonien abzuwarten? Sieh,
wie gut du lernst!] Er kommt. Ich will's versuchen.
Noch eins! Ich war bei deiner Mutter. Sie
will, daß du gleich nach Haus zurückkommst. Hörst du?
Sie hat, so schien es mir, auch einen Gatten
für dich gewählt und wünscht dich heut zu sprechen.

Cécile. Retten Sie mich!

Marquise. Wovor? Denn einen wirst du schließlich heiraten müssen. — Jean begleitet dich.
Ich werde dir noch heute Nachricht senden. (Cécile ab.)

Vierter Auftritt

Marquise, Danceny. Später Victoire

Danceny (küßt der Marquise begrüßend die Hand).

Marquise. Sie haben musiziert?

Danceny. Mich schickt Cécile zu Ihnen, gnädige Frau. Cécile war hier?
Sie wissen schon?

Marquise. Ich ahne wenigstens.

Danceny. Sie waren unserer Liebe nicht entgegen und wollten freundlich sie beschützen —

Marquise. Doch nur unter der Bedingung, Chevalier, die Sie nicht eingehalten haben, daß Sie nichts Heimliches mehr unternehmen würden. [Sie suchten heimliche Gelegenheit des öfteren, Sie schrieben meiner Nichte. Doch sprachen Sie zu mir davon kein Wort mehr seit jener Abendstunde, damals, hier. Verlor ich Ihr Vertrauen, Chevalier?

Danceny. Wie können Sie das denken, Frau Marquise? Mich hielt etwas zurück. Wie soll ich's sagen. Es schien mir lächerlich, zu Ihnen sprechen von Liebe zu einer anderen.

Marquise. [Warum das?

Danceny. Weil es mir töricht vorkommt, weil ich einmal erlebt, daß man in Ihrer Gegenwart vergißt, wenn man um andrer willen kam.]

Marquise. Mein Freund, Sie haben vom Vicomte von manches gelernt. [Valmont

Danceny. [Werfen Sie mir nicht vor, daß, wie er lebt und leben darf — denn er ist anders als wir alle — ich niemals

mein Leben führen kann. Ich sehe neidlos
seine Erfolge.] Ich will ein stilleres Glück.
Sie brauchen um Cécile sich nicht zu sorgen,
wenn sie mein Weib wird. Schon als Kind war mir
nach Ruhm und Taten, die ich damals träumte,
der höchste Wunsch, ein treues Weib zu haben
und Kinder, die mir ähnlich sind. [Mir war
der furchtbarste Gedanke, früh zu sterben
als unfruchtbarer Stamm.] Ich blieb derselbe,
wenn auch im Sturm von Valmonts Leidenschaft
ich mitgerissen ward. — Nun schickt Cécile
zu Ihnen mich. Sie weigert mir die Antwort.
[Sie gibt mir Zeichen ihrer Liebe, läßt
mich Liebe fühlen. Und doch sagte sie nein,
sobald ich von der Ehe spreche. Gründe
verweigert sie. Sie könne mir nichts sagen.]
Sie, Frau Marquise, wüßten alles. Deshalb
komm' ich zu Ihnen —

Marquise. Sie empfinden, daß
Cécile Sie liebt?

Danceny. Sie sagt es selbst.

Marquise. Und doch
will sie von Ehe nichts hören?

Danceny. Ja.

Marquise. So lassen

Sie doch die Ehe aus dem Spiel, mein Freund!

Danceny. Gnädige Frau, die Liebe lebt, [wenn noch
Erfüllung nicht mit täglich neuem Glück
den Menschen überschüttet, nur] von Hoffnung.
Ich will ja drängen nicht, will gerne warten.
[Doch, wenn noch nicht Erfüllung sein kann, brauch' ich
die sichere Hoffnung.]

Marquise. Ist Erfüllung nicht
schöner als Hoffnung noch?

Danceny. Wie soll sie sein,
wenn schon die Hoffnung mir verweigert wird?]

Marquise (schweigt steinern und bleich).

Dancen y. Ich weiß nicht — Ich verstehe nicht —

Marquise.

Cécile

will Sie nicht täuschen — Ihre Hand, daß dies
niemand erfährt! —

Dancen y.

Niemand!

Marquise.

Will Ihre Frau

nicht werden, weil sie einmal sich vergaß,
weil sie —

Dancen y. Wie? Was?

Marquise.

Ja, weil ein anderer sie
verführt hat.

Dancen y.

Wer? Ich töt' ihn! — Gott! Gott! Gott!

(Tränen, sinkt zusammen.)

Marquise (geht geradeaus, lächelnd, langsam an den Versunkenen
heran). Mein Freund, fassen Sie sich! Bedenken Sie,
[wie viele Liebe Ihnen dieses Mädchen
entgegenbringt, wie es sich für Ihr Glück,
damit Sie nicht einst Ihrer Ehe fluchen,
sich selbst zum Opfer bringt, zum Opfer auch
vor Ihnen, Chevalier. Verdient denn nicht
so viele Liebe Dank?]

Dancen y.

Ich kann nicht, kann nicht.

Mein Weib erst die Mätresse eines andern?

Das nie!

Marquise. Wer spricht davon? Erlassen Sie mir doch
das Wort!

Dancen y. [Wie? Bin ich toll? Cécile — ?]

Marquise.

Cécile

wird irgend jemand heiraten, doch Ihnen
gehören.

Dancen y. Nie. Ich soll sie teilen? Nie.

Traum, der aus Unrat aufsteigt, sich aus Dünsten
der Sümpfe bildet! Pfui! Zertritt, zertritt ihn!]

Marquise (faßt ihn).

Danceny. Ich werde Frieden finden. Gehen nicht zu den Maltesern junge Adlige in Mengen jetzt, nehmen das Kreuz und kämpfen gegen die Heiden? Oh, ich finde Frieden.

Marquise. Wie schnell Sie sind! Verzweifeln? [Erste Liebe, das ist ein alter Spruch, unglücklich — macht, daß alle künftigen glücklich sind.] Sie lachen noch einmal dieses Tages. Wehmuthsheiter vielleicht! Doch lachen Sie. Und in den Armen von schöneren Frauen, als meine Nichte ist.

Danceny (Spiel).

Marquise. [Seien Sie ein Mann! Der läßt die Auf- des Augenblicks nicht seine Herrin werden! [wallung Und prüfen Sie Ihr Herz bis in den Grund, ob nicht das Bild Céciles darin schon auslöscht, wenn es Ihr Wille will.] Haben Sie nie, seit Sie Cécile zu lieben glaubten, andere Frauen begehrt?

Danceny. Oh, lassen Sie!

Marquise. Nein, Wahrheit! Begehrt nicht nur! Verführt. Und wollen jetzt verzweifeln, weil ein kleines Mädchen — lachen Sie, Chevalier!

Danceny. Sie haben recht, Sie geben mich mir zurück. Das dank' ich Ihnen sehr.

Marquise. [Ist Ihre Festigkeit nicht nur gespielt?] Sie zittern ja. Sie sind ein Mann nur da, wo Schlacht und Degen droht. Doch in der Liebe ein Kind noch. Danceny, Sie kümmern mich. Ich möchte Sie nicht leiden sehen. Hätt' ich Ihnen verbergen sollen, daß Cécile — ?

Danceny. Nein, nein! Viel besser ist es so. Viel besser!

Marquise. [Also bezwingen Sie's! Sie sind ja nicht verlassen.]

Danceny (küßt ihre Hand).

Marquise. Es ist so wenig, was ich für Sie tun kann,
und möchte Sie so gern getröstet, Freund!

Danceny. So lassen Sie mir Ihre Hand. Sie hat
geheime Zauberkraft. Das spürt ich damals,
als ich zum erstenmal sie küssen durfte.

Und wenn ich sie jetzt an die Lippen drücke,
noch mehr als Zauberkraft — (Versunkenheit.)

Wie törricht bin ich.

Und ich beleidige Sie. Ein Mann, der eben
ein Mädchen noch zu lieben glaubt, das sich
an den Verführer wegwarf, darf nicht wagen,
Ihnen die Hand zu küssen.

Marquise. Wenn er so
unglücklich ist, darf er's!

Danceny. Was machen Sie
aus mir? Bin ich im Traum?

Marquise. Sie wissen
ja nichts von uns. Und nichts von sich.

Danceny. Doch, doch.

Ich weiß, daß mich ein hoffnungsloser Traum
manchmal beseligt und erschreckte.

Marquise. Suchten

Sie diesem Traum nicht Wirklichkeit zu geben?

Danceny. Nein Frau Marquise! Das wäre toll von mir.

Marquise. Warum? Sie sind jung, leidenschaftlich, hübsch —
ich, Ihre mütterliche Freundin, kann
Ihnen das sagen.

Danceny (Handküsse). Niemals darf ich denken
auch nur, daß eine solche Frau mich je
erhören könnte. Nein. Das ist unmöglich.

Marquise. Wer ist es denn? [Ich kenne viele Frauen.
Ich weiß vielleicht, ob für Sie Aussicht ist.
Vertrauen, Danceny!]

Danceny. Ich habe noch
kein Recht zu sagen, daß ich liebe — jetzt,
wo ich noch eben —

Marquise. Spielt das Herz uns nicht
oft schlimmere Streiche?

Danceny. Doch Sie werden mich
auslachen.

Marquise. Nein.

Danceny. Gewiß nicht?

Marquise. Nein.

Danceny. Und auch
nicht von sich stoßen?

Marquise. Warum sollt' ich das?

Danceny. Weil Sie es selbst sind.

(Kniefall und wahnsinnige Handküsse.)

Marquise. Stehn Sie auf! Was tun Sie?

Danceny. Nun ist es aus. Und alles ist verloren.
Ich gehe.

Marquise. Bleiben Sie und lassen Sie mich
erst Fassung finden. Und dann sprechen. Jetzt
muß Klarheit werden.

Danceny. Stoßen Sie mich von sich.
Es ist verdient. Ich habe Sie beleidigt.

Marquise. [Werfen Sie diese knechtisch-unmännliche
weibische Art ab, Danceny! Wahrhaftig!]

Weniger beleidigt's mich, daß Sie sich so
wegsetzen über jede Sittenschränke,
als daß Sie mich mit Schwäche und Feigheit lieben.

Danceny. Das sollen Sie nicht sagen! Nein, Sie sollen
nicht mein Gefühl beschimpfen, [das für Sie
hier glüht. Dem waren Sie ganz unerreichbar,
fern, hoch]. Feig bin ich nicht. Wahrhaftig! (Stürzt sich auf sie.)

Marquise. Sie rasen, Danceny!

Danceny. Vielleicht. Was tut's?

Marquise (beugt die Ohnmacht).

Halten Sie ein! Ich kann nicht mehr. Ich bitte
gehn Sie! Bedenken Sie doch, Danceny,
Sie kamen wegen —

Dancen y. Nichts mehr von Cécile!

Du, du, du, du!

Victoire (tritt rasch ein).

Der Bote aus Beauchamps, den Sie erwarten —
Marquise. Nun will ich sehn, ob Sie mich wirklich lieben
und eine Bitte mir erfüllen werden —

Dancen y. Befehlen Sie!

Marquise. Ich schicke Sie nicht fort,
damit kein Mißtrauen Ihre Liebe trübt.
Doch lassen Sie mich eine Stunde jetzt
allein!

Dancen y. [Allein?

Marquise. Ein Bote kommt zu mir,
den niemand sehen darf und dessen Botschaft
niemand soll hören außer mir.

Dancen y. Ich gehe.]

Marquise. Victoire soll in die kleine Galerie
dir Tisch und Leuchter stellen. Du kannst lesen,
bis ich dich rufe.

Dancen y (verbissen). Vern.

Marquise. Ruhiges Blut!
Tät' ich's so offen, wär' es schlimm? Noch eins:
du darfst nicht kommen, ehe Victoire dich holt.
Auch wenn du sehr laut sprechen hörst und schelten.
Selbst, würde ich um Hilfe rufen, gilt dies
nur meinem Jean, nicht dir. Verstehst du mich?

Dancen y. Wen denn erwarten Sie?

Marquise. [Das ist Geheimnis.
An dem, was er mir bringt, hängt viel. Vielleicht
mein Leben gar.

Dancen y. Da soll ich gehn? Niemals!]

Marquise. Allmählich wirst du dich in meinem Leben
zurechtzufinden lernen. Hast du denn
den Raum, der mich umgibt, schon ausgetastet,
daß du eingreifen kannst in mein Geschick?
[Später erfährst du alles! Glaube sicher,

nicht jetzt droht mir Gefahr. Mein Wort darauf.]
Ich bitte dich. Schnell!

Danceny. Schweren Herzens! (Ab.)

Marquise. Nun?

Victoire. Es war die höchste Zeit. Der Herr Vicomte
ist schon im Haus.

Marquise. Du schließt die Galerie
hinter dem Chevalier. Und mußt vielleicht
ihn später durch den Hof zur Straße führen.
Doch nichts, eh' ich befehle.

Victoire. Ganz gewiß! (Ab.)

Fünfter Auftritt

Marquise. Valmont tritt rasch auf

Marquise.

Valmont, du kommst — Valmont, wie lange bist du
schon in Paris?

Valmont. Strafe dein Auge Lügen,
wenn es dir sagt, ich sei schon hier! Ich ritt
heut mittag aus Beauchamps.

Marquise. Weswegen, Valmont,
so schnell? So schnell, wie es kaum möglich ist?

Valmont. Frau.

Marquise. Die Sie lockten?

Valmont. Nein, die mich nicht mehr
loslassen wollten.

Marquise (lacht fröhlich).

Valmont. Ich bin auf der Flucht.

Marquise (gibt ihm die Hand). Ich schütze Sie.

Valmont. Dank. Es wird nötig sein.

Ich bin den Frauen hilflos ausgeliefert.

Marquise. Ja, Valmont, ja. Auch du.

Valmont. [Doch haben Sie
mir die Geheimnisse Ihres Geschlechts
so weit verraten, daß ich wenigstens

daß nackte Leben meist noch retten kann.

Wie dieses Mal!

Marquise. Was war geschehn?

Valmont. Nicht viel.]

Ein lustiges Abenteuer hatte gestern
den Tag beschlossen.

Marquise. Was? Erzähle!

Valmont. Wein

und Tafel waren trefflich. Heiß gehezt
vom Jagen, dann gestärkt durch Trank und Essen,
ward ich behaglich, [so, als ob die Stunde
sich leise atmend auf mich niederließ
mit Gegenwart. Das ist die schöne Täuschung,
die bald Verlangen, Lust aus sich gebiert.
Ich sah mich um.] Da fiel mir plötzlich ein,
daß — was ich, glaub' ich, fast vergessen hatte —
Frau von Lebrun mir einmal nahe stand
und also gern mir ein Erinnern ohne
viel neu Verpflichtendes gewähren würde.
Was lachst du denn?

Marquise. Mich freut, Valmont, daß du
nicht mehr sentimental bist. Ja, du wurdest's
schon etwas, weil du mir so lange treu warst.
[Doch weiter! Frau von Lebrun möcht' ich gern
ein wenig ins Verede bringen.

Valmont. Sie
spielt keine üble Rolle in dem Schwanke.
Sie ist schnell von Begriff.] Durch einen Blick
und eine Kopfbewegung —

Marquise. Ummachahmlich.

Valmont. Deut' ich ihr mein Verlangen an. Ein Schreck,
ein doppelter. Halb Freude und halb Furcht.
Sie war mit Mann und Freund da, und ihr Zimmer
lag zwischen den Gemächern dieser beiden.
Daß meine lag nicht so gefährlich. Also!
[Der Mann erhob nicht Anspruch. Mit dem Liebsten

mußte sie Streit anfangen. Es ging prächtig. — —]
Im Morgendämmer will sie endlich schlafen
und in ihr Zimmer. Sanft und zärtlich hatten
wir Abschied geküßt. Ich gab ihr das Geleit
über den Flur. Da — die grifflose Thür
ihres Schlafzimmers ist ins Schloß gefallen,
der Schlüssel innen. Sie, sehr leicht, davor,
verzweifelt, die zwei Schnarcher rechts und links,
und draußen schon die ersten Vogelstimmen.

Marquise. Spannend.

Valmont. Für uns viel mehr als spannend, Frau
Rat mußte werden. Also sagt' ich ihr: [Marquise.

„Schreit, Diebe, Mörder, Hilfe!“ Gleich darauf
tret' ich die Thür ein und Ihr seid gerettet.

Du hättest sehen sollen, wie sie kaum
den Schrei herausbrachte, wie sie sich sperrte
und zitterte. Endlich gelang's. — Das Schloß
kam in Alarm. Doch längst lag Frau Lebrun
gar anmutsvoll im Bett und dankte mir
noch ganz erschrocken Blicks für ihre Rettung.
[Den Sinn des Dankes verstand von allen keiner.

Und da die Räuber sich nicht fanden, ward
von Watte und Galan sogleich beschlossen,
daß die beschriebenen Räuber Ratten waren —
ein kluger Schluß, dem ich nicht widersprach.]

Marquise. Und diese ist's, die dich verfolgt?

Valmont. Ja, sie.

Ich schlafe lachend ein, du weißt, ich kann das,
[und träume von nichts Argem, hatt' ich doch
zuletzt noch selbst Frau von Lebrun und Leury
versöhnt, daß beide dankbar mich umarmten,]
bringt mir mein Diener morgens ein Billett
von meiner Heldin, das sehr liebenswürdig
[mich mehr als Herrn von Leury schätzt und mir]
den Schwur feurigster Liebe heiß erneuert.

Marquise. Warum schlugst du es aus?

Valmont. Du bist mißtrauisch.

Ich wollte nicht. Weißt du, mich packte jäh
im grauenenden Tag die lang entbehrte Lust
nach dir, Toinette.

Marquise. So schnell nach Frau Lebrun?
Nein!

Valmont. Bist du eifersüchtig?

Marquise. Lieber! Dankbar,
daß du mit überwundenen Herzen kommst
[und wieder überwundenen — daß ich mit dir
lachen und spotten kann. — Heut morgen, denke,
bekam ich einen Brief mit deiner Handschrift.

Valmont. Mit meiner Hand?

Marquise. Es war nicht deine Hand,
natürlich nicht. Hier ist der Umschlag.

Valmont. Nein.
Nicht eine Spur.

Marquise. Ich aber sah darin
ganz deutlich deine Schrift und hielt den Brief
noch lange uneröffnet in der Hand,
als ob er anderes noch als Worte mir
stumm überbringe, Wichtigeres, das in Worten
des Inhalts sich verbergen könnte — plötzlich,
als hätte man mit einem Zauberstab
über die Schrift gestrichen, sah ich nichts mehr
von deiner Hand — der Zug ist gänzlich anders,
die Schräge größer, dicker sind die Lettern.
Nichts mehr von Ähnlichkeit. Wie ein Gespenst
war diese Schrift aus meinem Auge jetzt
verschwunden vor harmlosen, nichtigen Zeilen
von irgendeiner Dame. Uneröffnet
bleibt dieser Brief als Zeichen deines Kommens.
Ich wußte nicht, daß er es war, doch hat er
mich seltsam mit Gefühl von dir erfüllt.]
Ich malte schon mir aus, wie du nun bald

zum erstenmal nach unserer Trennung hier eintreten würdest.

Valmont. Liebest du da gleich haltmachen deine Phantasie?

Marquise. [Ich habe den Augenblick des Wiedersehens oft mir in Gedanken wiederholt, bis ich ermüdete und kein Gefühl mehr kam.

Valmont. Ich lasse meine Phantasie, Toinette, stets weitersehn, Dauer erleben, fühlen. Sie kann das. Daß wir sie dazu nicht immer zwingen, ist unseres Irrens tiefster Quell. Daß wir am ersten Bilde, das sie schafft, sie sich ausschwelgen lassen! Hast du wirklich nicht mehr gesehn?]

Marquise. Ich weiß ja nicht, wie du zurückkommst, Valmont.

Valmont. Und ich nicht, Toinette, wie ich dich finde. Und doch hat mein Geist mir dieses Wiedersehen bis zu Ende schon vorgespielt.

Marquise. Wie?

Valmont. Später will ich's dir sagen. Daß du nicht, um meinen Worten zu widersprechen — das verhinderst, was ich sah. [Mein Wort! Wie es auch treffen mag, ich sag' es dir nachher.]

Marquise. Zur Sache also! Wie war mein Vorschlag? Gut? [Hat er zu wirken begonnen, Valmont? Sprich!]

Valmont. Sprich du zuerst!

Marquise. Valmont, du weißt, ich rechnete auch damit, daß uns die Trennung ganz entfremden konnte. Doch sieh, du kommst.

Valmont. Mir aber scheint, Toinette, was mich hertreibt, ist dies willkürliche

Entfernen nicht, mit dem wir in den Ablauf
unseres Liebeskampfes eingingen. Was
mich hertreibt, war im Augenblicke
unserer Trennung schwächer nicht als heut.

Marquise. Doch bin ich dir, Valmont, in den Monden,
die wir getrennt sind, schon so neu, so sehr
begehrtest geworden, daß ich mich
nicht mehr erniedrige, wenn ich mich dir
von neuem gebe? — Glaubst du nicht, die Zeit
ist noch zu kurz? Ich habe mich heut früh
nach dir gesehnt. Da fühl' ich nichts mehr von
Sattheit, Alltäglichkeit. Jetzt weiß ich nicht.
Nicht wahr? ich brach unser Verhältnis ab,
weil ich schon fürchtete, ich würde Ihnen,
Valmont, etwas wie eine Ehefrau.

[Ich will nicht deshalb jetzt den Bund erneuen.]

Deine Geliebte will ich wieder sein,
dein Glück und deine Unruhe, Lust und
gefährdet flüchtiger Besitz, der dennoch dir
nie sicher ist, den du dir jeden Tag
erkämpfen mußt und den du doch verlierst.
Nur wenn ich das dir sein kann, bin ich
bereit.

Valmont. Hast du es mir nicht überlassen,
die Stunde zu bestimmen?

Marquise. Ja, das hab' ich.

Bestimmst du sie auf heut?

Valmont.

Ja, Antoinette.

(Umarmung; gleich wieder auseinander.)

Marquise. Halt, Valmont, vorher noch das Wichtigste!

Wir können's länger nicht umgehn. Du weißt,
daß keine Frau in deinem Herzen sein darf,
soviel du auch umarmen magst. Schilt mich
nicht kleinlich. Valmont, darf ich nochmals dich
an den Vertrag erinnern?

Ist keine einzige Frau in deinem Herzen?

Valmont. Was in mir ist, ich weiß es nicht. Vielleicht auch Frauen, die aus Vergessenheit sich einst erheben könnten. Daß du dann nicht sagst, ich hätte dich belogen, schweig' ich.

Marquise.

Nein.

Du weichst mir aus. Du weißt, ich spreche nicht von irgendwelchen Frauen. Ich spreche nur von einer einzigen Frau, von Frau von Tourvel.

Valmont. [Sie ist mit in die Antwort einbegriffen.]

Marquise. Valmont, ich bitte dich, sprich klar! Du weißt, ich hasse Frau von Tourvel deinetwegen, weil sie allein mir gegenüberstand von allen Frauen, und weil sie es gewagt, mein Haus zu schelten und den Chevalier fortlocken wollte vom Verkehr mit mir.

— — — — —

Nichts zwischen uns darf ein Geheimnis sein, wenn du zurück zu mir willst. Dennoch frag' ich nur eines: kann ich Frau von Tourvel jetzt verachten und verachten?

Valmont.

Wer wird wagen, es dir zu wehren?

Marquise.

Niemals war es, Valmont, noch deine Art, nach einer einzigen Umarmung eine Frau schon zu verlassen. Denn du bist zu erfahren, die Gefühle nicht ganz aufglühn zu lassen — aus Betäubung bis in die höchste Wachheit aller Sinne. Hast du verstoßen und vernichtet auch? [Kam etwa ihrer Tugend das Erkennen und hat sie dich, gefallen zwar und dennoch über dich siegend, fortgeschickt, eh' du sie lassen wolltest? Dieses, Valmont, würde in meinen Augen dich erniedrigen.]

War's so? Dann ist sie noch in deinem Herzen!

Valmont. Nein, ich brach ab.

Marquise.

Weshwegen brachst du ab?

Valmont. Um ihres Bruders willen, Antoinette!

Marquise. [Höre, das versteh' ich nicht. Du bist sein Freund.

Gut. Ist es rücksichtsvoll gegen den Freund,
daß man die Schwester gleich, nachdem man sie
verführt, verläßt?] (Langes Schweigen.)

Valmont. Ich habe Frau von Tourvel
niemals berührt. Ich habe sie verlassen
in dem Moment, in dem sie sich ergab.

Marquise. — — — — —

Wie? — — — — —

[Wer? Wer bist du, Valmont? Hast du sie
vielleicht besungen im Sonett statt dessen?

Ich bitte dich, weich' mir nicht aus!

Valmont.
wahr.]

Es ist

Marquise. Glaubst du, daß du damit mich gewinnst?

„Im Augenblicke, da sie sich ergab?“ (Lacht.)

Hättest du sie verlassen? (Wieder.)

Köstlich! Köstlich!

Mein Kompliment dazu, Vicomte! Es ist
Ihnen mißlungen, Ihrer Unbekannten
bekannt zu werden? Sie sind abgewiesen?
Da darf ich Frau von Tourvel nicht verachten
und ins Gerede bringen. Aber Sie,
Vicomte von Valmont. Und das reizt mich. Immer
war Haß und Eifersucht in unserer Liebe,
Ehrgeiz, dem andern es zuvorzutun,
bis wir uns fanden, weil wir gleich stark waren.
Jetzt sind Sie unterlegen. Und ich kann
über Sie triumphieren. [Ob mich's jetzt
noch einmal locken wird zu Ihnen? — Sie
waren ehemals den Frauen furchtbar. Ja.
„Oh, der Vicomte von Valmont!“ Jeder Busen
zitterte damals. Jetzt? (Lacht wieder haltlos.)

Valmont. Ich kann nicht mehr.
Hüten Sie sich, Marquise!] Ihres Spottes
lach' ich. Sie sind ein Weib. Was wissen Sie
von Freundschaft!

Marquise. [Freundschaft? Ich, Vicomte?
Wer so frei ist von Vorurteil wie Sie,
darf sich die Schwäche Freundschaft nicht gestatten.
Ich achte Sie als Feind von jedermann.
Doch ich belächle einen treuen Freund.]
Sie sind nur phantasielos, wenn Sie nicht
Freundschaft des Bruders und der Schwester Liebe
zu einen wissen. Aber gut! Dann bin ich
durch Ihre Freundschaft jetzt beleidigt, die
es wagt, mich zu erniedrigen. — [Ich nahm
Ihnen nicht übel, daß Sie in der Zeit
unserer ganz jungen Liebe schon sich manchmal
mit Kurtisanen im Theater zeigten.]
Ich war nie kleinlich. Aber daß Sie, Valmont,
vor einer Frau, die ich aus Haß an Sie
auslieferte, die ich vernichten wollte,
die Waffen strecken, daß Sie eine Ehre,
deren ich nie für Sie wert war, der Frau
erweisen, die Sie lieben —

Valmont. [Lassen Sie
das lächerliche Wort. Sie wissen selbst —

Marquise. Daß Sie sie lieben!]

Valmont. Lieben? Den Beweis erbring' ich,
wie Sie sich irren.

Marquise. [Gut. Ich warte ab.
Doch das:] daß Sie mich tiefer stellen als
diese von Tourvel! Und mir das zu bieten
sich unterstehn, ertrag' ich nicht. Ich bitte,
gehn Sie! — Zurück! — Soll ich Ersatz sein, ich
für Unerreichbares? Sie haben wohl
am Ende gar noch keinen Ruß bekommen?

Valmont. [Genug der Albernheit! Du! Hüte dich!

Marquise. Drohen? Dumir? Eher hüte du dich, Valmont!]

Valmont. Ernst jetzt! Wir sind durch mancherlei verbun=
daß jeder leicht den andern mit sich risse, [den,
käm' er zu Falle.

Marquise. Ja, wir sind verknüpft.

Noch aber fragt sich, wer's geschickter nutzt!

Valmont. Ich habe Ihre Briefe. Und noch eins — —

(Unterbricht sich.) [Leichtsinnig waren Sie, Marquise!

Marquise.

Ja,

weil ich im ersten Uberschwang der Liebe
wieder so törricht wurde wie ein Kind —

Nein, Valmont! Nur, weil ich die Liebe kenne
und weiß, daß größer der Genuß ist, wenn
man Liebe hüllt in viel Vertrauen und Dinge
gleichgültiger Art, in denen ungesagt
und doch empfunden sie hinbrennen kann.

So schrieb ich und erzählt' ich Ihnen oft.

Die Sinne sollten unter Gaukelbildern
erzählter Dinge so wie unter Schleiern
leiser und heißer glühen. — Und ich konnt' es
sehr ruhig wagen, da Sie sich mir ja
recht bald auch anvertrauten und ich also
nicht schlechtere Waffen habe, Herr Vicomte.]

Valmont. Mein Degen könnte leicht, Marquise, den Platz
freihalten neben Ihnen. Wäre das
Ihnen erwünscht?

Marquise. Könnt' ich nicht alle Waffen gegen deine
stumpf machen, wenn ich reden wollte?

Valmont.

Weib!

Marquise. Und einen Degen weiß ich überdies,
der Ihrem bald gewachsen sein wird.

Valmont.

Doch

der ist in eines Freundes Hand. Vergebens
riefen Sie den.

Marquise.

Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Er ahnt ja wohl noch nicht, daß Sie zuerst,

weil er die Schwester Ihnen vorenthielt,
versucht, nachts einzudringen in ihr Haus?

Valmont. [Sie wissen — ?

Marquise (lacht). Ist es richtig? Ei, ich hatt' es
der Zunge des Gerüchts nicht glauben wollen.
So hab' ich Sie ganz in der Hand und mehr
als Sie je mich.] Ein Wort an Danceny —

Valmont. Ich sprech' es selbst. Noch heut. Leben Sie wohl!
(Will gehen.)

Marquise.

Nein, Valmont, bleib! Geh oder bleib! Was tust du?
(Wut- und Schmerzgesten, wirft sich über die Stuhllehne.)

Valmont. Zoinette, es war nicht Freundschaft für den
die mich zurückhielt. [Bruder,

Marquise (lauert, aber regungslos).

Valmont. Niemals hab' ich noch,
wenn sich mir Fraun ergaben, deiner anders
gedacht, als daß wir dessen lachen würden.
Bei dieser Frau standest du wie ein Schatten
auf einmal zwischen ihr und mir.

Marquise (auffahrend). Dann gut!

Vernichte sie!

Valmont. Warum? Sie sei vergessen!

Marquise. [Vernichte sie, Valmont, du hast es mir
versprochen, daß du mir beweisen willst,
du liebst sie nicht. — Das wird uns glücklich machen.]
(Umhaßt ihn.)

Ich will, daß sie vernichtet ist. Sonst kann ich
nicht einmal mehr mit Glück an ehemals denken.

[Entscheide über dich und mich!]

Valmont. Grausame

Antoinette!

Marquise. [Grausam bin ich. Ja, das war's,
was dich zuerst an mich gefesselt hat.
Ich stand beim Foltern eines jungen Diebs,
weißt du noch? in Beaurechamps. Du kamst dazu.

Seitdem lieben wir uns.] Du weißt, daß die grausamen Frauen am zärtesten lieben können. Vernichte sie! Dann will ich dich umarmen so, wie noch nie!

Valmont. Wie soll ich sie vernichten?

Marquise. Gewinne sie — und — — dann verstoße sie! Das mußt du tun. Komm, laß uns einen Brief verfassen, den du an sie schreibst. Komm, setz dich!

Valmont. Warum schreiben?

Marquise. Du sollst jetzt so mit ihr brechen, daß es sie auch trifft. Drum muß ich jedes deiner Worte wissen.

Valmont (nimmt mit unwilliger Gebärde und langem Blick auf die Marquise Feder und Blatt).

Marquise.

Schreib also: „Liebes Kind!“ Nein, schreib „Mein Engel!“ „Kurze Genüsse sind am schönsten.“ Nein.

Schreib: „Alles wird langweilig. Auch die Liebe; zum mindesten zu einer Frau!“ Was meinst du?

Valmont. Diktire nur! Ich schreibe, wie du willst —

Marquise. Ja, ganz so, wie ich will?

Valmont. Ja, ja.

Marquise. Dein Wort?

Valmont. Ja.

Marquise. „Darum tut man flug, kurz abzubrechen.

Verzeihen Sie mir! Es ist nicht meine Schuld!“

„Ich habe nun so und so lange Sie geliebt.“

Valmont. Das wird sehr kurz sein, Antoinette.

Marquise. Gut. „Ich werde von heut ab eine andere lieben. Das ist menschlich.“ Ja. „Es ist nicht meine Schuld.“ Das muß sich mehrmals wiederholen, weißt du! [„Du, such’ dir auch Abwechslung — und hältst du den Rat für schlecht — es ist nicht meine Schuld.“]

Wer weiß, ob uns das Glück nicht später wieder
zusammenführt. Das wäre reizend – aber
wenn nicht, mein Kind, ist es nicht meine Schuld."
Dies schickst du ihr, sobald du sie umarmt.

Valmont.

Noch mehr! Ich geb ihr vorher diesen Brief,
daß sie ihn nachher findet, das beschwör' ich.

Marquise.

Dann bin ich dein wie nie.

Valmont.

Was machst du, Weib,

aus mir?

Marquise. Einen Geliebten.

Valmont.

Wann, Toinette,

sehen wir uns wieder?

Marquise.

Dann. [Du brauchst dich nicht
sehr zu beeilen, kannst es ganz genießen.]

Ich reise morgen oder übermorgen.

Wahrscheinlich morgen. Und ich schreibe dir,
wann ich zurück bin.

Valmont.

Schreib' mir auch, wenn du
morgen noch hier bleibst!

Marquise.

Gern. Willst du so schnell –?

Das wäre schön, Valmont, das wäre schön!

Wenn ich nicht morgen reise, schreib' ich gleich.

Noch eins!

Du hattest mir versprochen, als du kamst,
daß du mir sagen wolltest, wie dein Geist
dies Wiedersehen dir vorausgespiegelt.

Valmont. Toinette, genau, wie es geworden ist.

Marquise. Das ist nicht wahr.

Valmont.

In einem Punkte nicht.

Unsere Zusammenkunft ging weiter noch
in meinem Geist, der nicht bedachte,
sie könne heut abbrechen vor dem Ziel
und noch einmal beginnen.

Marquise.

Und was folgte?

Valmont. Das später, Antoinette! Lebe wohl! (Ruß.)

Marquise. Du tust mir weh.

Valmont.

Du sagtest mir

einmal, du liebst das. Lebe wohl!

(Valmont ab.)

Sechster Auftritt

Marquise allein. Später Victoire. Beaudouin

Marquise.

Was meint er, was noch folgte? [Was? Was? Was?

Ist denn die Kunst so schwer, weiterzusehen,
was kommen muß? Ich will's.] Ich will dich fühlen,

Valmont, in mir und was du sinnst. Du sinnst
mir Rache. Ja. Ich lockte dich zu weit.

Du möchtest noch zurück zu mir und kannst

nicht mehr. Und deshalb, willst du, soll ich

zugrunde gehn — (Säht zusammen.) Du irrst dich! Hüte dich!

Victoire!

Victoire (tritt auf). Gnädige Frau, den Chevalier —?

Marquise. Wen?

Victoire.

Herrn von Danceny —

Marquise.

Ihn hatt' ich ganz

vergessen. Er muß warten noch. Ist heute

Beaudouin nicht gekommen?

Victoire.

Er ist da.

Marquise.

Schnell, führ' ihn her! Sobald du klingeln hörst,

schickst du den Chevalier! (Victoire ab, Beaudouin tritt auf.)

Ich ließ dich rufen.

Beaudouin. So hat der Bote mich verfehlt. Ich komme
heute von selbst. Ich war wohl nicht zu Haus.

Es gibt so viel zu sehen jetzt auf der Straße.

Marquise. Wohl auch zu tun?

Beaudouin.

[Wie meinen Euer Gnaden?

Marquise. Verstell' dich nicht! Du trugst dich anders sonst
und gabst dir Mühe, dich durch deine Kleidung

höher zu stellen, als du bist, wie ein Arzt,
Gelehrter oder Richter zu erscheinen.
Und siehst heut kaum noch wie ein Krämer aus.
Machst du den allgemeinen Unfug mit?

Beaudouin. Wie unrecht tun mir Euer Gnaden [damit.
Ich trag' mich schlichter nur, dem Pöbel nicht
Anreiz zur Tätlichkeit zu sein. Nichts weiter!
Die Bitte, die mich herführt, zeigt Euer Gnaden,
ob ich die Absicht habe, mich am Aufbruch
der Gasse zu beteiligen.] Fester möcht' ich
noch in den Dienst des Adels treten, der
nicht gleich durch Pöbeljohlen umstürzt.

Marquise.

Wie?

Beaudouin. Ich dachte,
da Euer Gnaden Pförtner doch gestorben,
die Stelle zu erbitten am Palais.

Marquise. Willst du heiraten?

Beaudouin. Nein, die Stelle, denk' ich,
versieht sich wohl auch ohne Anhang.

Marquise.

Meinst du?

[Und die Musik?

Beaudouin. Geht rückwärts, Euer Gnaden.

Die Zeit ist nicht so recht für Feste mehr.

Marquise. Ich überlege deine Bitte.] Jetzt
erfülle einen Auftrag. Mir liegt dran,
daß der Vicomte von Valmont heut und morgen,
bis ich verreise, — hörst du, Beaudouin? —
verhindert wird, Frau von Tourvel zu sehn.

Beaudouin. Wie soll —?

Marquise.

Wie, ist mir gleich.

Beaudouin.

[Ich will's versuchen.

Marquise. Ich werde deine Bitte überlegen.

Beaudouin. Dabei bedenken Euer Gnaden doch,
daß Sie nie einen treueren, verschwiegeneren
Diener bekommen können als wie mich,
der Euer Gnaden auch durch Flötenspiel

einsame Zeit vertreiben kann und sonst
zu jedem Dienst tüchtig und willig ist.
Marquise. Ich stelle dich jetzt auf die Probe. Geh!] (Schellt.)
Beaudouin. Ich habe einen Plan. Vielleicht gelingt's,
den Herrn Vicomte von Frau von Tourvel lange
noch abzuführen.
Marquise. Gut, wenn es dir gelingt!
(Während Beaudouin abgeht und noch, etwa im Gange, sichtbar
bleibt, legt sie sich aufs Sofa.)

Siebenter Auftritt

Marquise. Danceny

Danceny (hereinstürmend). Ist er nun fort?

Marquise. Zerstreue deinen Argwohn!

Du siehst ihn noch —

Danceny (hinaussehend). Verzeih! Ein Domestik!
(Lacht und sinkt in ihre Arme.)

Vorhang

Vierter Aufzug

Szene: Treppensuß. Auf halber Treppenhöhe ein Spiegel. Kurze
Dekoration. Halbdunkel

Erster Auftritt

Valmont verkleidet, unten. Später Jeannette

Valmont. Jeannette!

Jeannette (oben). Still! Still! Ich komme gleich. Ruf nicht!

Man hört dich sonst.

Valmont. Mach schnell! — — — Mach schnell!

Jeannette.

Ja, ja!

Valmont (einmal auf und ab, schlägt unruhig in die Hände).

Jeannette. Ich konnte doch nicht schneller. Eben ging
der junge Herr von Danceny, der Bruder
unserer Gnädigen, hinauf zum Anziehen.

Es ist heut wo ein Fest, da ruft er oft
nach Strümpfen, Schnallen, Spitzen und Gott weiß
was sonst. Jetzt aber schloß er zu.

- Valmont. Er wird
nach dir wohl rufen, denk' ich.
- Jeannette. Nach mir? Na!
Er ist zu komisch. Immer möchte er
schön tun, kneift auch einmal —
- Valmont (verstellt eifersüchtig). Wie?
- Jeannette. Ja, das tut er!
Willst du ihn umbringen vielleicht dafür?
Für ein verlegenes Kneifen und Erröten?
Denn — ritisch — erstirbt das Wort ihm dann im Mund.
Er lächelt, geht und meint: „Ja, ja, Jeannette!“
Das sind so seine Scherze. Er ist nicht
ein Wilder, so wie du. — Du mußt jetzt auch
gleich wieder fortgehn.
- Valmont. Das war immer schon
dein erst Gebot, wenn wir uns sahn.
- Jeannette. Nun ja.
- Valmont. Du weißt, ich hab' es nie befolgt und werd' es
auch heute nicht befolgen. (Küßt sie heftig.)
- Jeannette (sieht ihn liebend an, seufzt dann tief).
- Valmont. Ist dein Herz schwer?
- Jeannette. [Du bist ein böser Mensch, du liebst mich nicht.
Wie lang hab' ich vergebens warten müssen,
wie oft hab' ich nachmittags aufgepaßt
am Fensterchen, ob du nicht kämst. Nicht einmal
geschrieben hast du mir. Du liebst mich nicht.
Du hast noch andere, die du betrügst
wie mich —
- Valmont. Jeannette! Ich war doch fort!
- Jeannette. Mit wem?
- Valmont. Allein.
- Jeannette. Das glaub' ich nicht.] Was sagst du mir
denn niemals deinen Namen?
- Valmont. Hör', Jeannette,
genügt dir Henri nicht? Henri — wie schön,
sprich seine Silben langsam vor dich hin,

klingt es nicht wie gedämpfte Rosen, zärtlich
und heimlich? „Henri.“ Hieß ich Paul,
Pierre, Edouard, Alceste, auch Mithridate,
begriff ich, daß der Name dir nicht genügte.
Doch — Henri —

Jeannette. Immer hast du nichts als solche
Dummheiten über Dummheiten im Kopf!

Valmont. Was nützt zu Henri noch ein Bürgername,
Gordonnier oder Boulanger, wie jeder
Schuhsticker heißt?

Jeannette. [Oho, jetzt merk' ich's, Henri,
du bist ein Edelmann und bist verkleidet,
wenn du zu mir kommst. Darum! Warst vielleicht
einmal beim Chevalier von Danceny
oder bei Frau von Tourvel — So — und kamst
ganz zufällig an diesem Haus vorbei,
als ich des Sonntags ausging.

Valmont. Ei — vielleicht —
heut muß der Edelmann ein Bürger werden.

Jeannette. Und das ist recht, sie treiben es zu arg!

Valmont. So, meinst du? Nun, da wird denn auch
der Bürger Edelmann —

Jeannette. Nein, sag' im Ernst!

Valmont. Im Ernst. Glaubst du, wär' ich ein Edelmann,
ich würde solch ein schönes Kind wie dich
nicht auch als Edelmann besuchen? Ne?
Doch wär' ich nun zum Beispiel nur der Diener
von einem Edelmann?

Jeannette. Das wäre noch schöner.

Valmont. Ja? Aber die Bedienten, weißt du, sind
so schlecht fast wie die Herrn.]

Jeannette. Das ist wohl wahr.

(Schritte oben, sie hören.)

Jeannette. Still!

Valmont. Nichts. Statt meines Namens, den ich dir
bald sagen werde, Liebste, morgen schon

- vielleicht, bring' ich dir heut was anderes mit,
sieh her!
- Jeannette. Nein aber, und – wie schön! Henri,
wie schön!
- Valmont. Für dich.
- Jeannette. Wo hast du sie denn her?
- Valmont. Ein Erbstück meiner alten Mutter ist's.
- Jeannette. Wahrhaftig?
- Valmont. Oder einer Tante, oder
ich fand die Ohrringe vielleicht für dich.
- Jeannette. Jetzt weiß ich, warum du mir deinen Namen
nicht sagen willst – [und auch, warum so lange
du fort warst und nicht einmal schriebst.]
- Valmont. Wer weiß,
ob du nicht recht hast? Ob ich die da nicht
für dich geraubt und dafür Folter litt
und Kerker?
- Jeannette. Gott, wie schade!
- Valmont. Was?
- Jeannette. Nun wag' ich
sie nicht zu tragen.
- Valmont. Doch. Am nächsten Sonntag;
und mit der Kette.
- Jeannette. Wo ist die?
- Valmont. Die bring' ich
dir heute nacht.
- Jeannette. Was denkst du?
- Valmont. Daß, Jeannette,
du mich zum Garten einläßt heute nacht!
- Jeannette. Da nimm den Schmuck zurück!
- Valmont. Du hast den Schlüssel
ja in der Tasche längst. [Auch will der Ohrring
von deinem Ohr nicht los!]
- Jeannette. Da, nimm den Schmuck!
- Valmont. Jeannette, den Schlüssel! (Ringt mit ihr, hat ihn.)

Zweiter Auftritt

Szene: Zimmer der Frau von Tourvel wie im zweiten Aufzug, der
Alkoven ist halb verhangen

Frau von Tourvel. Danceny

Tourvel (sitzt mit Handarbeit).

Danceny (tritt gepuht ein).

Tourvel. Nun, Charles? Noch immer nicht?

Danceny. Nein. Eben glaubt' ich,
der Wagen der Marquise käme drüben.

Doch hielt er fern vor einem Hause. Länger kann ich,
wenn ich rechtzeitig sein will, jetzt nicht warten.

Das Fest beginnt um neun.

Tourvel. Und junge Leute
müssen sehr pünktlich sein. Die Damen wollen
noch dies und das von ihnen, einen Rat,
die Neuigkeiten – und Bewunderung.

Verzeih mir, Charles, daß ich lächeln muß.

Danceny. Vorüber?

Tourvel. Charles, mögest du nie von Frauen
schlimmer im Stich gelassen werden als
wie heut von Frau von Merteuil.

Danceny. Frau von Merteuil
hat nichts gesagt als: würde sie früh genug
zur Abfahrt fertig, hole sie mich ab.
Gleichzeitig wolle sie auch dich dabei
besuchen und deine Bekanntschaft machen.

Tourvel. Und doch glaubt Charles schon, er ist der Held
der eleganten Frauen von Paris. [Ihn bittet
die große Dame, daß er sie begleitet.
Sie läßt ihn warten zwar –

Danceny. O wüßtest du,
wie mich dein Spott trifft!

Tourvel. Nun, sie ist ja auch
die einzige nicht, die um ihn wirbt.] Ihn liebt
das junge Edelsfräulein von Volanges –

Danceny. Schweig davon, Schwester!

Tourvel.

Charles, sieh mich an!

Warum verbirgst du mir, was dich bewegt?

Ist denn nichts zwischen uns wie früher mehr?

Dancen y. Doch, doch! Nur jetzt nicht! — Auf ein andermal
laß dies Gespräch! — — Mir liegt das Fest im Sinn.

Ich soll den Fackelreigen durch den Park
anführen, soll durch einen verdeckten Brand
die Wasserkunst in Feuerkünste wandeln.

Ich bin jetzt ohne Sammlung.

Tourvel.

[Mich bedrückt es,

daß ihr an nichts als Feste denkt. Wie Hohn
und Aufreizung muß Feuerwerk und Tand
dem armen Volke sein, das hungert.

Dancen y.

Gut!

Sie sollen sehn, daß wir nicht zittern.

Tourvel.

Charles,

ich bitte dich, sei ohne Uebermut!

Hilf die Gefahr nicht mit beschwören, weiche
dem Aufruhr aus. Geh nicht, wie gestern, stolz
und trotzig mitten durch den lärmenden Haufen,
die Hand am Degen. Einer nur, der Mut hat —
und sie zertreten dich. So muß ich zittern
bei jedem Ausgang, den du machst, daß ich dich
nicht wiedersehe —

Dancen y.

Gern versprech' ich dir,

ich will vorsichtig sein. Jetzt muß ich eilen.

(Geh ab und kommt gleich zurück.)

Sei mir nicht böse! Denn sonst könnte ich
mich heute gar nicht freuen. Du bist so
besorgt um mich. Und ich, ich lasse dich
spät noch allein —

Tourvel.

Das Haus ist wohlverwahrt,

ist fest und gut verschlossen. — Freue dich!

Genieße! — Denn du bist ja jung und glücklich.]

Du sagtest, dein Freund Valmont sei zurück.

Wirst du ihn heute treffen?

Danceny. [Raum. Vielleicht.

Erst gestern heißt's, kam er zurück. Ich sah ihn selbst noch nicht. Er wird nicht dort sein.] Ich weiß es nicht. Er schrieb mir nie. Mir war, als ob wir uns entfremdeten, schon damals, seit er bei dir gewesen.

Tourvel. Schmerzt dich's?

Danceny. Ja.

Tourvel. Behalt im Herzen fest den Freund, auch wenn das Leben weit euch trennt! Leb' wohl!

Danceny. Leb' wohl! (Ab.)

Jeannette (tritt auf).

Tourvel. Wo ist das Buch?

Jeannette. Es liegt noch unten im Garten —

Tourvel. Warum bist du heut, Jeannette, nur so vergeßlich? Hol's!

Jeannette (ab).

Dritter Auftritt

Frau von Tourvel allein. Später Diener. Dann Marquise von Merteuil

Tourvel. Nun hält ein Wagen am Haustor. Sollte die Marquise doch noch zu mir kommen —

Diener (hereinmeldend). Frau Marquise von Merteuil.

Marquise. Liebe, gnädige Frau —

Tourvel (zeremoniös). Ich bin Euer Gnaden ergebene Dienerin.

Marquise. Nicht, gnädige Frau, so förmlich! Hat der Chevalier von Danceny es Ihnen nie gesagt, wie man bei uns von Ihnen spricht, beklagend, daß Sie sich immer uns entziehen? [Wir sind beinahe schon alte Bekannte, ja.] Freilich, nun glaub' ich gern, daß Sie die Welt nicht leicht hinauslockt, da ich jetzt Ihr Haus

sehe, das alt=behaglich=friedliche,
die Räume, die Lärm, Feste von sich weisen
für weite Stille und Umschlossenheit.

Tourvel. Es ist sehr einfach freilich —

Marquise.
es ist beseelt.

Nicht das! Nein —

Tourvel. Mein Bruder Charles wird es
sehr, sehr beklagen, Frau Marquise, daß er,
wie Jugend ungeduldig, nicht gewartet
und grad im Augenblick fortging. Sie müssen
ihm fast begegnet sein.

Marquise. Ich selber bin
an der Verspätung nicht unschuldig ganz.
Ich dachte, käm' ich früher, könnt' ich den
Vicomte von Valmont treffen —

Tourvel. Hier?

Marquise. Ihr Bruder
ist Freund des Herrn Vicomte —

Tourvel. Doch er verkehrt
in diesem Hause nicht.

Marquise. Es freut mich herzlich,
daß meine Furcht ganz unbegründet war;
so sehr ich es bedauere, daß ich Herrn
von Danceny verfehlte. Lassen Sie
die Hoffnung mich mitnehmen, daß Sie bald —

Tourvel (abwehrende Bewegung).

Marquise. Zu Festen nicht, nur zu Musik, wenn wenige
befreundete Gäste — doch ich will nicht drängen.
Auf Wiedersehen!

Tourvel. Frau Marquise, haben
Sie einen Augenblick noch für mich Zeit?

Marquise. Natürlich, ja —

Tourvel. Sie nannten den Vicomte
von Valmont meines Bruders Freund. Er ist's.

[Mein Bruder Charles ist jung. Ich bin für ihn nicht Schwester nur, muß ihn auch Mutter sein.]
Verbergen Sie mir nicht: was läßt Sie wünschen, den Herrn von Valmont nicht zu sehn?

Marquise (leicht hin). Oh — nichts —

[Der Herr von Valmont ist einer der ersten Herren der Gesellschaft. Mißverstehen Sie mich nicht, gnädige Frau. Ich wünsche nichts an ihm zu tadeln — eine Bagatelle, die mir mit ihm begegnet ist, ist kaum der Rede wert —]

Tourvel. Verzeihen Sie mir! Ich wollte nicht ein Vertrauen —

Marquise. Nein, nein. Ich bitte Sie. — —

Ich habe kürzlich seinem Spiel ein Kind, das er verführte und verderben wollte, entrissen, eh' es ganz zugrunde ging, und in das Kloster St. Clarice gerettet.
[Es war die Tochter meines Schloßverwalters.]
Nun schäumt der Herr von Valmont über mich, [der ohnehin mir grollt.]

Tourvel. Warum?

Marquise (achselzuckend). Wir waren stets anderer Meinung und deshalb sehr oft in angeregtestem Gespräch. Da wurde sein Ton bald übermütig frei zu mir und endigte in lästiger Bewerbung. Als ich ihn schroff zurückwies — jeder kennt ja diese Verführungskünste, denen Dirnen und Lämmer nur erliegen — faßte er tollblinden Haß auf mich.] Der Arme, scheint mir, fängt an, sein einst gerühmtes Siegersglück bei Frauen zu verlieren. [Man erzählt — doch das ist Klatsch vielleicht nur und Verleumdung,

Tourvel (schweigt).

Marquise (wartet einen Augenblick, fährt dann fort).
daß wieder eine Frau — wer, weiß ich nicht —
die Witwe ist oder von ihrem Gatten
getrennt lebt, doch das ist gleichgültig wohl,
die er umwarb, die bis ins Heiligste
der Kirche er verfolgt soll haben, lächelnd
ihn von sich stieß. Er hielt sich schadlos zwar
gleich an der armen Dirne. Doch sein Haß
auf mich fand neue Nahrung.] Und so möcht' ich
ihm nicht begegnen, möcht' ihm die Beschämung
auch gern ersparen —

Tourvel (schweigt in Bewegung).

Marquise. Möchte ihn nicht reizen.
[Denn die maßlose Wut des Mannes hat
Waffen: Verleumdung, Ehrabschneidung, gegen
die jeder schutzlos ist, die heimlich treffen
wie Gift.]

Tourvel. Gnädige Frau, ich bin
die Schwester Charles', seines Freundes. Charles
kann Freunde haben, die gefährlich sind,
leichtsinzig und verschwenderisch. [Raufbolde,
Trinker vielleicht, Spieler, Verführer.] Ja,
für mancherlei Gefahr ist Jugend blind.
Mit solchen kann ein Zufall ihn verbinden,
daß er vielleicht durch sie zugrunde geht.
Unedle aber, Schurken, wird er nie
zu Freunden haben. Davor wahrt untrüglich
sein Herz den Jungen. Wäre sein Freund ein Schurke,
so wär' er's selbst auch. Zürnen Sie mir nicht,
daß ich so warm für Herrn von Valmont spreche,
[der nicht unedel sein kann und den, dünkt mich,
die schlimmste Waffe der Verleumdung eher
von hinten trifft, als daß er sie gebraucht.

Marquise. Sie sind erregt. Ich aber drängte Ihnen
das Wort nicht auf.

Tourvel. Verzeihen Sie mir!] Doch der
Gedanke, daß ein Freund von Charles
ein Schurke wäre, riß mich fort. Ich habe
von Charles Beweise, daß Valmont edel ist.

Marquise.

[Daß Sie nicht glauben, ich verleumde jemand,
der aus zufälligem Grund mich haßt, muß ich
noch weiter sprechen.] Er hat die Gebärde,
die Geste unseres Standes. Das ist alles.
Wieviel betrogene und verlassene Frauen
haben ihm schon geflucht, auf deren Liebe,
nachdem er sie genossen, er noch Hohn,
Spott und Verachtung warf.

Tourvel. Und doch kann er
weniger schuldig sein als wie die Frauen,
denen er so begegnet ist und die
vielleicht nicht würdig waren besseren Abschieds.

Marquise. Es waren dabei Damen höheren Standes
als, Frau von Tourvel, Sie und ich.

Tourvel. Gleichviel!
Gibt nicht die Königin selbst dem Volke Anlaß
zu drohender Kritik?

Marquise. [Sie sprechen wie
die Jakobiner, gnädige Frau.

Tourvel. Der Inhalt
von ihren Worten ist leider oft wahr.]

Marquise. Verteidigen Sie auch die Gewalt, mit der
sich der Vicomte von Valmont seiner Opfer
oftmals bemächtigt, [nachts in Häuser dringend
wie Dieb und Mörder?]

Tourvel. Nein, das ist — Verbrechen —

Marquise. Sie nennen es vielleicht nur zügellos
[und unbeherrscht in Wut und Leidenschaft.]
Wie aber nennen Sie das, was er jüngst
an einer Frau tat, die nicht ihn gelockt,
[die einsam lebte, nicht im leichten Zirkel

der tändelnden Geselligkeit,] die er mit großen Schwierigkeiten nur verführte: er schrieb ihr, ärgerlich der langen Zeit, die er gebraucht, [des Schmachstens, dessen er wohl bei den meisten nicht bedurfte, gleich] nach seiner ersten Liebesnacht den Abschied, in einem Briefe sie verhöhrend, den er, um sie zu martern zwischen Angst und Hoffnung, nur eine Prüfung nannte ihrer Liebe.
[Sie ging ins Kloster —]

Tourvel. Ich vermag es nicht zu glauben. Eines Richters Frau hab' ich gelernt, jedem Gerüchte zu mißtrauen, Tatsachen nur zu glauben oder Zeugen.

Marquise. Mögen Sie niemals Zeuge sein solch eines Geschicks wie dies! Sie zittern, gnädige Frau, bei der Erzählung schon. [Ich tat doch Unrecht, daß ich von diesen Dingen schwatzte. Hier, wo Frömmigkeit und Friede herrscht und weit zurückweist alles Grauen der sündigen Welt.] Vergessen Sie es! Zürnen Sie mir nicht! So oft ich nun von Herrn von Valmont höre, will ich an das Vertrauen denken, das Sie in den Adel Ihres Bruders setzen und werde zweifeln, werde Besseres glauben —

Tourvel. Wollen Sie das?

Marquise.

Ja.

Tourvel.

Nehmen Sie dafür

Dank, Dank!

Marquise. Nun fahr' ich froh zum Fest, auf dem ich Ihren Bruder treffe. Darf ich nicht ihm Ihren Gruß bestellen?

Tourvel.

Bitte, tun Sie's!

Doch bitte —

Marquise. Nicht ein Wort! Auf Wiedersehn!

(Ceremoniöse Verbeugungen, ab.)

Vierter Auftritt

Frau von Tourvel. Jeannette

Tourvel (allein, tiefe, anhaltende Bewegung).

Jeannette (kommt).

Hier ist das Buch. Es war schon hier. Ich hatte es ganz vergessen. — Was ist Ihnen denn, gnädige Frau?

Tourvel. Mir ist nicht wohl. Mein Herz geht allzu hastig — so, als müß' es schnell den Zeitrahn bis zur ewigen Ruh' durchlaufen. [Es ist fast wie ein Krampf, das Zucken fühl' ich bis in den Hals. Weißt du, es ist sehr seltsam, unheimlich fast, wenn wir den Verlgang spüren, des Lebens in uns selbst, wenn plötzlich statt gleitender Bilder, schauender Gedanken ein Fremdes in uns pocht und uns zersprengt.]

Jeannette. Soll ich zum Arzte schicken?

Tourvel. Nein, es wird vorübergehen. Mische mir den Schlaftrunk!
(Gesetzt, sie setzt sich.)

Es wird schon schwächer. Draußen dunkelt es.]
Bring Licht herein. Jetzt ist mir wohl. Wie weit ist deine Arbeit? — Weiter nicht? — Du hast heut wenig dran getan. — Weinst du deshalb? Du bist nicht klug. [Du nähst ein Stündchen noch, wenn ich zu Bett bin und du bei mir wachst.]
Mach erst das Bett! Ich gehe bald zur Ruh'.
Wenn's draußen Nacht ist! — Dann beginnt das Fest im Park von Monrepos. —

Jeannette. Der Herzog ließ vierhundert Fackeln kommen. [Die Bürgerwache hat sie anhalten wollen, weil man glaubte, daß sie des Nachts zum Aufruhr leuchten sollten.]
Das muß schön sein im Park mit soviel Fackeln.

Tourvel (lächelnd). Wir sind recht zu beklagen, daß wir es nicht sehen können, du und ich, nicht wahr?

Jeannette.

Verzeihen Sie mir, gnädige Frau.

Tourvel.

Was war da?

Ist's nicht am Gartentor? Hör' doch! Als hätte man's eben zugeschlagen, oder pocht man dagegen? Leise! (Sie öffnet das Fenster.) Ist es nicht, als ginge ein Schritt im Garten —

Jetzt ist es ganz still,
daß man das Laub im Nachtwind zittern hört.
Der Lärm ist weit die Straße schon hinunter.
Man hört nichts mehr.

Jeannette (will schließen).

Tourvel.

[Nein, laß das Fenster offen.

Jeannette. Die feuchte kühle Nachtlust, gnädige Frau —]

Tourvel. Laß ruhig offen, schließe nur den Vorhang!

Und hilf mir, mich entkleiden! Mich befällt
die Müdigkeit bleischwer. Einhüllend fängt
der Schlafwein an, den Raum mir fortzunehmen,
den Raum, die Zeit, in denen aller Schmerz
und alles Glück wohnt. — Gib die leichte Decke! (Sie liegt.)
So denk' ich oft sehnsüchtig mir den Tod
wie dieses Wachen, das der Schlaf umhüllt,
vom Boden ablöst und im Mantel birgt,
bis es zum Traum wird und als Traum vergeht.

Jeannette. [Denken Sie doch nicht immer an den Tod!

Tourvel. Woran sollen wir hier wohl anderes denken?

Du denkst vielleicht an Liebe.

Jeannette.

Ich bin sündhaft —

Tourvel. Nicht sündhaft, nein. Erzähl's mir morgen, Liebe!

Da helf' ich dir, Jeannette! Jetzt kann ich nicht mehr.
Der Schlaf sinkt auf mich — tief und still und dunkel.
Ich höre dich nicht mehr. Sprich nicht von Liebe!
Liebe ist grausam.]

Sechster Auftritt
Valmont. Frau von Tourvel

Valmont (mit der Schlafenden allein).

Wie still sie schläft. Wie lieblich schweigt der Mund,
der einst mir Gluck sprach, den der Zorn verzog.

[Aus ihrem Antlitz wich der Zwang des Wachens.]

Sie ist nun willenlos, wie Blumen sind,

und mein — (Schließt das Fenster und verriegelt die Türen.)

[Eintauchen möcht' ich in den Traum,
aus dem du lächelst, daß du mich nur träumst —
und mußt dich wecken doch und mußt dich schrecken.]

(Er nimmt die hängende Hand.)

Gib mir die kleine Hand, daß jeder Schlag
in meinem Blut anpoche an die Pforte
des Hauses Schlaf, das dich umfängt. Sie zittert,
und zitternd fassen ihre Finger fest.

Es wandelt sich ihr Traum in Finsternis.

Die Lippen beten. — Ist sie in der Kirche

[und fühlt die Säule, welche mich verbirgt?

Sie zieht die Knie an und krümmt sich] — kniet sie

im Traum vor Gott und fleht, mich nicht zu lieben?

Wie klammert ihre Hand — — — — —

— — — — —

Tourvel. — — — — — Ich halte dich.

Ich kann nicht länger. Meine Seele liegt
zu seinen Füßen. Du nur kannst mich retten.

[Ich fühle deine ewige Hand. Mir sind
gelähmt die Füße. Ich kann nicht mehr fliehen.]

Er folgt mir. Seiner Sünde Atem breunt

in meinem Nacken. Schütze mich! Erhöre

du mein Gebet! Zieh mich empor, mein Gott!

(Sie liegt an seiner Brust, sieht nach einer Weile auf und zuckt
zusammen.)

[Wie kommen Sie hierher?] (Schreit nach der anderen Seite.)

Jeannette! — Was wollen Sie?

(Sie läuft zu den verschlossenen Türen.)

Wie ist mir denn?

Bin ich verrückt? Traum' ich? Was ist? — Jeannette,
der Traum macht mich ganz toll und dauert noch
im Wachen fort. Ich sehe dich als Mann.
Genug! Ich will erwachen!

(Sie nimmt einen Dolch, um sich mit ihm zu verletzen.)

Valmont (schnell, sie haltend). Halt! Du wachst!

— — — — —

[Ich bin es. Ich, der sein Versprechen bricht,
der übermannt von Leidenschaft der Liebe
den Weg zu dir sich bahnt durch Wand und Mauer!]

Tourvel. Ein Tuch nur, eine Decke nur —

Valmont. Nimm hier
den Mantel, wenn dich friert.

Tourvel. Ich bin wahnsinnig.

Wie kommen Sie hierher?

Valmont. [Nicht anders als
in deinen Traum. Durch deine Liebe und
durch deinen furchterfüllten Sehnsuchtswillen,
beschworen wie ein Geist.

Tourvel. Wie Dieb und Mörder
mit heimlicher Gewalt.]

Valmont. Frag' nicht! Bestach ich
den Hausverwalter, brach ich ein, verführt' ich
dein Kammermädchen? Was gilt das? Ich bin
in deinen Traum getreten, du in meinen.
Zu einem Raume wurden unsre Träume,
der dir und mir die Welt umschließt für immer.
[Hast du es dir nicht tausendmal ersehnt,
im wachen Traum dir leuchtend vorgegaukelt,
bis deine Phantasie zusammenbrach,
wie wir allein, von allen Fesseln frei,
mit denen Irdisches uns hält, und frei
alles Gewands, nur in Gefühl gehüllt,
auf einer Insel durch das Sternall schweben? —
mit nichts verbunden außer uns, nur wir,
nur du und ich, wie von des Malers Hand

in Liebeswolken hoch entrückt, uns küssen? —]
Was zürnt dein Auge noch? Dein Traum hat längst
die ganze Fülle deiner Liebe mir
zitternd verkündet. Du verbirgst dich nicht.
[Wie deinen süßen Leib ein Flor nur deckt,
dem Mondlicht gleich, liegt deine Liebesseele
vor meinem Blick —

Tourvel (schlägt die Hände vors Gesicht).

Valmont. Du darfst nicht lügen jetzt,
wo wir allein sind in der Mitternacht
und dies verhangene Gemach, daraus
kein Laut hinausdringt, dessen tastend Licht
in sich versinkt, uns hoch ob allem trägt —
fühlst du's nicht: schwebt? Tief liegt das Leben jetzt.
Nur wir sind uns noch nah und groß, Geliebte!]
(Er tritt heran, sie flüchtet.)

Tourvel. Sie hatte recht. Was widersprach ich ihr
und hörte nicht auf sie? Sie hatte recht.
Gewalt erleid' ich, der Gewalt erlieg' ich.

Valmont. [Nicht der Gewalt. Dem Schicksal. Deinem
und meinem, das aus Liebe macht Gewalt. [Schicksal

Tourvel. Ich flehe —

Valmont. Nein. Die Nacht verrinnt. Und ehe
dein Bruder heimkommt, mußt du mein sein, mußt du
an mich gebunden sein mit Leib und Leben.
Mich schreckt es, dir Gewalt zu tun, weil sie
mein Bild entstellen wird in deiner Seele.
Und deine Seele ist Himmel und Hölle,
in der allein ich einst fortleben will.]

Tourvel. O hörte Tod auf Menschenbitte je,
käm' er zu mir —

Valmont. [Er hört auf Menschenbitte
nie, weder sich gewährend noch uns schonend.]

Tourvel. Was wollen Sie, Vicomte! Lassen Sie mir
Zeit, mich zu finden. Ich verspreche Ihnen,

ich will nicht fliehen. Sie haben ja Gewalt
setzt über mich. — — Nur Zeit! Warum denn eilen?
Damit Sie schneller mich verstoßen können?

Valmont. Wer spricht aus Ihnen?

Tourvel. Das Gerücht.

Valmont. Mit wessen
Mund spricht es?

Tourvel. Einer freilich, die Sie haßt
und der, bis eben, ich nicht glauben wollte.

Valmont.

Ich weiß, daß Frau von Merteuil hier war, [weiß auch,
daß ihr die Absicht nicht gelang, mich ganz
aus deiner Brust zu reißen.]

Tourvel. Wie?

Valmont. Hier trag' ich
die Spur noch ihrer Eifersucht, [die ungern
dir einen Kavalier gönnt, der ihr selbst
einst schmeichelte.] Ihr Vöte gab ihn mir
am Gartentor mit ihrem Gruß, den Dolchstich.

Tourvel. Gebt mir — den — Arm — die Wunde blutet.

Valmont. Laß!

Du tätest das auch deinem Feinde.

Tourvel. Ja.

— — — — —

Und doch: gebt mir den Arm! — Ich weiß nun, daß
sie nicht die Wahrheit sprach zu mir. Ich weiß nun,
daß ihr mich nicht zum Spott für andere macht —
Nun ist es ausgelöscht. Gib deinen Arm —
(Sie verbindet.)

Valmont. Und doch sprach sie vielleicht wahr —

Tourvel. Nie, nie, nie!

Valmont. Würdest du mich auch lieben, wäre das,
was sie gesagt hat, wahr?

Tourvel (zittert, Tränen). Ich müßte wohl — (Umarmung.)

Valmont. Ich habe dich begehrt wie nie ein Weib
und glaube dich zu lieben mehr, als je
ich früher liebte. Doch mein Herz ist schwankend,
und das Gerücht sagt wahr, das wankelmütig,
untreu mich nennt und falsch. [Einst wußt' ich's nicht.
Nun aber weiß ich, daß ich untreu bin
und dich verlassen und betrügen werde.

Tourvel. Daran zu denken, ist noch Zeit.] Mich wird
das Uebermaß an Glück schon töten, Liebster.
Nicht erst das Unglück. —

Valmont. Höre mich, Maria!
Dich kann ich nicht betrügen, und ich will's nicht.
Wenn uns der Tod jetzt auseinanderrisse,
würde dies Leben, das mich sinnlos dünkte
bis heut, ein Bilderwirbel ohne Ziel und Glück,
[sein Sturz von Qual und Lust, ein wirres Jagen,]
dies würde mir erscheinen wie gelebt.
Wie über Meere würden unsre Hände
sich noch erreichen. Darum sollst du mich
nicht anders lieben, als ich bin, und wissen:
ich werde dich verraten.

Tourvel. Tu's! Ich lächle.

Valmont. Nein. Lächle nicht, denn es ist wahr. Und tiefer
muß dein Vertrauen auf mich sein als auf Gott.
Dich zu verstoßen, hab' ich der versprochen,
die meine Feindin ist, die dich und mich
haßt, die hier war, mich zu verleunden.

Tourvel. Du
sprichst Rätsel. —

Valmont. O verstehe mich! Sie ist
die stärkste, die mir je begegnete,
und der ich Feind sein muß bis in den Tod,
die ich besiegen muß wie Gott die Sünde.
Vertraust du mir — denn du kannst nie verstehn,
wie ich sie jetzt besiegen will — ich muß

zum Scheine dich verstoßen morgen schon.
Ich muß dir einen Brief häßlichen Inhalts
hierlassen, den du morgen finden wirst.
Und mußt doch wissen: das ist Spiel, dein bin ich;
und ehe ein Tag und eine Nacht vergangen,
kehr' ich zu dir zurück. Vertraust du mir?

Tourvel (zitternd).

Warum das? Muß es sein? Kannst du sie, Liebster,
nicht anders überwinden? Ist es dir
denn wert noch, sie zu überwinden?

Valmont. Später
brauch' ich es wohl, daß ich sie überwand.

Tourvel. [Ist meine Liebe dir nicht mehr?

Valmont (halb abgewandt). O Liebste!

Tourvel. Freiwillig gibst du's. — Ich vertraue dir,
und stießest du den Dolch in meine Brust.]

Valmont. Locke mich nicht zu früh in Frieden. Immer
wird das Versäumte mir als Wunde brennen
in meiner Seele —

Tourvel. Wenn du hier bist?

Valmont (fast überwunden). Hier — —
(Lehnt sich an sie.)

Hier könnt' ich es vielleicht, vielleicht vergessen —

Tourvel. Wie tief ich dir vertraue, sieh an dem:
sie sagte mir, mit einem solchen Brief
verstießest du die Frauen, die du besessen,
und liehest sie gemartert schweben zwischen
Hoffnung und Furcht. Doch du kämst nicht zurück.

Valmont (auffahrend). Daran erkenn' ich diesen schlimmsten
den mir die Erde trägt. In dies Gemach, [Feind,
in dieses Glück noch stößt ihr giftiger Dolch,
weil er mein Herz verfehlte. Nein. Sie muß
besiegt zu meinen Füßen liegen! Hilf mir!

Tourvel. Du willst es, Liebster. Ich gehorche dir.

Valmont. Hier ist der Brief, von dem ich sprach. Ich leg' ihn unter das Licht. Du liest ihn morgen und du glaubst kein Wort in ihm.

Tourvel (an seinem Hals). O laß! das Glück ist größer als die Furcht. Ich glaube dir.

Valmont (löscht mit der Hand schwer das Licht).

Die Bühne bleibt etwa eine Minute dunkel, ehe sie sich vom Fenster her wieder erhellt, oder Zwischenvorhang

Siebenter Auftritt

Szene: ebenso, nur das Fenster offen, durch das der graue Morgenhimmel hereinleuchtet. Umselruse. Eine ferne Uhr schlägt fünf

Tourvel (allein, schlafend). [Am Balkon erscheinen Azolân, Jeannette, die vorsichtig hereinklettert und später nach links abläuft

Azolân. Und ist der Herr zu hoch, ist auch der Diener nicht zu verachten. Ist's nicht wahr, Jeannette? (Küßt sie.)

Jeannette. Ach, ihr seid alle schlecht.

Azolân. Du mußt doch sagen, ein Graf ist viel zu hoch für dich.

Jeannette. Ich wußte ja nicht, daß er ein Graf ist.

Azolân. Ja, er ist's!
Es soll so gelten, als ob er bei dir war
heut nacht.

Jeannette. Wieso?

Azolân (hängt ihr die Kette an). Hier ist die Kette.

Jeannette. Hättest du sein Versprechen auch gehalten!

Azolân. Welches?

Jeannette.

Er konnt' es ruhig geben. (Liebenswürdig.) Dummer Tropf!

Azolân.

Nun? (Jeannette küßt ihn.) Siehst du, es ist nicht so schlimm.
Das weiß ich
von meinem gnädigen Herrn. Der Stolz der Frauen

ist etwas Eingelerntes, Außerliches,
ganz Außerliches, das sich gleich verliert,
wenn nur der Rechte kommt.

Jeannette (komisch=mißvergnügt).

Du bist der Rechte!

Azolân. Er ist am Tor schon. Ich muß schnell ihm nach.

Jeannette. Still, daß sie nicht erwacht!

Azolân.

Leb' wohl!

Jeannette.

Leb' wohl!

(Leise ab.)

Azolân. Auf Wiedersehn!

(Ab nach unten.)

Tourvel (allmählich erwachend, lächelt, reckt sich).

Wie? Ist's schon Tag? Wo bist du?

Wo hast du dich versteckt? Wie konntest du
aus meinem Arm, der dich so fest umschloß? (Richtet sich auf.)
Komm vor! Wo bist du denn? — Hier lag sein Mantel —
Nichts — nichts von ihm — hab' ich denn nur geträumt?
Es kann nicht sein. Wie war es? Offen war
das Fenster, als ich einschlief. Nur der Vorhang
war zugezogen. [Doch den kann der Wind,
der noch hereinweht, leicht geöffnet haben.
Und als er bei mir war, war auch das Fenster
geschlossen. — — Ist denn keine Hand, die mich
aus diesem Irrsal führt? Mein Schlaf war tief
wie schwer hinziehende Flut über dem Grunde,
als wie durch Wasser mir mein Name scholl,
kaum hörbar fern und dumpf. Und dann war Glanz,
war Wachen um den traumbefangenen Sinn.]

Er war bei mir. Ich habe ihn verbunden.

Hier liegt ein Fetzen Leinen noch. — Wo ist

der Brief, der Brief? (Sie stürzt zum Tisch, nimmt ihn.)

Ich habe nicht geträumt. —

Ich soll vertrauen. Er schwor mir, was darin
geschrieben stünde, sei nur, mich zu prüfen,
ob ich vertrauen kann, und gelte nichts.

Wozu dann lesen? — Warten will ich — bis

ein Tag und eine Nacht vergangen ist.

[Was drängt sich immer die Verleumderin
mir in den Sinn: so sei sein Abschied stets. So
verrate er die Frauen, die er umarmt,
gleich oder bald nachher. Ich soll vertrauen.]

Doch, wenn ich wissen muß, was er mir schreibt,
[und les' ich nicht, versäume, was ich soll
vielleicht] Unruhe, Bittern, Angst kommt jäh
aus dem gefalteten Papier. Mein Herz
schlägt zum Zerspringen. Doch — ich öffne ihn.
(Geschieht, sie liest mit immer grausenderem Blick, sich kaum mehr
aufrecht erhaltend; Schrei; sie sinkt um, kommt wieder zu sich, starrt
aufs Papier.)

Das ist nicht Liebe — Hohn —
Jeannette (hereinstürzend, mit Licht). Um Gottes willen!

[Kann ich nicht helfen?

Tourvel. Nein, nicht mehr! Nicht mehr!]
Jeannette (will hinaus).

Tourvel: Geh nicht! Bleib hier! Es ist umsonst. Es ist
etwas in mir zerrissen. Und wenn nicht,
zerrisse ich es selbst — (Starrt wild.)

Jeannette. Mein Gott! Mein Gott!
Ich, ich bin schuldig —

Tourvel. Höre, Jeannette: niemand
darf je erfahren, daß er bei mir war.
Hat jemand ihn gesehen?

Jeannette. Sein Diener nur.

Tourvel. Niemand im Hause?

Jeannette. Niemand.

Tourvel. Und mein Bruder?

Jeannette. Ist auf dem Fest noch —

Tourvel. [Schwöre mir, Jeannette,
daß du es nie verrätst und immer leugnest.

Jeannette. Ich schwör' es, liebe, gnädige Frau. O] Gott!

Tourvel. Gib näher mir das Licht! Es ist so dunkel.
 (Geschleht, sie hält den Brief hinein, der aufflammend langsam ver=
 brennt, während ihr Blick in die Flamme taucht.)
 Nun schwindet all dein Böses hin in Rauch.
 Es war dein wahrer Sinn nicht, der dies schrieb.
 Doch wirst du über deine Feindin siegen.
 Daß ich erliege, ist ja dein Triumph — — —
 O sag' ihm, daß ich sehr gelitten habe
 und ihm dann doch vertraut. Nur war die Prüfung
 für meine Kraft zu schwer. — Ich reiche dir
 über das Meer die Hand — aus dunklem Meer — (Sie stirbt.)
 Jeannette. Unädige Frau, gnädige Frau —
 — — — — —

Achter Auftritt

Jeannette. Danceny. Bediente

Danceny (draußen, leise, bezech). Jeannette!

Jeannette. [Herr Chevalier —]

Danceny. Wenn Frau von Tourvel schläft,
 so komm —

Jeannette. Sie schläft. (Öffnet, Danceny will sie hinausziehen.)
 Nicht, Herr!

Danceny. Was bist du spröde?

Jeannette. Sehen Sie doch. Sie ist ja tot.

Danceny. Wer?

(Hinstürzend.) Schwester!

Was ist geschehen? (Gesinde an der Thür.)

Den Arzt! (Einige ab.)

Jeannette. Sie rief mich. [Eben.

So lag sie wie im Krampf.] Und in der Hand
 hielt sie den Brief, verlangte nach dem Licht,
 und während er verbrannte und verlosch,
 verlosch auch sie.

Danceny. Wer brachte diesen Brief?

Jeannette. Ich weiß es nicht.

Danceny. Ihr?

Die Leute (murmeln, dann einer).

Niemand.

Danceny.

Nun, der Tag

wird Klarheit schaffen. — Klarheit wird er schaffen.

Ist denn nicht noch ein Zug der Schrift zu sehn? (Wühlt.)

Nichts — nichts als Asche. (Legt seinen Festkranz auf die Leiche.)

Vorhang

Fünfter Aufzug

Szene: Vor einem Lusthäuschen im Park der Marquise von Merteuil, das den linken Hintergrund bildet. Hohe Fenster. Breite Stufen. Auf der obersten, die mit Drangenbäumen in Kübeln bestellt ist, ein Tischchen, auf dem Schreibzeug, ein Armleuchter. Zwei Fauteuils.

Während des Aktes mehrmals Aufleuchten fernen Brandes, das zum Schluß stärker wird

Erster Auftritt

Marquise von Merteuil kommt von innen und tritt zwischen die Türflügel. Gleich darauf Victoire

Marquise. Victoire!

Victoire (kommt rechts aus dem Park mit einem Stiederbusch).

Gnädige Frau?

Marquise.

Mir war, als ob

es eben von St. Roche herüber neun schlug.

Victoire. Jawohl, gnädige Frau, neun Uhr.

Marquise.

Und noch

kein Wagen auf der Straße?

Victoire.

Nichts. Ich war

bei den Holunderbüschen am Kiosk,

wo man die Pferde schon von weitem hört.

Ganz klein und deutlich kommt der Lärm herüber der aufgeregten Stadt wie gestern abend.

Noch etwas stärker, dünkt mich. Doch die Straße lag still im Dunkel ohne jeden Laut.

Marquise. Es ist bewölkt und schwül. Kein Stern ist mehr zu sehn [über den Wipfeln der Kastanien.

Tröpfelt es nicht?] Es kann Gewitter kommen. — —

[Laß Tisch und Stühle draußen noch, doch schließe
im Porzellansaal Gartentür und Fenster!]

Victoire. Sofort, gnädige Frau.]

Marquise. Hat Jean den Hector
hereingelassen und das Polster ihm
ins Vestibül gelegt?

Victoire. Er ging vorhin
die Tazushecke mit dem Hund entlang
und sah die Gittertüre nach. Ich weiß
nicht, ob er schon zurück ist.

Marquise. Er soll satteln.
Er wird vielleicht noch reiten müssen.

Victoire (will ab).

Marquise. Warte!

Victoire. Gnädige Frau?

Marquise. Was hältst du von dem Handel
mit dem Herrn Danceny?

Victoire. [Ich, gnädige Frau?

Marquise. Ja, du. Ich scherze nicht, du sollst mir sagen,
was du über den Ritter denkst.]

Victoire. Weil er
heut ausgeblieben?

Marquise. Ja, was ist der Grund,
daß er zwei Stunden auf sich warten läßt!

Victoire (zuckt die Achseln).
[Was soll?

Marquise. Verstell' dich nicht. Ich weiß, daß du
beobachtest, bemerkst. Seit einigen Tagen
erhöre ich den Ritter. Du hast uns
bedient. Du warst der Bote zwischen mir
und ihm. Du solltest ihn wohl kennen jetzt.]

Victoire. Mir ist nichts aufgefallen. Das nur weiß ich,
daß er Sie maßlos liebt. Mehr noch: begehrt.
[Er ist trunken und taumelnd, sieht nicht, hört nicht.
Sein Blick durchglänzt die Dinge. Und ist doch blind,

weil lauter lüsterne Bilder vor ihm stehn.

Ein goldner Fant!

Marquise (freundlich drohend).

Mach' ihn nicht lächerlich!

Du schilderst seine Jugend. Sie beweist nicht,
daß er gerade mich liebt, für Cécile
glüht' er wohl minder nicht und — wechselte schnell.

Victoire. Cécile gehörte nur sein Herz. Doch Ihnen
gehören seine Sinne, gnädige Frau.

Marquise. Victoire, du scheinst mir manchmal fast zu klug.

Victoire. Ich seh' es noch, wie er die Antwort schrieb,
als ich zum zweitenmal ihn herbestellte.

Er sprang während des Schreibens mehrmals auf,
lief hin und her mit leuchtendem Gesicht
und stürzte wieder an den Schreibtisch, grub
den Kopf in seine Hand und warf dann Worte
wie Sand auf das Papier, hielt plötzlich inne,
wandte sich um zu mir und ließ sich alles,
was Sie gesagt, von neuem wiederholen.

Er war verliebt, wie ich noch keinen sah.]

Marquise. Nur um so rätselhafter ist's, daß er
nicht kommt.

Victoire. Könnt' es nicht möglich sein — ?

Marquise.

[Was meinst du?]

Victoire. Daß man ihm eine Falle stellte oder
daß jemand ihn gefordert hat —

Marquise.

[Wer sollte —

Victoire (schnell). Vielleicht hat jemand ihn beredet, Sie
verleumdet, gnädige Frau. — Der Chevalier
glaubte der einzige zu sein, den Sie
erhören —

Marquise. Ist er's nicht? — Wer aber, meinst du,
konnte dies alles tun? [Wer fordern ihn?
wer ihn bereden und ihm Fallen stellen?]

Victoire. Ich weiß nicht, gnädige Frau.

Marquise. So denke nach!

Victoire. Als Herr von Belleruche Sie zu besuchen —

Marquise. Es ist nicht wahr, daß du an Belleruche oder Lagrange denkst oder deren einen.

[Hast du vielleicht jemand benachrichtigt von diesem Stelldichein?

Victoire. Gnädige Frau
tun unrecht mir und kränken mich.

Marquise. Gut also!

Jetzt aber sage schnell, auf wen du rätst.]

Ich will Bestätigung dessen, was ich denke,
aus deinem Munde, eh' Jean reiten soll.

Victoire. Was wollen Sie, gnädige Frau?

Marquise. Das kümmert
dich nichts. Den Namen sage!

Victoire (blaß). Der Vicomte
von Valmont!

Marquise. Er, jawohl! du würdest es
nicht sagen, wärst du fest nicht überzeugt?

Victoire. [Gewiß nicht! Aber wenn er's tat, so tat er's
aus übergroßer Liebe —

Marquise. Wiederhole!] (Sie setzt sich zu schreiben.)

Du glaubst nicht, daß hier Zufall spielt und Krankheit.

Du glaubst wie ich an böse Absicht, die
sich öfter jetzt bekunden wird. Und glaubst,
daß der Vicomte von Valmont, er allein — ?

Victoire. Ja, er.

Marquise. Ich möchte mich nicht irren, [weist du,
denn das, was jetzt geschehen muß —]

Victoire. O mein Gott!
Gnädige Frau!

Marquise. Rufe sofort den Jean!

Victoire. Sofort! — Eben kommt Beaudouin. (Ab.)

Zweiter Auftritt

Marquise von Merteuil. Beaudouin, mit verbundener Stirn, tritt auf

Marquise. Was ist?

Wo kommt Ihr her? Was ist? Wie seht Ihr aus?

Beaudouin. Zerkratzt ein wenig. Euer Gnaden Dienst ist nicht ganz ungefährlich.

Marquise. Haben Euch
die Straßenhelden — —?

Beaudouin (breit). Nein. Die tun mir nichts.

Marquise. Wer also?

Beaudouin. 's ist ein ritterlicher Hieb.

Ich ließ den Herrn Vicomte nicht aus den Augen
den ganzen Tag, wie Ihr befahlt. Er war
Stunden allein zu Haus. [Dann ritt er aus.

Dann, in der Dämmerung, schickt' er Azolân
mit einem Briefe fort. Ich glaube an
den Ritter Danceny; doch weiß ich's nicht.

Dann war ich nachlässig im Dienst —

Marquise. Wieso?

Beaudouin. Weil ich nicht merkte, daß er in der Dämmerung
verkleidet wegging. Erst als er zurückkam,
erkannt' ich es. Ich weiß nicht, wo er war.]

Spät aber ging er noch mit Azolân
zum Garten Frau von Tourvels. [Ich folgt' ihm
erst ferne. Aber] weil Gedränge war,
Volkslärm und Reden, mußte ich nah heran,
um ihn nicht zu verlieren. [Hatt' er mich
vorher bemerkt schon oder] hielt er mich
für einen Jakobiner — und die haßt er —
genug, er wandte plötzlich sich und stieß mich
so in die Rippen, daß ich taumelte.

Ein Wutgeheul erhob sich. Einer traf
ihn mit dem Dolch am Unterarm. Er schlug
mit der beringten Faust zurück, daß mir

das Blut ins Auge floß und ich nicht mehr
sah, wie es ging —

Marquise. Wie sagst du: einer traf?

Beaudouin. Nun ja, ich war es selbst und wünschte wohl,
ich hätte besser ihn getroffen.

Marquise. Wolltest
ihn morden?

Beaudouin. Ja.

Marquise. Wer hieß dich das?

Beaudouin. Ich tue
nicht alles auf Geheiß nur, Euer Gnaden —

Marquise. Vielleicht brauch' ich noch einmal deinen Arm.
Doch müßtest du geschickter sein.

Beaudouin. Hätt' er
mich nicht zuerst gestoßen, Euer Gnaden,
im nächsten Augenblick saß ihm's im Rücken.

Marquise. Hast du dann den Vicomte nicht mehr gesehen?
Ging er ins Haus der Frau von Tourvel?

Beaudouin. Ja.

Ich glaube, ja. [Ich sah nicht klar. Sein Diener,
der Azolân, ein Nasensuß, der hatte
die Gartentür schon in der Hand, eh' noch
der Schlag mich traf. Der zog ihn wohl hinein. —]
Nach ein paar Stunden, als man mich vernäht,
[ging ich von neuem hin und wartete.]
Da hört' ich Lärm im Haus und Laufen. Und
sie sagten: Frau von Tourvel starb.

Marquise (auffahrend). Starb?

Beaudouin. Ja.

Marquise. [Und der Vicomte war bei ihr?

Beaudouin. Da nicht mehr.

Doch vorher sicher. Das bezweifel' ich nicht.]

Marquise (gibt ihm Geld).

Dein Wunsch rückt der Erfüllung näher. Geh!

Geh jetzt. Schick' mir den Jean her! (Sie schreibt hastig, siegelt.)

Beaudouin. Gute Nacht! (Ab.)

Dritter Auftritt

Marquise von Merteuil. Victoire. Später Jean
Victoire. Nun war es doch nicht der Vicomte, der heut
Ihnen den Willen kreuzte —

Marquise (schreibend). Nein, er war's nicht.
Ein größerer war's: der Tod.

Victoire. Und doch
den Brief?

Marquise. Ja, doch den Brief! Denn nun ist Schutz
vielleicht noch nötiger. Der Chevalier
muß alles wissen. —

Jean (kommt).

Marquise. Dieser Brief hier, Jean — (Sie sieht auf.)
[Jean, du wirst nachlässig.

Jean. Verzeihen Sie mir!

Marquise. Du weißt schon, was ich meine. Neulich hast du
den Kavalier nicht aufmerksam bedient.

Und deine Miene war unfreundlich. Sei
nicht unbeherrscht! Nimm dich zusammen, hörst du?!

Jean. Ich will's versuchen, gnädige Frau.

Marquise. Der Brief]
muß an den Chevalier von Danceny.

Du treibst das Pferd, so sehr du kannst. Du mußt
den Ritter finden, und in weniger
als einer halben Stunde. [Dringend ist
der Auftrag. Hörst du?] Mußt ihn finden!

Jean. Wart' ich auf Antwort?

Marquise. Nein, der Ritter wird
dir auf dem Fuße folgen. Schnell!

Jean. Ich eile. (Ab.)

Marquise. [Ich warf ihm vieles hin und doch nicht alles.]
Das andre mündlich! Schließe
die Türen und die Läden!

Victoire. Mich befällt
Furcht, gnädige Frau. Wir sind allein. — Und heut.
Ich höre jemand durch den Garten gehn.

Marquise. Still! – Ja – es ist ein Schritt.

Hole Hektor her!

Halt! Nein. Ich kenne diesen Schritt. – – – Wohlan! –

Victoire (sieht Valmont und geht ab).

Vierter Auftritt

Marquise von Merteuil. Valmont

Valmont (kommt durch den Garten).

Marquise.

Ah, Sie, Vicomte? Ihr Schritt hat mich erschreckt!

Valmont. So trog mich meine Ahnung nicht. Sie sind noch immer hier. Daß mein Gedanke doch so sehr viel schneller ist als Ihre Botschaft!

Marquise. Ja, ich bin nicht gereist. Doch Sie, Vicomte, sind indiscret, zu kommen, eh' ich schrieb.

Valmont. Bedenken Sie.

Marquise. Sie mußten meinen Worten vertraun und warten, bis die Botschaft kam!

Valmont. [Selbst wo der Augenblick beweist, daß dies Vertrauen falsch gewesen wäre?

Marquise. Ja.

Das ändert nichts.]

Valmont. Ich traute Ihrem Wort.

Ich wußte, Sie sind fort. [Mich trieb die Sehnsucht her in den Park, in dessen Blättergängen ich Reizendes erlebt.] Ich wollte hier an Sie und an die schönen Nächte denken.

Marquise. Auch das war unrecht. Denn Sie mußten doch die Möglichkeit annehmen, ich sei hier.

Valmont. So? Mußt' ich das?

Marquise. Ja. Und die andere auch, daß ich hier nicht allein sei.

Valmont. Daran hab' ich gar nicht gedacht. – Gab mir das Glück nicht recht? Sie sind allein.

Marquise. Ich bin es, ja. — Habt Ihr so schnell, Vicomte, getan, was Ihr verhielt, daß Ihr schon heute wiederkommen könnt? Habt Ihr den Brief —?

Valmont. Er ist bestellt, Marquise.

Marquise. Wie, Valmont? Sie sind hassenswert.

Valmont. Für andere und um Ihetwillen ja!

Marquise. Nein, mir auch. Sie beleidigen mein Geschlecht.

Valmont. [Wie Ihr das meine. Darin, glaub' ich, liegt unsrer Liebe Sinn.]

Marquise. Ja, er ist Haß!

Valmont. Das schützt sie vor Sentimentalität.]

Marquise. Sie gaben meinen Brief —? (Valmont nickt.)
Sie übertreffen

meine Erwartungen. Erzählen Sie!

Valmont. Was ist noch zu erzählen? Haben Sie nicht Phantasie genug, das Fehlende selbst zu ergänzen?

Marquise. Ja, doch möcht' ich's hören. Der Phantasie, der leicht gefälligen Zeugin, trau' ich nicht gern. Sie lügt. Sie dichtet. Ihre Erfindungen sind sinnvoll. Sinnlos aber ist Leben. [Darum täuscht uns immer wieder die Phantasie mit ihrem Spiel. Sie lügt wohl einmal besser als die Wirklichkeit; doch nie erfindet sie so wie der Zufall.] Nie hat mich eines Menschen Phantasie noch überrascht. Der Zufall oft. [Wir kennen nicht sein Gesetz und Kräftespiel.] Ich will mir nichts ergänzen müssen. Ich will hören.

Valmont. So warten Sie!

Marquise. Was heißt das?

Valmont.
ich nichts.

Noch erfuhr

Marquise. Nichts? So? So – wirklich –?

Valmont.

[Haben Sie

in der Gerichtsgemeinde Ihres Schlosses
nie einen peinlichen Prozeß gehört
und es beobachtet, wie der Verbrecher
das Todesurteil aufnahm?

Marquise.

Ja, das hab' ich.

Sie schätzen sich hoch ein, Vicomte, wenn Sie
den Abbruch des Verhältnisses mit Ihnen
gleichsetzen einem Todesurteil.

Valmont.

Sei's!

Sie sollen nur verstehen, was ich meine.

Ich sah das oft. Ich hatte erst gedacht,
das Wort des Todesurteils müsse töten,
einschlagend wie ein Blitz. Doch es ist anders.

Ich sah fast nie besondere Bewegung
in dem Verurteilten. Sie nehmen's alle
gefaßt entgegen. Denn es ist ein Wort
für sie, ein inhaltsloses. Doch das Wort,
das wartet wie der Henker. Steht bereit
und unentrinnbar da. Es wartet, wartet
auf einen Zugang in die Seele. Das
Gefühl umkreist es, fern erst, näher dann,
noch näher, streift daran empor. Und plötzlich
an einem hinschleichenden Nachmittage
oder in stiller Nacht bricht es herein.

Jetzt weiß der Eingeschlossene, was es heißt:

Die Zeit rinnt unaufhaltsam, eine Neige,
dem Ende zu; und einer dieser Morgen
ist tag- und abendlos für ihn. Jetzt schlägt ihm
das Herz bis in den Hals. Der Magen wirft
die fürchterlichen Speisen wieder aus,
die dieses Lebensgrauen nähren. Und

sein Hirn empfängt den dumpfen Schlag des Wortes,
das nicht mehr hallt, nur noch Gedanke ist. –

Dies sah ich nie. Doch glaub' ich, Phantasie

ergänzt nicht immer schlecht. — Und wer vor Liebe ohnmächtig wird — lächelt, spricht man von Abschied.
Marquise. Wie Ihre Eitelkeit doch alle Dinge zu Ihren Gunsten deutet. So, daß Sie sich nicht noch einmal überzeugt, wie Ihres Abschieds Wirkung später war?

Valmont. Ich wollte nicht.

Marquise. Weil Sie Enttäuschung fürchteten. Sie malen sich die Schmerzen Ihrer Dame befriedigt aus in Ihrer Phantasie. Wer weiß, ob die Gefäßtheit der Frau Präsidentin nicht einfach zeigt, daß sie's nicht tragisch nahm.

Valmont. Ich wünscht', es wäre so. —] Nun, dächt' ich, ist unser Vertrag erfüllt, Toinette! Was Ihr verlangtet, ist geschehn. Es ist an Euch, zu tun, was Ihr verspricht.

Marquise. So hatt' ich es von Euch erwartet. Immer wollt Ihr uns durch Schwüre binden, Rechte und Versprechen. Statt unser Herz zu nehmen — unser Wort! [statt frei dem Augenblick zu traun — kommt Ihr mit einem Schuldschein, um zu lieben! Götter! Und wer den Schuldschein hat, braucht nicht zu warten auf eine Stunde Glück. Er hat den Schein. (Sie lacht.) Doch günstig ist der Zufall auch. Wir finden uns hier allein in meinem Freudenschloßchen in stiller schwüler Nacht. Was soll uns da im Wege stehn? Das wollten Sie doch sagen.

Valmont. Ja, warum nicht?]

Marquise. Gestehen Sie, Vicomte, das eine: sind Sie so zufrieden mit dem Abenteuer, das Sie mir verdanken, daß es Sie drängt, die Hände in ein neues schon zu verstricken? Denn Sie wissen doch: jetzt zwischen uns das wird ein neues Spiel, nicht eine Wiederholung alter Dinge.

Valmont. Jawohl, Marquise! Neu wird unser Spiel!

Marquise. Und dazu, wissen Sie, ist eins noch nötig,

da Sie ja auf Vertrag bestehn. Es sollte
so lange zwischen uns nichts sein, bis keine
andere Frau in Ihrem Herzen wäre.

Prüfen Sie sich genau, Vicomte, ob Frau
von Tourvel tot ist für Ihr Herz.

Valmont. Ich würde
sie jeden Tag von neuem opfern.

Marquise. Ja —
das sagt sich leicht.

Valmont. Ich will es tun. Ich werde
sie morgen schon zum Schein versöhnen, dann —

Marquise. Genug, Valmont, jetzt ist es klar.

Valmont. Ich hoff' es!

Marquise. Freund, halten Sie mich für so ungeschickt,
[wie Sie es sind — der Sie mir eben hier
von neuem Ihre Liebe eingestehn

für Frau von Tourvel — für so ungeschickt?

Sie glauben, daß mein Brief noch einmal wieder
die Möglichkeit frei ließe zur Versöhnung?

daß Frau von Tourvel noch verzeihen würde?]

Glauben Sie mir, Vicomte, wenn eine Frau

je nach dem Herzen einer anderen stößt,

trifft sie ihr Ziel. Ich schrieb den Abschiedsbrief,

um Haß zu säen und Tod. [Ich dachte dran,

daß Sie mir diese Frau für Augenblicke

vorzogen und mich tiefer stellten als

die Unbekannte. Gut.] Ich lenkte Sie

und Ihre willenlose Hand. [Wenn ich

in meiner Rache irrte, mögen Sie

Ihr Liebchen, das Sie marterten,

zurückgewinnen. Ich gestatt' es gern.

Im Ernst, Vicomte! Welch frechen Vorschlag wagen

Sie mir zu machen! Mir! Ich warne Sie.

Sie — lieben diese Frau. Nicht rein und gut,

nein freilich nicht! zynisch und wild und roh,
so wie Sie eben lieben können. Aber
Sie lieben sie. Selbst wenn Sie sie beschimpfen!
Und wissen's nicht. Sie waren stets der Sklave
oder Tyrann der Frauen. Nun wollen Sie
zwei Frauen: mich und Frau von Tourvel. Bravo!
Sie ist die Auserwählte Ihres Herzens,
ich Ihres Kopfs und Ihrer Sinne. Bravo!
Und beide wären wir betrogen. — Nein,
so ist die Absicht nicht.] Ich will gestehen,
daß dieser neueste Triumph mich mehr
als alle früheren freut. Nicht, weil ich siegte
über die Frau, die mich gekränkt! Weil ich
gesiegt hab' über Sie und Ihre Liebe,
vielleicht die erste Liebe Ihres Lebens,
die nutzlos meiner Laune ward geopfert.
Valmont. Wenig, Marquise! Gut. Ich bin ertappt,
erwischt wie ein Schulbube. [Und Sie haben
mir eine Liebe nachgewiesen. Wahrlich
die Freude laß ich Ihnen.]

Marquise. Das war mir
im ersten Augenblicke klar, Sie würden
nie diese Liebe eingestehn. Sie würden
sie bis zum letzten Atemzug verleugnen.
So fordert's Ihre Eitelkeit. Sie sind
zu stolz zu lieben. So wie ich es bin.
[Sie aber lieben heimlich doch und machen
sich selber Dunst vor, blenden sich so tückisch,
daß Ihre Eitelkeit die Liebe mordet!
Und eigensinnig leugnen Sie das Klarste]

Valmont. Wie lächerlich ist das, wie ungerecht
ist alles, was Sie sagen! Wär' es so,
ich liebte Frau von Tourvel, zöge sie
selbst Ihnen vor, wie töricht wäre dann
doch alles, was ich tue.

Marquise. Ist auch töricht.

Deshalb zerstört' ich eigner Hand mein Glück?

Weil oft der Wille etwas Altgeplantes ausführt, wenn's nicht mehr paßt. Weil Sie auf mich so eifersüchtig sind, daß Sie mich niemand je gönnen würden. Weil Sie jetzt vor mir getürmte Hindernisse sehn, an denen Ihr Stolz und Ihre Eitelkeit sich brechen, die Ihnen höher stehn als Ihre Liebe!] Habe ich recht, Vicomte?

Allein Sie haben recht, daß Liebe sich nicht an Verträge und Versprechen bindet.

Marquise. Valmont, halt!

Wir können nichts als warten, bis ein Tag uns wieder einen wird. [Oh, mein Gefühl!

Es kann nicht los von ihm, will ihm vereint sein.

223

Valmont. Die Stunde wird nie kommen, Antoinette!
Warten? Das Leben ist zu kurz und ist
so sonderen Zufällen ausgesetzt.]
Ich warte nicht. Ich kam nicht dazu her,
dich zu erringen — nur dich zu besiegen.
Klug hieltest du dich. Doch zu klug, Toinette!
Du kommst von mir nicht los, so sagst du selbst.
Ich aber kann von dir. Du bist besiegt.
Ich gehe zu Frau von Tourvel. Warum lachst du?

Marquise. Weil Frau von Tourvel dir verloren ist.

Valmont. Irre dich nicht!

Marquise. Gewiß nicht. Sie wird ganz
gewiß dich nicht erhören . . . sie ist tot.
[Und deine Eitelkeit hat recht behalten.]

Valmont. — — — — —

Marquise. Ist tot durch deinen Brief. Du mußt die Kraft
der armen Frauen, die dich lieben, Valmont,
nicht überschätzen. Manches ist zu viel.

Valmont. Du lügst.

Marquise. Es sollte
doch deiner Eigenliebe schmeicheln, Valmont!
Bei Gott! Ich lüge nicht.

Valmont. Was weißt du? Sprich!
Gab sie sich selbst — ?

Marquise. Was zeigt wohl größere Liebe:
wenn sie sich tötete, weil ihr Gedanke
nicht leben wollte ohne dich — Gedanken
sind voller Irrtum — oder wenn sie plötzlich
versiegte, nur das Leben nicht mehr aufstieg
in ihr — ein armer abgegrabener Quell?
Was schmeichelte dir mehr? Beides ist schön.
[Du wirst sie nun nach mir nicht mehr umarmen.
Ihr Bild, wenn es dir auftaucht, wird dir Schuld,
nicht Glück sein, Valmont, wird dich rühren, wird
dich quälen, wird dich ängstigen und immer

dabei dich küssen und dir Gutes tun.

Das wird dich martern, weil du sie getötet —
so wundenlos und doch so furchtbar grausam.]

Wer siegte nun: Du oder ich? Ich könnte
von dir nicht los? Mein Freund, die Stunde ist da,
die mich auf lange von dir trennen wird.

Der Chevalier weiß, daß du seine Schwester
verführt hast und vernichtet. Glaubst du nicht,
es wird auf Tod und Leben gehn? [Und selbst
der Überlebende wird fliehen müssen?]

Du wirst mir deine Anerkennung nicht
versagen können. Wer hat nun gesiegt?

Valmont. Gut! Du warst vorbedacht. Ich war's nicht
und denk' es dir zu zeigen. [minder

Marquise. Wenn dir Zeit bleibt!

Valmont. Vielleicht nicht! Das kann sein. — Wahrhaftig
Du steigst im Preis. Du bist die Einzige wieder. [ja!

Glaubst du, ich ließe andern dich? Nicht mehr!

So heiße Feindschaft ist mehr wert als Liebe!

Du liebst Gewalt. Du sollst sie finden. Schnell!

Marquise.

Was willst du?

Valmont. Auf mein Pferd! Wir müssen fort!
(Packt sie an, Marquise schreit.)

Was wehrst du dich noch, Weib? Ich bin dein Herr.

[Jetzt will ich dich besitzen durch Gewalt,
nicht mehr durch Klugheit, List und durch Gefühle.

Durch meine Faust und meinen Arm —

Marquise. Halt ein!

Zerr' mich nicht so! Ich will dir folgen, will —

Valmont. Jetzt sollst du meine Sklavin sein. Ich aber,
ich will dich lieben, wie ich nie geliebt,
mit lauter Todhaß und zuletzt den Dolch
in deine weiße Kehle stoßen.

Marquise. So

ersehnt' ich mir den Mann. Der Tod wäre Lust —

Valmont. Die Pferde, Azolân! Hierher!

Marquise (die den über die Terrasse kommenden Danceny bemerkt).

Zu Hilfe!

Fünfter Auftritt

Die Vorigen. Danceny. Später Azolân

Danceny. Zurück, Vicomte! Ich schütze die Marquise.

Marquise (taumelt noch). Ich danke Ihnen, Chevalier. Mein erreichte Sie zur Zeit. Ich danke Ihnen. [Brief

Danceny. Was Sie mir, Frau Marquise, mündlich noch verheißen haben, hab' ich schriftlich schon vom Herrn Vicomte von Valmont.

Valmont (schneidend scharf). Sind Sie bereit, Herr Chevalier?

Danceny. Ich bin's, Vicomte.

Valmont. He, Azolân!

Azolân (tritt auf). Befehlen, Euer Gnaden?

Valmont.

Den Leuchter! Stell' dich auf die Stufen! Dorthin!

Azolân (zu Danceny). Gott! Beten Sie! Mit seinem Degen ist heut nicht zu spaßen.

Valmont. Abstand!

Danceny. Ist geschehen!

Marquise. Halten Sie ein! Ich will kein Unglück, will kein Blut. Sie sind betrogen beide. Sind von mir betrogen.

Danceny. Frau Marquise, wir fechten nicht Ihretwegen.

Valmont. Dieser Kampf dreht sich um eine Tote. Nicht um dich.

Danceny. Also!

Valmont. Noch eins! Der Zweikampf soll nicht enden, eh' einer von uns beiden liegt. Sind Sie's zufrieden?

Danceny. Solches Wort's bedurft' es nicht. —

Valmont (nimmt ein Briefbündel aus der Brust).

[Dies Päckchen könnte Ihren Degen hindern.

Ich geb' es dem. (Gibt es Azolán.) Fall' ich, so nehmen Sie's.

Marquise. Nein! Es sind meine Briefe. Und sie fallen an mich zurück.

Valmont (zu Danceny).

Sie werden sie behalten.

Versprechen Sie mir's! (Danceny schweigt.) Eher fecht' ich

Danceny. Gut denn! Beginnen wir! [nicht.

Valmont (zu Azolán).

Die Lichter hoch!

(Fechtergruß, einige Gänge.)

Ich brauche mich des Schülers nicht zu schämen.

(Sie fechten; Pause.)

Ihr wart gestreckt, wenn Ihr nicht die Parade anwandtet, die ich Euch gelehrt.

Danceny.

Ich werde

sie heute nicht mehr brauchen. Darauf, Herr, mein Wort!

Valmont. Braucht sie nur immerhin!

(Macht scharfen Affaut, Danceny pariert.)

Marquise.

Genug!

Valmont. Vielleicht! Halt einen Augenblick! Her mit dem Licht!

(Azolán tritt heran; Valmont läßt den Degen fallen, den Danceny aufhebt, und bringt seine Spitzenmanschette an die Lippen.)

Ich glaube, Chevalier, die Frau

Marquise hat recht. Es wird nicht nötig sein, daß wir noch weiter fechten.

Danceny (ihm den Degen hinhaltend).

Ihre Meinung,

Vicomte, vorhin war anders. Dieser Zweikampf sollte nicht eher enden als — entschieden.

Valmont. Er ist entschieden.

Azolán.

[Mein gnädiger Herr

hat blutigen Schaum am Munde.]

Euer Degen

durchbohrte mir die Lunge. (Atemt mühsam und taumelt.)

[Gnädige Frau,

ich bitte Wasser —

(Legt Valmont vorn unter einem Laubwipfel zu Boden.)

Hier ist Wasser. (Zu Danceny.) Sind

Sie unverletzt?

Danceny (zu Azolân).

Rufen Sie schnell den Wundarzt her!

(Azolân gibt Dancenn die Briefe, die dieser einsteckt, dann rasch ab.)

Balinont,

die Hand! Versündige ich mich, wird sie mir vergeben. Denn sie starb in Liebe. —

[Sein Sie

großmütiger als ich! Von Leidenschaft

war stets mein Blick umdunkelt und umglüht.]

Geben Sie mir die Hand nicht! Ich habe mich

dazu verurteilt: Nennen Sie es Laune!

Es wird mir schwerer, als Sie denken. (Hustet und sinkt zurück.)

Dancen (steht stumm vor Valmont, wendet sich dann).

Schnell!

Sie sind jetzt in Gefahr, Herr Chevalier.

Sie müssen fliehen. Der Vicomte hat Freunde.

[Sowie es ruchbar ist, daß Sie ihn töteten,

sind Sie verloren. Fliehen müssen Sie.]

Lassen Sie mich Sie schützen. [Kommen Sie

auf mein verborgenes Landgut in Provence!

Dort sucht Sie niemand.] Heute nacht noch fahren

Sie ab. Ich folge morgen nach —

Leben Sie wohl!

Und sorgen Sie für den Verwundeten!

(Ab nach der Partseite.)

Valmont. Vorbei, Marquise! Es ist aus mit uns.

Es geht nun seinen Weg.

Marquise. Stirb nicht! Was stießest
du auch so schlecht? Als ich dem Ritter schrieb,
da dacht' ich, daß du ihn erstechen würdest
und durch das Blut, das meinethwegen floß,
mich wieder lieben, und wir würden fliehn —
(Sie beschäftigt sich mit ihm.)

Valmont. Fliehn? Aus dem dunklen Blätterwipfel, der mich einschließt und erstickt? — — Ein wenig Blut — — (Stirbt. Danceny mit Cécile, die außer Atem, von rechts. Marquise sofort auf, den beiden entgegen.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Danceny, Lucile

Danceny. Sie sind es, Fräulein von Volanges?

Cécile. [Ist niemand
mehr hinter mir? Ich höre Schritte —

Danceny. Nichts.]

Marquise. Was ist, Cécile? Wie siehst du aus?

Écile. [Ich kann
kaum mehr.]

Marquise. Wer folgt dir?

Écile. Hörst du etwas? Hat er mich in den Park verfolgt?

Marquise. So sprich doch, wer?

Cécile. Einer von ihnen, der am nächsten immer mir blieb, wie ich durch sie hindurchslog — war es der Flötenspieler nicht von deinem Fest?

Ich weiß es nicht. Doch glaube ich, er war's!

Dance n. Er und noch mehrere?

Cécile. [Ja. Ja. Der Aufruhr.]

Wißt ihr's denn nicht? Der Aufruhr. Am Faubourg sperren sie die Straße und schreien, der König sei gefangen. Einer stand auf einem Wagen.

Ich hörte, wie er schrie: „Wehrt euch, ihr Bürger!“

Ein anderer rief: „Seht das Komteßchen da!“

230

Marquise. Was wollt ihr?

Beaudouin. Dich. Er hat dich mir vermacht.

Komm her! Denn du gehörst jetzt mir!

Marquise. Dir? Nein!

(Sie zieht den Dolch, sich zu erstechen; die Sansculotten umringen sie.)

Beaudouin (lacht wild auf).

Vorhang



Die Feinde
Schauspiel in vier Aufzügen

Personen

Rat Schröder, Gutsherr
Marie, seine Tochter
Helene, seine Nichte
von Schmettau, preußischer Leutnant
Ein Geldweibel
Ein Emissär
Wimpfen, französischer Oberst
de Beaulieu, sein Adjutant
Sein Bursche
Eine französische Ordonnanz
Assessor Robert Elsholz, Helenens Bräutigam
Franz, Kutscher

Einige französische Soldaten, einige Freischärler, Dienstboten.

Das Stück spielt zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, während
der Kriege Napoleons, auf einem Gut in Deutschland.

Die Szene ist im ersten und dritten Aufzug das Wohnzimmer des Herren=
hauses, im zweiten und vierten das Zimmer des Obersten im zum Gut
gehörigen Forsthaufe. Beide Zimmer einfach und behaglich; Ausblick
in Flur und andere Zimmer

Erster Aufzug

Eßzimmer, Nachmittag. R a t, M a r i e, H e l e n e

R a t (am Fenster). Immer diese marschierenden Kolonnen! Wagen an Wagen, Geschütze, dann wieder Reiterei und die endlosen Züge des Fußvolks. Und immer zurück, immer zurück!

H e l e n e. Ich möchte mich ihnen entgegenwerfen und sie aufhalten, daß sie wieder an den Feind müßten.

R a t. Glaubst du, sie marschieren gern rückwärts? Der letzte von ihnen ginge lieber vor als zurück. Hast du nicht die trotzig-schamvollen, verbissenen Gesichter des Jägerbataillons gesehen, das gestern durchkam? Den Leuten war es wahrhaftig keine Kleinigkeit, immer vom Feinde weg zu müssen, immer neue Strecken deutschen Landes preiszugeben. Aber sie müssen, sie dürfen nicht murren. Das Oberkommando muß wissen, was nottut.

M a r i e. Da wird wohl unsere Einquartierung auch bald aufbrechen?

R a t. Und das möchtest du nicht gern?

M a r i e. Ach, Vater —

R a t. Liebes Kind! Liebes, liebes Kind!

M a r i e (verbirgt den Kopf an seiner Brust).

R a t. Was du dem Kriege verdankst, entführt er dir wieder.

H e l e n e. Es ist mir so seltsam, Marie, daß du jetzt an Liebe denken kannst, daß du im Manne jetzt etwas anderes siehst als den Kämpfer fürs Vaterland, als den Befreier vom Joch, das auf uns lastet!

[M a r i e. Soll man die Tapferen nicht gerade lieben? Und ist der Mann, den ich liebe, nicht ein Kämpfer? Ist er nicht schon schwer verwundet gewesen?]

R a t. Tu ihr nicht weh, Helene! Sie ist nicht so hart und stark wie du! Es ist gut, daß es Menschen gibt, die immer liebevoll sind, die selbst in schwerer Zeit nur von ihrem Herzen geführt werden.

M a r i e. Du hast gut reden, Helene! Deinen Bräutigam hast du in Sicherheit. Er braucht ja nicht in den Krieg.

Helene (erregt). Du weißt wohl, wie sehr ich das beklage, wie unglücklich ich darüber bin! Wie sehr ich wünschte, er könnte, dürste kämpfen! Wer weiß, ich würde vielleicht auch friedlich und liebevoll sein wie du, wenn er im Kriege wäre.

[*Rutscher Franz* (tritt auf). Herr Rat!

Rat. Was ist?

Franz. Herr Rat, es wird Lust! Es wird, Gott sei Dank, nun ein wenig Lust bei uns, drüben und in den Wirtschaftsgebäuden. Unsere Garnison zieht ab.

Marie. Wann?

Franz. Ja, schnell, gnädiges Fräulein! Ganz eilig bereiten sie den Abmarsch vor. Es war aber auch lange genug. Hätte bald nicht mehr gewußt, womit die Pferde füttern. Und was der Verwalter sagt — mit dem Essen für die Menschen hätte es auch nicht mehr lange gereicht, wenn wir nicht nachher alle verhungern wollten. 's ist gut, daß sie abziehen, wenn es schließlich auch recht kommode Leute waren.

Rat. Glaubst du denn, Franz, weil unsere braven Schlesier weggehen, wir werden nun sehr lange allein bleiben, unsere Vorratskammern wieder fein zuschließen können und einen behaglichen Winter haben? Wir werden wohl bald andere Garnison bekommen — und vielleicht weniger angenehme.

Helene. Was meinen Sie, Herr Oheim?

Marie. Was, Vater? Du machst ein so besorgtes Gesicht —

Rat. Nun, es könnten ja auch welche kommen, die — französisch sprechen!

Helene. Das wolle Gott nicht!

Marie. Steht es denn so schlecht mit den Unfern?

Rat. Du siehst ja, daß sie auf dem Rückzuge sind. Was der zu bedeuten hat, das können wir nicht wissen. Aber, daß hier ein ganzer Heeresflügel zurückschwenkt, das ist doch zu erkennen. Solche Truppenmengen, und alle in einer und derselben Richtung, sind während des ganzen Krieges hier noch nicht durchgekommen. Angstige dich nicht, Marie! Wollen

mutig weiter hoffen. Aber das ist auch sicher, daß hinter einem solchen Rückmarsch drein einmal nichts kommt — na, und dann werden wohl die Franzosen kommen, vielleicht sehr rasch. Und dann werden sie sich natürlich ganz wie die Preußen hier bei uns einrichten!

Franz. Im Ernst, Herr Rat? Da sollt' doch — !! Da wollt' ich, weiß Gott, lieber den letzten Sack Hafer an die Pferde der Schlesier verfüttern und lieber selber nichts mehr zu brechen haben, als den Luderkerlen —

Rat. Wäre mir auch lieber! Wenn es auch nicht ganz so leicht ist, wie du dir denkst, das Gar=nichts=mehr=zu=essen=Haben! — Es ist gut, Franz, du kannst gehen!] (Franz ab, Helene leise, ab [nach, hinten.]) Der Leutnant von Schmettau kommt. Also, Marie! Halt 's Herz fest!

Schmettau (tritt auf). Sie wissen schon, Herr Rat — ?

Rat. Ja, ich weiß und hab's mir schon lange gedacht! Wer wird nach Ihnen kommen?

Schmettau. Ja, Herr Rat, Freunde wohl nicht mehr!

Rat. Der Feind!

Schmettau. Wir sind nicht schuld. Wie gern würf' ich mich mit meinen Leuten hier ihm entgegen, um den Heinerhof zu schützen. Ich könnte mir kein besseres Feldgrab denken als hier am Heinerhof. Befehl — kampfslos zurück! Was ist zu tun?!

Rat. Nichts, mein Freund! Wir kennen Sie und wissen, wie Sie's empfinden. Aber denken Sie auch von uns nicht klein. Wir werden auch nicht zagen und verzweifeln. Wir werden Ihrer in Freundschaft denken und immer wissen, wo Sie auch im Kampfe stehen, Sie kämpfen für uns.

Schmettau (drückt Schröder die Hand). Ja, Fräulein Marie, es heißt nun wieder Abschied nehmen. Und das ist nicht leicht. Wir waren ja nicht lange zusammen —

Rat. Und sind uns doch nahegekommen, Herr Leutnant, nicht wahr? Diese schwere Zeit verbindet die Menschen rasch. Auf dieser erschütterten Erde sind fast die Menschen noch das Festeste.

Schmettau. Ich danke Ihnen für dies Wort, Herr Rat. [Ja, die Menschen sind das einzige, woran man sich mit seinem Gefühl noch anklammern kann, da Heimat und Vaterland im Besitz der Freunde oder in steter Gefahr sind.] Die Menschen bleiben treu, bleiben unser, bis zuletzt. Und doch sind wohl die Menschen nie so flüchtig und vergänglich gewesen wie gerade jetzt! — Lieber Herr Rat, darum sollten sie doppelt fest zueinander halten.

Rat. Das wollen sie auch, ehrlich. (Klopft ihm auf die Schulter.)

Schmettau. Fräulein Marie, ich komme auch Ihnen Lebewohl zu sagen. Aber ich möchte so gern die Hoffnung mitnehmen, daß es nicht auf immer ist, daß wir uns in schönerer Zeit wiedersehen — wenn ich sie erlebe.

Marie (Tränen in der Stimme). Ja, Herr von Schmettau, das hoffe auch ich.

Schmettau. Es könnte doch sein, daß man durchkäme, daß man eines Tages wie aus einem furchtbaren Traum erwachte und ringsum unendliche Stille wäre. Ich schelte mich oft über solche Gedanken. Damals, als der Krieg begann und wir hinauszogen, da hätte ich nicht geglaubt, daß sie je während des Krieges kommen würden. Ich hatte mit allem abgeschlossen, ganz, völlig. Nun der Krieg so lange währt, daß er uns ein Gewohntes geworden ist, kommt das ganze Dasein, das Leben mit allen Wünschen und Hoffnungen wieder in uns auf. — — Also, auf Wiedersehen!

Rat. Müssen Sie schon so eilen?

Schmettau. Das Abschiednehmen wird, je länger es dauert, um so schwerer. Da sag' ich mir, in einer Stunde muß doch alles, was dich hier festhält, ganz nur in deiner Seele sein. Eine rasch verfließende Stunde mehr oder weniger, und eine schmerzliche obendrein, tut nicht viel zu den vielen Stunden, die schon hinunter sind.

Marie. Ja, Herr von Schmettau, wenn diese Stunde nur eine Wiederholung ist. Aber sie kann vielleicht auch mehr sein —

Rat. Bleiben Sie doch noch einen Augenblick, bis ich zurückkomme! Ich muß sehen, daß den Leuten noch etwas mitgegeben wird. (Ab.)

Schmettau. [Fräulein Marie, wie deute ich Ihr Wort, daß eine solche Stunde mehr sein kann?

Marie. Vielleicht kann sie menschlichen Beziehungen, die unmerklich entstanden sind, die zwischen Zweifel und Hoffnung schweben, eine neue Gewißheit geben — eine Festigkeit, daß sie sich nie mehr ganz verlieren können —]

Schmettau. Verstehe ich Sie recht, Marie? Muß ich nicht fortgehen, ohne mich mit einem festen, unlösbaren Band für immer hier festzubinden? Marie, darf ich mehr als eine schwankende und unsichere Hoffnung mitnehmen, eine Gewißheit — ?

Marie (gibt ihm die Hand). Ja — ja —

Schmettau. Marie! (Umarmung; sehr innig.) Meine Braut! — —

Rat (kommt zurück).

Schmettau. Herr Rat, Marie und ich —

Rat. Gott segne euch beide und führe euch einst selig zusammen! Lieber Sohn, ich bin ganz frohgemut, ich habe so ein sicheres Gefühl für Sie. (Draußen Signale. Aufhören.) Was ist?

Ein Feldwebel (schnell herein). Herr Leutnant, eben trifft der Befehl ein, daß sofort aufgebrochen werden muß. Noch vor der erst angesetzten Zeit!

Schmettau. Was ist denn?

Feldwebel. Der feindliche Anmarsch ist nahe gemeldet. Und es soll durchaus vermieden werden, daß er die Nachhut auf diesem Flügel in Gefechte verwickelt.

Schmettau. Ich komme. (Feldwebel ab.) Marie —

Marie. Ich begleite dich bis an die Grenze des Guts.

Rat. Leben Sie wohl, lieber Sohn! (Umarmung, Schmettau, Marie ab.) Da geht sie neben ihm an der Spitze seiner Leute —

Helen e (ist leise eingetreten). Onkel, ich sah sie beide hinausgehen. Ich wünsche Ihnen und Marien, daß es zum Glück führt.

Rat. Gott allein weiß es. Ein Augenblick kann jetzt mehr als je alles zertrümmern, was Menschen bauen, Menschen hoffen. Und doch soll man deshalb wohl nicht aufhören, so zu handeln, als wenn alles sicher und fest wäre. Man hätte sich sonst vielleicht einmal Vorwürfe zu machen.

Helene. Ich wünschte, ich wäre an Mariens Stelle. Wie sehne ich mich nach dem tiefen, glückseligen Schmerz, den sie jetzt erlebt, der alles andere auslöscht im Herzen, selbst die Angst um das Vaterland, die Furcht vor dem Tode. Solch ein Augenblick, der wiegt Jahre auf. Glauben Sie mir, Onkel, ich beneide sie — nur um den Schmerz.

Rat. Hast immer solche seltsamen Gedanken, Kind! (Schweigen.) Es ist gut, daß Marie hinausgegangen ist. So können wir rasch einmal von dem sprechen, was Marien vielleicht beängstigen würde.

Helene. Warum halten Sie Marie allem Wichtigen so fern?

Rat. Marie ist nicht stark wie du, Helene. Sie ist zag und weich. Die innige, liebende Seele ihrer verstorbenen Mutter ist in ihr. Sie kann nicht hassen wie du, nur leiden. Ich will nicht, daß sie unnütz leiden und sich quälen soll. (Schweigen.) Hier hab' ich das Flugblatt, das heute morgen auf meinem Tisch gelegen hat als ein Vorbote des anrückenden Feindes. Wie es auf meinen Tisch gekommen ist, will ja niemand im Hause wissen. Hast du es wirklich nicht gebracht?

Helene. Nein, Herr Onkel, ich habe mit dem geheimnisvollen Auftauchen des Blattes nichts zu tun.

Rat. An alle Deutschen in den vom Feinde okkupierten Gebieten wendet es sich. Wenn irgendwo eines dieser Blätter entdeckt wird, wird es uns allen furchtbar schaden, schreckliche Gerichte auf uns herabziehen und gar nichts nützen. (Schüttelt den Kopf.) Mir scheint selbst töricht, was das Blatt verlangt. Alle Franzosen in ihren Quartieren töten, vereinzelte Trupps, Boten und reitende Adjutanten abfangen und so Unordnung in die Befehlsszusammenhänge des Feindes bringen. Was soll das nützen? Die paar Fälle, wo es ge-

lingt, werden durch Hunderte aufgewogen werden, wo man uns ertappt und unsere Dörfer niederbrennt, Schuldige und Unschuldige erschießt. Nein, nein!

Helene. Es erscheint wohl als unüberlegt, wenn man es so verallgemeinern will, wie es das Blatt tut. Auch mein Gefühl sträubt sich dagegen.

Rat. Noch sind sie nicht hier. Wir wollen abwarten und überlegen. Ich werde, so alt ich bin, gewiß auch das Gefährlichste nicht hindern, wenn ich einsehen sollte, daß es getan werden muß.

Helene. Da bin ich mit dir, Onkel. Ganz!

Rat. Aber auch nicht unüberlegt und tollköpfig handeln. — Das Blatt wollen wir verbrennen. Es steht sogar drauf, daß man es verbrennen soll, wenn man es gelesen hat.

Helene. Wir können es ruhig verbrennen. Es hat uns ja gesagt, was es sollte. Andere Mächte entscheiden, was geschehen wird.

Rat. Was hast du, Mädchen?

Helene. Oheim, es quält mich, daß ich dieser Forderung des Blattes, der unbekannten Vaterlandsfreunde, die durch dies Blatt zu uns sprechen, nicht beistimmen kann, obschon ich einsehe, daß es in vielem recht hat.

Rat. Dein Herz hält dich zurück.

Helene. Das Herz darf jetzt nicht sprechen, weiß ich wohl. Ich mache mir Vorwürfe.

Rat. Du? Die du so viel heimliche und gefährliche Wege für das Heer gemacht hast — und so verschwiegene, daß selbst ich es nicht merkte, bis es mir auffiel, daß die Offiziere davon sprachen, sie hätten hier in dieser Gegend so oft gute Nachrichten über den Feind bekommen, und daß du unter allerlei Vorwänden mehrmals fort warst.

Helene. Ich bitte Sie, Oheim, sprechen Sie zu niemandem —!

Rat. Schon aus Sorge um meinen Kopf nicht. — Helene, Kind! Ich billige nicht alles, was du tust. Aber ich habe dich lieb.

Helene. Ich will es dir nur eingestehen, ich weiß, wer das Blatt gebracht hat.

Rat. Woher? Wer ist es?

Helene. Von ihm selbst. Robert hat es gebracht. Und er hat auch schon gewußt, daß wir noch heute Einquartierung bekommen und, wie er sagte, keinen ganz unwichtigen Mann.

Rat. Woher bringt er das?

Helene. Ich weiß nicht, er hat es mir nur ganz kurz mitgeteilt.

Rat. Er hat sicherlich recht. (Ist aus Fenster getreten.) Die Soldaten sind vorüber. Nein, es kommen noch einige — fünf — sechs — zwölf — mit einem Offizier. Er winkt herauf. (Öffnet das Fenster.) Lebt wohl! (Helene ebenfalls aus Fenster, winkt.)

Stimme von unten. Wir sind die letzten. Lebt wohl!

Rat, Helene. Lebt wohl!

Rat. Es ist die letzte Sicherung des Rückzuges. Jetzt liegt unser Stückchen Land zwischen den Heeren. Jetzt wird es für eine Stunde sein wie im Frieden.

Helene. Dann, wenn der Feind erst hier ist, werden wir den Krieg doppelt fühlen.

Rat. Ja, ja!

Helene. Mut, Dheim! Wir wollen auch das bestehen!

Rat (küßt sie). Ich will nach Marien sehen. (Ab.)

Helene (ist einen Augenblick allein, sie sieht vor sich hin, geht durch das Zimmer, schüttelt den Kopf).

Robert (tritt auf, flüchtiger Ruß). Guten Tag, Helene! Wohin ging der Rat?

Helene. Marien entgegen. Sie hat die Soldaten ein Stück begleitet. Sie hat sich noch kurz vor dem Abschied mit dem Leutnant von Schmettau verlobt.

Robert. Sieh mal an! Was das bunte Tuch doch auf die Mädchen wirkt!

Helene. Jawohl! Man weiß gleich am Rock so viel über den Menschen, der ihn anhat. Man braucht nicht nach seinem

Berufe zu fragen. Man weiß, wie es ihm für die wichtigsten Lebenslagen vorgeschrieben ist, sich zu benehmen, weiß, wie er zu denken, zu handeln gelernt hat. Es ist nicht das schlechteste!

R o b e r t. Hättest wohl auch lieber einen in Uniform?

H e l e n e. [Auf mich kommt nichts an.] Ich weiß ja, daß du deine Laufbahn aufs Spiel setzt, solange der Herzog keine Partei ergriffen hat, wenn du als Freiwilliger eintreten wolltest. Und ich weiß auch, daß du nicht tauglich bist. Sonst, denke ich, wärest du wohl trotzdem eingetreten.

R o b e r t. Sehr gnädig von dir, daß du so denkst! Nun, ich hoffe, dem Feinde, solange er im Lande ist jedenfalls, in meinem schlichten Bürgerkleide mehr schaden zu können als manche Uniform. Ich will den Aufruf wahrlich nicht umsonst hierhergebracht haben!

H e l e n e. [Kannst du heimlich kämpfen, solltest du's offen tun!] Es widerstrebt mir, wenn ich Männer so freudig von diesem unehrlichen Kampf im stillen sprechen höre, von diesem Überfallen und Morden!

R o b e r t. [Sind wir etwa weniger in Gefahr als die draußen?]

H e l e n e. Ja, denn ihr geht in die Gefahr nur nach euerem Willen, nicht nach dem großen Zwang des Geschicks. Aber das ist es nicht. Mir ist es ein feiger hinterlistiger Krieg, den du predigst! Ach, laß sein! Möglich, daß auch das sein muß! Möglich, aber schmerzlich! Es sind schließlich die Unterdrückten unseres Volkes. Und jedes menschliche Mitleid muß vielleicht schweigen.]

R o b e r t. War das, was du tatest, nicht ebenso heimlich und hintenherum?

H e l e n e. Ja, und hat mich auch erst Überwindung genug gekostet. Aber ich bin eine Frau, die nicht viel mehr tun kann und etwas tun mußte, verstehst du, mußte! Ich hielt es sonst nicht länger aus. Und dann diente das, was ich tat, unmittelbar unserem Heere für den Kampf. Und es war kein Morden!

R o b e r t. [Ich kann's nicht begreifen, daß es dich nicht geradezu bezaubert und lockt, diese Hunde am Tage durch freund=

liches Benehmen einzuwiegen in Sicherheit, daß sie nachlassen mit dem Wachsein und vertraut werden, und dann nachts aufzustehen und als furchtbare Rächer über sie zu kommen! Ich sehe sie schon vor mir die noch schlaftaumeligen, toderschreckten Gesichter, die wie im Grausen des Traums uns anstarren, uns, die Rächer, die Würgengel. Mich lockt's. Das ist den Krieg wert! Und, glaube mir, wir haben schon genug Leute zusammen, die entschlossen sind, um etwas ganz Erkleckliches auszurichten, um mit einer ganzen Anzahl fertig zu werden. Wir finden die Wege. Und besonders, weißt du, wenn sie sollten wieder zurück müssen und nicht Zeit haben nachzuforschen und zu untersuchen, dann!!] Im übrigen bin ich jetzt wegen etwas anderem herübergekommen.

Helene. Wegen was?

Robert. Sieh mal, Helene, wir sind doch eigentlich schon ziemlich lange verlobt. Findest du nicht?

Helene. Wenn man so will, ja, schließlich. — Aber ich empfinde es doch eigentlich nicht als lange, jedenfalls nicht als einen Zustand, der unbedingt bald beendet werden mußte.

Robert. Jeden Abend sehn' ich durch die Wände zu dir, mir ist, du müßtest vor meinen Gedanken nicht schlafen können, du müßtest nachtwandelnd zu mir kommen, Helene! so sehne ich mich nach dir — für jemanden, der so liebt, ist das lange Verlobtsein eine Qual, eine Marter.

Helene. Willst du sagen, daß ich nicht liebte?

Robert. Deute es dir, wie du magst! Aber man könnte es manchmal glauben!

Helene. Und da willst du zur Heirat drängen? Sonderbar! Wenn du meinst, ich liebte dich nicht, da würde ich eher begreifen — Ach, schweigen wir davon!

Robert. Helene! Sprichst du im Ernst so?

Helene. Völlig. Wenn du überzeugt bist, daß ich dich nicht liebe.

Robert. [Ich bin aber auch überzeugt, daß du zärtlich werden würdest, wenn wir erst verheiratet sind!]

Helene. Meinst du? Ich glaube nicht. Ich kenne mich.

Robert. Helene!

(Will sie küssen.)

Helene. Nicht! Dazu, daß ich zärtlich würde, gehört ganz etwas anderes!

Robert. Was?

Helene. Du weißt, seit wann meine Zärtlichkeit verschwunden ist.

Robert. Immer und ewig diese alte Geschichte!

Helene. Ja! Seit du damals zu feige warst, das Kind zu retten, das in den Mühlbach gefallen war, seit damals fühle ich anders zu dir.

Robert. Ich war nicht zu feige.

Helene. Ich will dir ja keinen Vorwurf machen. Aber ich kann nichts dafür, daß sich mein Gefühl für dich in dem Augenblick änderte. Vielleicht hatte es sich vorher geirrt.

Robert. Was verlangst du denn vom Menschen?

Helene. Ich verlange nichts. Aber ich weiß, daß meine Zärtlichkeit nicht durch die Heirat wiederkommen würde. Eher vielleicht, wenn du mich irgendwie dich achten lehren würdest.

Robert. Nun gut! Das will ich. Und vielleicht mehr, als du erwartest.

Helene. Das wird mich freuen.

Robert. Oder erschrecken, Helene! Aber ich werde etwas tun, das du achten mußt, wenn es uns auch vielleicht trennen wird nachher.

Helene. Ich werde selbst dann glücklicher sein als jetzt!

Robert. Es kann aber sein, daß ich dich dann nicht mehr will.

Helene. Ich sage dir ja, auch das soll mir recht sein.] (Es dämmert; Rat und Marie kommen; Helene auf Marie zu, legt ihr die Hand um die Schulter.) Sei mutig, Marie!

Marie. Laß nur!

Helene. Ich wünsche dir von ganzem Herzen Glück.

Marie. Glück — ? Es ist ja doch nichts als Schmerz.

Helene. Du wolltest es.

Marie. Ja. Und obwohl ich jetzt weiß, um wieviel weher mir ist, nachdem ich mich mit Karl ausgesprochen habe, viel viel weher als vorher — ich müßte doch genau wieder so tun.

Helene. Das ist im Leben so.

Marie. Schmerz beseligt auch. [Es ist so seltsam, daß jetzt ein Mensch in der Welt ist, dessen Aufenthalt ich heute noch ungefähr weiß und den ich dann lange nicht mehr weiß, vielleicht nie mehr weiß, und um den von nun an mein Dasein kreist. Möglich, daß er bald nur noch ein Gefühl in meiner Brust ist, das einen Entfernten sich vorstellt. Und er braucht gar nicht mehr zu existieren und spendet doch weiter Licht wie jene erloschenen Sterne, deren Strahlen wir noch lange am Himmel leuchten sehen, wenn sie selbst schon Jahre vergangen sind.]

Robert. Ich gratuliere Ihnen auch, Fräulein Marie.

Marie. Ich danke Ihnen, Robert.

Rat. Marie, Helene, es wäre gut, wenn ihr gleich den Tisch decken wolltet! Vielleicht sind wir dann mit dem Essen fertig, ehe die neue Einquartierung kommt. Es wäre angenehm, wenn wir nicht gleich mit fremden Offizieren essen müßten.

Helene. Ja, Oheim, wir beeilen uns. (Sie decken während des Folgenden den Tisch.)

Robert. Wegen des Aufrufs, Herr Rat —

Rat (auf Marie deutend, leise). Nicht jetzt!

Robert (ganz leise). Ich wollte nur sagen, daß alle ohne Ausnahme —

Rat. Es ist gut. (Schweigen.) [Weißt du, Helene, ob der Franz die Äpfel auf der Bachwiese noch alle abgenommen hat?

Helene. Ich glaube, ja. Ich bin nicht mehr hinausgekommen. Aber er hat drei große Säcke unten in den Flur gestellt. Auch einen Sack voll Nüsse.

Rat. Dann wird er mit den Äpfeln wohl fertig geworden sein. Die Äpfel werden noch etwas liegen müssen.

Marie. Wir haben heute wieder von dem Fallobst gekocht, Vater! Es ist noch für lange da.]

Rat. Unser Essen ist kärglich und schmal geworden. Und doch, Kinder, wie glücklich und friedlich könnte es sein! Wenn wir auch nie mehr hätten und uns immer die Bissen abzählen

müßten. Wenn nur Frieden wäre, ein guter Frieden! Wie schön könnte es sein, jetzt, wo der Herbst da ist und die behagliche warme Stube.

Helene (schellt).

Marie (geht zu ihm). Und deine Bücher, Vater, wieder an die Reihe kommen, dein Kant.

Rat. Ja, mein Kind! Der ist ein großer Tröster! (Nimmt einen Band vom Brett und legt ihn auf den Sekretär.) Aber nicht für euch, Mädchen, nicht für das junge Volk. Aber ein guter Tröster. Der vermag selbst jetzt zu trösten und den richtigen stillen Herbst um uns zu schaffen wie im Frieden.

Helene. Der Tisch ist fertig.

Robert. [Darf ich zum Essen hierbleiben?

Rat. Natürlich, für einen mehr langt es immer noch. Nicht, Helene?

Helene. Ja, Oheim.] (Sie treten um den Tisch, stilles Gebet; sie setzen sich, Magd bringt dampfende Schüssel.)

Rat. Nehmt euch, Kinder! Ihr wißt ja, daß ich immer erst so allmählich ins Essen komme. Der Leonhard ist noch gerade rechtzeitig davongekommen zu seinen freiwilligen Jägern. Jetzt möcht' es kaum mehr einem gelingen. Die Jugend hat recht. Wir Alten müssen sie ziehen lassen. Aber man muß immer an sie denken. (Schweigen.)

Robert. [Wollen Sie an dem Wege zum Buchenholz hinauf jetzt noch weiter bauen lassen?

Rat. So ab und an, immer, wenn einmal nichts anderes zu tun ist. Wieviel Jahre baue ich schon an dem Wege! Der Gedanke stammt noch von Mariens Mutter her. Die war so gern da oben auf dem Buchenberg, seit freigeschlagen war. Sie wollte gern einen bequemen Weg haben. Aber weil's doch ein Luxus war, ist immer nur etwas daran getan worden, wenn es nichts Nötigeres gab. Und sie ist gestorben, ehe ein Drittel fertig war.] (Es klopft.) Herein!

Franz (tritt auf). Herr Rat, ach Gott —!

Marie. Was ist denn, Franz?

Franz. Sie kommen, gnädiges Fräulein!

Robert. Die Feinde?

Franz. Ja. Und viel und wie!

Rat. Sprich doch vernünftig! Was ist denn?

Franz. Der Siebenhuber ist ganz außer Atem gelaufen gekommen. Sie treiben's arg.

Rat. Ruf den Siebenhuber her!

Franz. Der ist gleich weiter fort nach Heßlach zu seiner Gustel und seinem Tochtermann. Sie sollen die Kinder retten oder was weiß ich —!

Helene. Kinder retten —?

Rat. Was ist denn das alles für Unsinn! Erzähle doch, was geschehen ist!

Franz. Ja, ich trau' mich's fast nicht zu sagen. Der alte Jakob soll erschossen sein.

Rat. Wer? Der alte Jakob vom Vorwerk?

Franz. Ja, der! Mit seinen beiden Enkelsöhnen. Er hätte den alten Gaul nicht hergeben wollen oder auch nicht verstanden, was die Franzosen gesagt. Da hätten sie ihn gleich in den Wald geschleppt und mit den beiden Jungen erschossen.

Rat. Das kann nicht wahr sein.

Franz. Er hat's doch mit allen Einzelheiten erzählt. Der französische Oberst, der sehr gut deutsch gekonnt, der hätte gar nicht viel gefragt, hätt' es gleich befohlen, sie in den Wald zu führen, und weg.

Helene. Unmöglich.

Robert. Sehr wohl möglich. So sind sie.

Rat. War denn der Siebenhuber dabei?

Franz. Ich denke doch. So erzählte er es wenigstens.

Rat. Das wäre furchtbar. (Schweigen.)

Robert. Ich sage Ihnen nachher, was wir tun wollen, Herr Rat.

Helene. Ich frage ihn danach, wenn er kommt, ob es wahr ist, ob sie Unmenschen sind.

Rat. Um Gottes willen! Vorsicht!

Robert. Niemals! Wir tun so, als ob wir nichts wissen — und handeln.

Rat. Es ist mir altem Manne schwer, mich da hineinzudenken. Aber es empört mich tief. Wenn es so ist, dann hindere ich dich an nichts, Robert.

Robert. Und auch du, Helene, wirst deine Meinung nun wohl ändern?

Helene. Ich weiß noch nicht, ob es wahr ist. Aber wenn es wahr ist, dann gibt es keine Art Kampf, die gegen die Eindringlinge nicht berechtigt wäre.

Rat. Du hast einen ganz roten Kopf bekommen.

Helene. Laß nur! Ich bezwinde mich schon.

Franz (plötzlich). Ich glaube, ich höre eine Trommel. Ja, ich täusche mich nicht, es ist eine Trommel. Jetzt verstummt sie. Aber ich höre marschieren. (Hinaus.)

Marie. Gott! Vater! Am Thor hinten blitzen Laternen auf.

Rat. Setzt euch wieder hin! Je ruhiger wir sie empfangen, um so besser ist es. Setzt euch!

Helene. Ich will hinausgehen.

Rat. Nein, bleib, Helene! Der Kommandant wird ja doch zuerst hierher kommen. Und es ist wichtig, daß er gleich alle Familienmitglieder kennenlernt. Bleib! Einmal mußt du ihnen doch begegnen. Und es ist besser, hier im größeren Kreise als allein. Horch! (Man hört von draußen: „J'attends le rapport, [combien d'hommes peuvent être placés dans les étables, dans le moulin et les maisons autour! Allons vite! Il est déjà tard. — — —] Laissez les bagages en bas! Je ne sais pas encore, où je m'établirai.“)

Oberst Wimpfen (tritt auf). Oberst Wimpfen.

Rat. Rat Schröder.

Oberst. Zunächst: Ist noch irgend etwas vom Feinde hier auf Ihrem Gut? Zurückgelassene Bagagen oder gar Leute?

Rat. Mir ist nichts bekannt. Die Preußen sind vor mehr als einer Stunde abgezogen. Es mag dreiviertel Stunden her sein, daß die Nachhut hier durchkam.

Oberst. Und ob etwas zurückgelassen worden ist, wissen Sie nicht?

Rat. Nein. Aber ich glaube nicht, da die Preußen auf Befehl abgezogen und in voller Ordnung.

Oberst. Ich danke Ihnen für diese Mitteilung. Auch ich halte nicht für wahrscheinlich, daß etwas zurückgeblieben ist. Aber ich muß natürlich doch alles nachsehen lassen. Sie wissen, was mir die Situation vorschreibt.

Rat. Jawohl.

Oberst. Ich nehme Quartier hier auf dem Gut. Ich beabsichtige nicht, Ihnen beschwerlich zu fallen. Es sind offenbar in dem mir zugewiesenen Abschnitt Quartiere genug für mein Regiment. Wieviel können Sie selber unmittelbar hier unterbringen?

Rat. Die Preußen, die heute abrückten, hatten dreißig Mann und zehn Pferde hier; aber sie lagen eng.

Oberst. So werde ich vielleicht zwanzig herlegen. Mein Adjutant sieht eben die Räume an. Wo haben die Offiziere der Preußen gewohnt?

Rat. Drüben im Forsthaus. Die Räume sind geeigneter als hier. Das Haus ist neuer. Die Wache und die Schreibstube können dicht beim Offiziersquartier im Erdgeschoß untergebracht werden. Hier besteht das ganze Erdgeschoß aus Vorratsräumen, die nicht heizbar sind.

Oberst. Ich werde die Räume hier unten und drüben ansehen. (Will gehen, kehrt noch einmal um.) Nocheinmal: Wo haben die Offiziere der Preußen gegessen?

Rat. Hier mit uns.

Oberst. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie meinem Adjutanten und mir heute auch diese Gastfreundschaft erweisen würden — wenn ich in der Lage, in der ich mich Ihnen gegenüber befinde, von Gastfreundschaft sprechen darf.

Rat. Wenn Sie wünschen, für die ganze Dauer Ihres Aufenthaltes.

Oberst. Ich bitte Sie noch, mich mit den Mitgliedern Ihrer Familie bekanntzumachen. Wimpfen.

Rat. Meine Tochter Marie. Ich bin verwitwet.

Oberst. Mein Fräulein, ich hoffe, daß wir Ihre Hauswirtschaft so wenig wie möglich stören werden.

Rat. Professor Elsholz, der Bräutigam meiner Nichte.

Oberst. Sie stehen im Dienste des —?

Robert. Herzogs, Herr Oberst.

Oberst. Der mit dem König von Preußen verbündet ist, nicht wahr?

Robert. Nein, Herr Oberst! Er ist bis jetzt neutral geblieben. Er hat seine Jugend in Paris zugebracht.

Oberst. Da ist es begreiflich. Ich befinde mich also eigentlich gar nicht in Feindesland.

Helene. Doch!

Oberst. Es ist sehr schwer, sich in den verwickelten deutschen Innengrenzen zurechtzufinden.

Rat. Meine Nichte.

Oberst. Sie, mein Fräulein, sind als Verlobte des Herrn Assessors, als seine künftige Frau, gewissermaßen auch schon eine Neutrale, wenn dies hier auch feindlicher Boden ist.

Helene. Nein, trotzdem dies hier der Boden des Herzogs ist, bin ich nicht neutral.

Oberst. Ich verstand Ihren Herrn Bräutigam so.

Helene. Ich bin deutsch.

Oberst. Das heißt: unser Feind? (Zum Rat.) Ob schon der größere Teil der deutschen Staaten auf seiten Frankreichs steht.

Helene (abgehend). Der schlechteste! (Ab.)

Oberst. Ihr Fräulein Nichte ist offenbar eine große Patriotin. Gehen wir!

Rat (zu Marie). Lege zwei Gedecke auf für den Herrn Oberst und seinen Adjutanten! (Ab mit Oberst.)

Robert (ruft). Helene!

Helene (kommt). Ist er fort?

Marie. Um Gottes willen, Helene, was hast du gemacht?

Helene. Ich ertrug diese förmlichen Höflichkeiten nicht mehr.

Robert. War töricht und wunderte mich; denn, wenn du kundschaffen gingst, hast du dich immer meisterhaft beherrscht.

Helene. Das war etwas anderes. Da suchte ich den Feind auf. Da wollte ich etwas von ihm. Hier empfinde ich ihn als den fremden Unterdrücker, der mich aufreizt.

Marie (mit abgegebenem Geschirr). Macht mir, bitte, mal die Türe auf!

Robert (ut es; Marie ab). Nun hast du selbst gesehen, wie sie sich als Herren benehmen!

Helene. Warum sollen sie sich nicht als Herren benehmen? Habt sie nicht daran zu hindern vermocht, es zu sein! Sie haben recht.

Robert. [Aber wir wollen es nicht dulden.

Helene. So werft sie aus unserem Lande! Schlagt sie nieder!

Robert. Das wollen wir, und das werden wir.

Helene. Ich meine,) besiegt sie!

Robert. Ich hoff' es.

Helene. Siehst es immer verkehrt. Hoffst, glaubst! Die Gewißheit mußt du in dir tragen, daß ein Sturm kommen wird, der unser Land reinlegt von dem fremden Gezücht; [daß ihr Männer diesen Sturm bringen werdet und alle helfen — bis zum letzten, der unsere heilige Sprache spricht.

Robert. Spricht doch der Oberst auch ganz gut deutsch!

Helene. Ach, mißversteh mich nicht absichtlich! Wie du und ich französisch sprechen!

Robert. Schien mir nicht. Spricht wie ein Deutscher.

Helene. Mag er! Du weißt, was ich meine. Oh,) heute fühl' ich, daß das alles nichts ist, was ich bisher getan habe, an kleinen Hilfen, an Botengängen und Nachrichtenbringen. Das erste wäre etwas: aufrütteln den Letzten, daß er das Schwert ergreift, und die Gewißheit in sie alle pflanzen, daß das Joch abgeschüttelt wird, [daß dies heilige Land wieder rein und groß und herrlich daliegen wird in seinem Sonnenlicht. Diese Gewißheit trage ich so fest in mir, daß ich mir den Tod wünschen könnte, um mit eins diese ewige Spannung zu überwinden, wann er kommen wird, der ge-

waltige Sieg. Denn in meinem Tode, das weiß ich, da werde ich ihn noch einmal ganz stark fühlen, so sicher und bestimmt, als ob er schon errungen wäre und Deutschland frei, in sicherer Herrlichkeit.]

Robert. Sie kommen zurück. Gehen wir!

Helene. Geh du meinethalben! Ich bleibe. Es verlockt mich jetzt, den armen Feind noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ohne Haß seinen Stolz zu ertragen, weil ich weiß, seine Siegertage sind gezählt. [Weil ich weiß, erniedrigt und geschlagen wird er einst fortziehen, wo er sich für alle Zeit einzurichten gedachte. Vielleicht kann ich ihn ohne Worte fühlen lassen, daß etwas da ist, stärker als er, wovor er noch wird auf den Knien liegen müssen.]

Robert. Du könntest uns alle dadurch in Gefahr bringen.

Helene. Laß mich nur! Ich nehme mich schon zusammen.

Robert. [Und wenn es dich doch übermannen will, und es drängt dich, etwas Unvorsichtiges zu sagen, so denke daran, der Haß der Unterdrückten, Gefnechteten ist ihm ja nur Genuß. Was du ihn etwa merken läßt, das freut ihn als Zeichen seines Sieges. Es ist auch besser, er fühlt sich recht sicher, er ahnt nicht, daß schon für sie das Messer geschliffen wird. Insgeheim sind ja alle die Männer, die der Franzmann ruhig hinter Pflug und Egge gehen sieht, alle bewaffnet. Morgen schon werden wir hier zusammenkommen und den Entschluß fassen. Daran denke, und es wird dir leicht werden, freundlich zu sein.] Sie kommen herauf. Ich gehe jetzt. Und überlege dir das noch einmal mit der baldigen Hochzeit!

Helene. Dies andere muß erst vorüber sein. Lebe wohl!

Robert. Auch gut. Lebe wohl! (Ab nach hinten.)

Oberst (kommt mit Rat). Nun haben Sie zwei Bedecke aufgelegt, und ich kann meinen Adjutanten doch nicht mitbringen. Er hat schon aus dem allgemeinen Suppentopf gegessen und muß noch Meldungen schreiben.

Helene. Es schadet nichts. Bitte sehr! (Sie stellt Essen auf den Tisch.)

Oberst. Wollen Sie sich nicht zur Gesellschaft auch noch etwas hersetzen?

Rat. Meine Nichte —

Oberst. Warum wollen Sie in mir immer nur so ausgesprochen den Feind sehen?

Helene. Weil wir besiegt sind.

Rat. Helene!

Oberst. Aber ich bitte Sie, Herr Rat! Sie verkennen mich völlig, wenn Sie glauben, daß eine so offene, ehrliche und, ich gebe zu, nur zu begreifliche Sprache mich verletzt. Nicht im mindesten.

Helene. Das spricht der Sieger, der seinen Sieg in unserer Seele gespiegelt sieht. Aber es wird nicht so bleiben.

Oberst. Auch das ist möglich. Ich wünsche und glaube es natürlich nicht. Aber warum sollte es nicht möglich sein?

Helene. Es ist sicher.

Oberst. Sicher, mein Fräulein, ist nichts.

Rat. Es ist doch besser, Helene, du gehst zur Ruhe.

Helene. Warum? Wenn der Herr Oberst auf meine Gesellschaft Wert legt?

Oberst. Das tue ich ganz ehrlich, mein Fräulein.

Rat. So wollen wir doch von etwas anderem sprechen.

Oberst. Natürlich gern.

Helene. Sie sprechen so gut deutsch, Herr Oberst, wie ich noch keinen Ausländer habe sprechen hören.

Oberst. Ich bin von Geburt Deutscher. Mein Bursche ist Elsässer und versteht eigentlich besser deutsch als französisch. Und mein Adjutant möchte es gern recht gut lernen, weil er mit einer Rheinländerin verlobt ist. So spreche ich mit den beiden viel deutsch und bleibe in der Übung.

Rat. Das erklärt mir freilich, was mir auch gleich bei Ihrem Kommen aufgefallen war.

Helene. Sie sind Deutscher — und stehen auf seiten des Feindes —?

Oberst. Ich sagte vorhin schon, mein Fräulein, des Feindes doch nur von einem Teil der deutschen Staaten.

Helene. Allerdings.

Oberst. Und ich hörte auch die Antwort, die Sie zwischen den Zähnen murmelten. Ich glaube, Sie sagten: die schlechtesten.

Helene. Ja, das habe ich gesagt.

Oberst. Freilich, daß eine Preußen als Feind wiegt sie auf.

Rat (warm). Preußen ist eben noch der Staat Friedrichs des Großen, trotz seines Unglücks.

Oberst. Des größten Monarchen, bis der Kaiser kam.

Helene. Aber Sie tragen nicht die Uniform eines der Staaten, die mit Frankreich verbündet sind. —

Oberst. Nein, ich bin französischer Oberst.

Helene. Wie ist das möglich?

Oberst. Ich bin nicht der einzige, mein Fräulein, und ich hoffe ehrlich, daß dereinst die besten Stellen in diesem Heere und Reich, [das an der Spitze Europas marschirt,] von Deutschen besetzt sein werden, die die vorzüglichsten Soldaten sind. [In diesem Reich, das alle Errungenschaften der Menschheit vereinigt. Ich hoffe, daß die Deutschen die weltgeschichtliche Sendung Frankreichs allgemein anerkennen und nicht länger als Feinde auf einem Gebiete mit Frankreich wetteifern werden, auf dem sie immer unterlegen sein müssen. Ihre Bedeutung liegt ganz woanders, im Geistigen, Seelischen. Sie werden immer ein unersetzbarer Teil des französischen Weltreiches sein — aber sie sind nichts, wenn sie sich dem ungeheuren dröhnenden Gange dieses Kolosses als Zwerge in den Weg stellen wollen.] Frankreich ist nur notgedrungen der Feind der Deutschen — und nur so lange, als sie ihre eigene und Frankreichs Stellung in der Welt verkennen. Sie könnten mit Frankreich im besten Einvernehmen leben.

Helene. Das wird nie sein, Herr Oberst! Nie!

Oberst. Verzeihen Sie, mein Fräulein! Ich wollte Ihnen meine Ansicht nicht aufdrängen. Sie fragten danach.

Helene (steht auf). Ich muß drüben noch sehen, ob für den Herrn Obersten alles hergerichtet ist.

Oberst. Ich danke Ihnen, mein Fräulein.

Helene. Wofür?

Oberst. Nicht nur für Ihre freundliche Mühe. Noch für etwas anderes. Es war seit langem die erste Unterhaltung, die mich gefesselt hat.

Helene. Gute Nacht, Oheim! Gute Nacht, Herr Oberst! (Ab.)

Kat, Oberst (sind aufgestanden).

Kat. Sie müssen meiner Nichte verzeihen, Herr Oberst. Sie kann einmal nicht mit ihrer Ansicht zurückhalten. Sie sagt alles offen heraus. Sie ist zu jedem von uns ebenso, und oft genug gibt es deshalb kleine Reibungen. Sie ist jung und eigenwillig —

Oberst. Genug des Entschuldigens! Ihr Fräulein Nichte interessiert mich und macht mir in ihrer Art Freude. [Ist sie schon lange verlobt?

Kat. Zwei Jahre.]

Oberst. Wenn ich sie mit ihrem Bräutigam zusammen als Paar denke, werde ich eigentlich das Staunen nicht los. Es scheinen sehr ungleiche Temperamente.

Kat. Ja, das sind sie wohl.

Oberst. Sie scheint dem jungen Manne so weit überlegen, so viel stärker, fester, größer, sicherer.

Kat. Sie ist arm und hat wenig Sicherheiten für die Zukunft. Sie ist Waise und schon lange in meiner Familie.

Oberst. [Diese schroffen Meinungen sind mir übrigens bei einer unverheirateten Frau merkwürdig.

Kat. Es denken wohl viele so in Deutschland.

Oberst. Verzeihen Sie meine Bemerkung!] (Nimmt sein Glas.) Ihr Wohl! Ich hoffe, daß ich Ihnen während meines Aufenthaltes nicht allzu lästig sein muß.

Kat. Ich werde mich bemühen, was in meinen Kräften steht —

Oberst. Und da ich wie Dapertutto bei Ihrem Hofmann heute noch an mehreren Orten zugleich sein muß, ehe ich zum Schlafen komme, nun gute Nacht!

Rat. Gute Nacht, Herr Oberst! Ich leuchte Ihnen.

Oberst (schon draußen). Es ist nicht nötig. Auf dem Treppenhof brennt noch Licht.

Rat. Ja, weil meine Nichte noch drüben ist, hat sie brennen lassen. Gute Nacht! (Er macht die Thür zu und kommt zurück, steht, geht sorgenvoll umher, holt eine Pfeife, steckt sie an, trägt die Lampe zum Sekretär, nimmt den Band Kant, den er vorhin heranzugelassen, setzt sich bequem und beginnt zu lesen.)

Vorhang

Zweiter Aufzug

Zimmer des Obersten, Abend

Marie, Helene Bett beziehend usw., Magd, Kutscher

Helene. Franz, machen Sie im Schlafkabinett die Fenster jetzt zu! und bringen Sie noch etwas Holz und Kohlen herauf, falls geheizt werden soll! (Franz ab.) Sie füllen den Krug und die Wasserflasche! (Magd ab.) Bitte, Marie, halte den Bezug etwas breiter! So, jetzt geht es. Laß nur! ich kann's jetzt allein fertig machen. — Sieh du noch einmal alle Schubladen nach! Auch der gewissenhafteste Mensch kann, wenn er verliebt ist, irgend etwas vergessen. Und es wäre doch gut, wenn nichts in die Hände der Franzosen fiele, namentlich nicht Papiere, Karten oder dergleichen.

Marie (sucht; währenddem kommen Franz mit Helene, Magd mit Wasser zurück).

Franz. Ist sonst noch etwas zu besorgen, gnädiges Fräulein?

Marie. Ich glaube nicht, Franz —

Helene. Sagen Sie dem Herrn Rat, wenn Sie jetzt hinübergehen, das Zimmer wäre fertig, der Herr Oberst könnte kommen. Wir kommen übrigens auch gleich selbst.

Franz. Der Oberst ist mir vorhin begegnet, wie er mit dem anderen Offizier von der Mühle herkam.

Helene. Es ist gut. Also geh jetzt! (Zur Magd.) Du kannst auch gehen.

Franz, Magd (ab).

Helene. Überall spioniert er herum.

Marie. Und wie er einen ansieht! Ich hatte das Gefühl, als ob er mich ganz durch und durch sehe.

Helene. Ja, ich glaube, das will er auch. Wie die Ortlichkeit, so will er sofort auch die Menschen kennen, mit denen er zu tun hat, will wissen, wessen er sich von ihnen zu versehen hat, ob er ihnen trauen kann oder nicht. Natürlich, ich würde es auch so machen, wenn ich in Feindesland wäre.

Marie. [Hier habe ich ein Blatt. (Bringt es ans Licht.)] Ach, das hätte den Feinden nicht viel genügt.

Helene. Was ist es denn? Zeige her!

Marie. Es ist ein Gedicht.

Helene. Hat dein Bräutigam dich sogar besungen? Nun wissen wir doch, warum er soviel allein in seinem Zimmer gesteckt hat.

Marie. Nein, es ist nicht von ihm. Ich las es schon irgendwo, im Magazin oder im Sonntagsblatt. Es geht auch gar nicht auf ein Mädchen.

Helene. Lies einmal vor!

Marie (liest).

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
röter strahlt der Sonne letztes Glühn;
und hier sitz' ich unter eueren Zweigen,
und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
schmückt euch doch des Lebens frisches Grün;
und der Vorwelt kräftige Gestalten
sind uns noch in euerer Pracht erhalten.

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
viel des Schönen starb den frühen Tod;
durch die reichen Blätterkränze schimmert
seinen Abschied dort das Abendrot.
Doch um das Verhängnis unbekümmert,
hat vergebens euch die Zeit bedroht,
und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
alles Große muß im Tod bestehen.

Es sind Stanzas, wie in Wielands „Oberon“ und wie sie Goethe manchmal schreibt.

Helene. Nein, „Oberon“ ist anders. Aber lies weiter! Das Gedicht ist sehr schön.

Marie.

Schönes Bild der alten deutschen Treue,
wie sie bessere Zeiten angeschaut;
wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut. —
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
deine Eichen stehn; du bist gefallen!

Helene. Es ist schön, daß er sich das abgeschrieben hat. (Sie wiederholt.) Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen, deine Eichen stehn, du bist gefallen. Aber du wirst wieder auferstehen! Dann wehe denen, die deinen Sturz verschuldet haben!]

Marie (am dunklen Fenster). Wo mag Karl jetzt sein?

Helene. Da er heute erst fort ist, sicherlich nicht weiter als einen Tagesmarsch.

Marie. Und doch vielleicht schon im Kampf, dort im Norden, von wo der Kanonendonner herüberkommt.

Helene (auf deren Gesicht sich eine innerliche, von Mariens Worten unabhängige Erregung abspielte, hart). Vielleicht schon gefallen.

Marie (aufschreitend). Helene!

Helene. Nun, es kann doch möglich sein! Was erschrickst du? weil ich es nenne? Denkt dein Herz nicht jeden Augenblick diesen Gedanken? — Es muß ja nicht sein. Verzeih mir, Marie, es war häßlich von mir!

Marie. Sage mir doch, Helene, was hast du mir immer, daß du oft ganz ohne Grund so böse bist?

Helene. Liebe! Gute! (Küßt sie.) Ich weiß selbst nicht, was es ist. Ich habe dich so lieb. Ich träume dir ein reines

volles Glück. Ich bin so froh über deine Wahl, weil ich weiß, daß dein Bräutigam ein lieber, tapferer, ehrlicher Mensch ist. Dir gönne ich's um so inniger, als ich für mich selbst schon lange nicht mehr an Glück gedacht habe.

Marie. [Aber, liebe Helene —

Helene. Nein, nein! Wenn man's so von außen nimmt, mag's scheinen. Ich habe, trotzdem ich arm bin, einen Bräutigam, eine gute Partie, Beamter mit Aussichten. Ihr habt euch meiner hilfreich angenommen, mir eine Heimat gegeben. Ich habe schöne Jahre hier verlebt, um die manche mich vielleicht beneidet. — Aber innen, innen, Marie! da gibt es kein Glück für mich. Das fühle ich schon lange.]

Marie. Wir haben dich doch so lieb, Helene.

Helene. Ja, Marie, das weiß ich. Und doch, würde ich eines Tages fort sein — wie bald wäre die Lücke geschlossen! — Nein, widersprich nicht! Mir würde es ja ebenso gehen. Ich hänge an Onkel und dir ebenso, ich hänge am Hof. Und doch, wenn das alles verschwände, ich wäre bald so ausgeglichen wie zuvor. [Siehst du, darum gehe ich so oft zu den verlassenem, einsamen, armen Alten. Nicht aus Mitleid, sondern aus Ichsucht: weil ich mich bei denen so heimisch, so zu Hause fühle.]

Marie. Ich glaube, Helene, daß du dich mit Grillen plagst. Sei wieder heiter! Muß ich denn dich trösten, die heute selber soviel Leid erfahren hat?

Helene. Das ist es, Marie! Ihr erfahrt Liebe und Leid. Das ist das Glück.

Marie. Gibst dir nicht all das, was du für die große Sache tust, Glück?

Helene. Ach, sprich davon nicht! Es ist so gut wie nichts. Ist nicht einmal genug, mich zu beruhigen, geschweige denn, etwas Wirkliches zu nützen.

Marie. Sieh, Helene, ich habe, als der Krieg begann, gedacht, wir dürften nun nichts anderes tun, als mit jedem Gedanken immer und nur bei dem Kriege sein. Aber dann kam es mir vor, als ob das ein recht unnützes Dasein leben

heiße, als ob es das Vaterland noch notwendiger brauchte, daß wir, die wir nicht kämpfen können, ganz so leben wie im Frieden; unserer Arbeit, unserer Erholung, ja selbst unserer kleinen Freuden, als ob dadurch irgendeine Kraft dem Ganzen zufließe, eine Beruhigung und Gewißheit. [Ganz so, weißt du, dachte ich mir's, wie wenn einer mit den Armen kämpft, seine inneren Organe, Herz und Lunge, genau so weiterarbeiten müssen, als ob er sonst etwas tut.]

Helene. Du bist auf deine Art tapfer und fest, Marie! Ich muß dir immer wieder meine häßlichen Launen abbitten. Und nun laß uns wirklich wieder heiter sein, und du mußt mich auslachen, daß ich mich mal habe von einer Bedrücktheit unterkriegen lassen. (Küßt sie.) Komm, wir wollen schnell fertig machen! Der Oberst kann ja gleich kommen. (Sie räumen weiter.)

Robert (tritt auf). Helene!

Helene. Was ist?

Robert. Seid ihr allein oder ist der Oberst schon da?

Helene. Nein, er ist noch nicht gekommen. Was ist denn?

Marie. Was hast du?

Robert. Einen Auftrag für Helene.

Helene. Von wem? (Leidenschaftlich.) Vom preussischen Kommando?

Robert. Ja.

Helene. Und was?

Robert. Es betrifft den Obersten, der hier wohnen wird. Er scheint ein wichtiger Mann, scheint besondere Aufgaben zu haben. Man will über ihn Bescheid wissen, möchte am liebsten sehr rasch Genaueres über seine Mission erfahren. Du mußt ihn auskundschaften. (Helene nickt.) Es kann dir nicht fehlen. Hast Schwierigeres spielend bewältigt. —

Helene. Hier — hier?

Robert. Nun, das ist ja viel leichter als sich ins Feindesland schleichen, wie du's getan hast.

Helene. Und ist mir doch schwerer. Ich weiß selbst nicht, warum. Aber ich übernehm' es. Ich werde bald eine Ge-

legenheit haben, dem Oberst unauffällig näherzukommen. Vielleicht erfahre ich es schon morgen.

Robert. Ein sicherer Bote, der es weiterbringt, ist da. Aber für alle Fälle, wenn es dir nicht gelingt: kann man nicht den Vorhang so weit über die Tapetentür hinüberziehen, daß sie nicht bemerkt wird?

Marie. Ja, was soll denn geschehen?

Robert. Schweigt! Hier nichts davon! Die Wache ist zu nah. Es könnte doch einer Deutsch verstehen. Ich bin eben unten gewesen, habe irgend etwas gefragt und mir angesehen, wie alles eingerichtet ist; wer weiß, vielleicht reifen unsere Träume schneller, als wir dachten. Ein Botengänger ist von der Saale herübergekommen, die Feinde sollen zurück müssen. Dann wollen wir sie nicht zurücklassen, sollen hier bleiben!

Helen e. Hast du denn noch nicht, nicht gleich beim ersten Blick gemerkt, was der Oberst für ein Mann ist? Einer, der weiß, was er will: einer, der gerade auf dich wartet, um einen unrühmlichen Untergang durch eine Tapetentür zu finden! Der ist nicht so leichten Kaufes abzutun. [Der wird uns allen noch zu schaffen machen. Weißt du, es verletzt mich geradezu, daß du vor einem solchen Manne nicht zuerst einmal Respekt hast, daß du nicht zuerst einmal suchst, von ihm zu lernen, welche Eigenschaften unseren Feinden soviel Macht und Gewalt geben; und dann ihm in seiner Tüchtigkeit ähnlich zu werden. Dann magst du ihn für das Vaterland opfern!]

Marie. Eben reitet der Oberst in den Hof.

Robert. Da empfehle ich mich, mag jetzt nicht mit ihm zusammentreffen.

Helen e. Also fühlst du es doch wenigstens, daß er dir zu stark ist.

Robert. Wie du's nehmen willst.

(Ab.)

Marie. Ich verstehe dich nicht, Helenel! Wie abweisend warst du vorhin gegen den Obersten!

Helen e. Wird' ich auch weiter sein.

Marie. Und nun nimmst du seine Partei gegen Robert —? Er ist doch dein Bräutigam!

Helene. Es war ja von deinem Vater gut gemeint, daß er mich durch Robert versorgen wollte. Aber ich habe doch den Eindruck, daß es nicht sein kann, [nicht sein darf, wenn ich nicht zugrunde gehen soll!]

Marie. Warum endigst du dann nicht diese Verlobung?

Helene. Ja, warum? Ich weiß nicht. Vielleicht nur, weil sie mich vor anderen Bewerbungen schützt.

Oberst (tritt auf). Guten Abend, meine Damen! Sie sind noch so spät in meinem Interesse tätig?

Helene (stumm es Kopfneigen, schweigt).

Marie. Wir haben nur das Zimmer noch völlig in Ordnung gebracht. Wir hoffen, daß Ihnen alles so recht sein wird.

Oberst. Ich danke Ihnen vielmals. Ich zweifle nicht, wenn es in so liebenswürdiger Weise besorgt worden ist —

Helene. Es ist nichts Liebenswürdiges dabei gewesen, Herr Oberst. Wir haben nur die Pflicht erfüllt, die wir einem Gaste schuldig sind, wenn auch in diesem Falle einem uns durch den Krieg aufgezwungenen.

Oberst. Es wäre Ihre Pflicht nicht gewesen, es mir angenehm zu machen, mein Fräulein, was doch der Fall zu sein scheint, soweit ich sehe. Ich hätte nicht mehr als ein eben hinreichendes Nachtlager verlangt und einen Raum, in dem ich meine Arbeit erledigen kann. — Hier sehe ich aber mehr, da steht sogar Wein.

Helene. Wir betrachten auch den Feind, der bei uns wohnt, als unsern Gast.

Oberst. Das ist vornehm, und ich danke Ihnen. Ich betrachte mich sehr gern selbst auch so. — [Es ist eine alte Liebhaberei von mir, noch aus der Zeit des Friedens her, irgendwo Gast zu sein, möglichst des Abends anzukommen, nicht mehr als den Namen des Ortes zu kennen, wo ich bin, in der beginnenden Nacht noch aus meinem Fenster zu sehen in eine dunkle, verhüllte, in tiefe Schatten zurückgesunkene

Landschaft und zu träumen — dann mich vom Morgen überraschen zu lassen und abzureisen, wenn ich bei Tage gesehen habe, wo ich die Nacht über war. Diese alten Reisegefühle überkamen mich eben, wie ich mein Nachtquartier betrat.] Ah, da kommt mein Adjutant, den ich Ihnen gleich noch bekannt machen könnte. (Beaulieu kommt.) Mein Adjutant, Herr von Beaulieu — Fräulein Tochter und Fräulein Nichte unseres liebenswürdigen Wirtes.

Adjutant. Meine Damen! (Verbeugung.) Ich habe zu melden, daß alle Befehle ausgeführt sind, die mir Herr Oberst gaben.

Oberst. Dann bitte ich noch der privaten Aufträge zu gedenken, über die ich mit Ihnen sprach, Herr von Beaulieu!

Adjutant. Ich verstehe, Herr Oberst, sofort! Meine Damen! (Ab.)

Oberst. Der arme Herr von Beaulieu hat wirklich furchtbar viel zu tun und ermüdet nie. Nehmen Sie sich gütig seiner an und schicken Sie ihm, wenn es möglich ist, zwischen den Mahlzeiten gelegentlich einen Bissen. Ich hoffe, daß wir Ihnen nicht lange lästig fallen. Und nun nochmals: ich betrachte mich ganz als Ihren Gast und denke, daß es mir (Plötzlich scharf.) durch nichts unmöglich gemacht werden wird, meinen Aufenthalt hier so und nur so anzusehen.

Marie. Es ist wohl alles fertig. Gute Nacht, Herr Oberst!

Oberst. Gute Nacht, mein Fräulein!

Marie (ab).

Helene (bleibt zurück). Was wollen Sie mit Ihren letzten Worten sagen?

Oberst. Es ist mir sehr lieb, mein Fräulein, daß Sie mir noch einen Augenblick schenken wollen.

Helene. Ich bitte um nichts als um eine Antwort auf meine Frage, was Sie mit Ihrer geheimnißvollen Andeutung meinten, Herr Oberst.

Oberst. Ich kann Ihnen nicht so rasch antworten. Wollen Sie sich nicht einen Augenblick setzen? (Geschleicht; Bursche bringt

das Gepäck und packt während des Folgenden im Schlafzimmer nebenan aus, geht drin von Schrank zu Kommode usw.)

Marie (ruft von unten). Kommst du, Helene?

Helene. Nein, noch nicht! Ich habe noch einen Augenblick mit dem Herrn Obersten zu sprechen. Geh nur immer hinüber!

Oberst (tritt ans Fenster, schließt wieder). Solche Herbstabende, wie heute einer war, sind das Schönste vom Jahr. [Ich wenigstens liebe sie am meisten. Es sind vielleicht Jugenderinnerungen, die mich dabei überkommen. Ich habe schon als Junge den Herbst am meisten geliebt, mich im Herbst am wohlsten gefühlt.] Auch der Frühling ist wunderbar. Aber er ist ein Rausch. Die Sonne wächst über dem Menschen, die Erde unter ihm. Er wird fassungslos, trunken, taumelnd. Ich liebe die innere Klarheit, die Klarheit des Fühlens und Denkens. Den Herbst.

Helene. Auch ich.

Oberst. Klarheit — Wir sind im Herbst vielleicht nicht klarer als im Frühling. Aber im Herbst nehmen wir als Klarheit das, woein das erwachende Jahr seine Unruhe gießt.]

Helene. Können Sie nicht Ihren Burschen fortschicken, damit ich mich nicht länger aufhalten muß, als notwendig ist?

Oberst. Er ist fast fertig und wird gleich gehen.

Helene. So lassen Sie uns einstweilen leise sprechen! Geben Sie mir die Antwort auf meine Frage!

Oberst. Ich glaubte bei meinem Eintritt ins Familienzimmer des Gutes zu bemerken, daß zwar alle Familienmitglieder meine Ankunft mit einer gewissen verlegenen Ablehnung begrüßten —

Helene. Wundert Sie das, Herr Oberst?

Oberst. Nein, das ist das Selbstverständliche! Aber ich glaubte weiter zu bemerken, daß Sie mir geradezu mit einem unverhohlenen Haß begegneten, der mich doch in Erstaunen versetzte.

H e l e n e. [Es sollte mir leid tun, wenn ich es in meinem Benehmen irgendwie an der schuldigen Höflichkeit hätte fehlen lassen.

O b e r s t. Nein, das nicht. Haß kann sehr höflich sein, sehr höflich. (Der Bursche tritt aus dem Schlafzimmer und wartet, als ob noch etwas zu befehlen sei.) Du kannst schlafen gehen! Kommen Meldungen von Wichtigkeit, die der Adjutant dafür hält, werde ich von der Wache geweckt. Gute Nacht! (Bursche ab.) [Haß kann sehr höflich sein, aber er ist dann wohl doppelt sichtbar.] Es interessiert mich nun zu wissen, weshalb und inwieweit Sie mich hassen.

H e l e n e. Ich bin nicht gewillt, Herr Oberst, Ihnen auf Fragen über meine Gefühle irgendwelche Auskunft zu geben, zumal ich nicht einsehe, wozu das nützen soll oder wozu es notwendig wäre. [Ich werde mich bemühen, Sie meine Gemütsstimmung während Ihrer ferneren Anwesenheit nicht merken zu lassen und, wenn ich darin gefehlt haben sollte, von jetzt doppelt korrekt zu sein Ihnen gegenüber. Damit ist die Unterredung wohl beendet? Sie wollen ja offenbar meine Frage doch nicht beantworten.

O b e r s t. Ich bin noch nicht mit dem anderen fertig.] Es liegt mir ganz fern, von Ihnen Aufschlüsse über Ihre Gefühle zu erbitten. Die gehen mich gar nichts an, damit haben Sie vollkommen recht. [Mir schien aber aus Ihrem Benehmen deutlich hervorzugehen, daß ich Ihnen nicht ein beliebiger, natürlich gehaßter Feind war, als ich in Ihren Kreis trat, sondern ich hatte den Eindruck, daß ich Ihnen bereits bekannt war, als Sie mich zuerst sahen.

H e l e n e. Sie mir bekannt, Herr Oberst? Nicht, daß ich wußte —

O b e r s t. Je nun, nicht vom Sehen, aber vom Hören.] Ich habe die Vermutung, daß Ihnen unwahre Dinge über mich berichtet worden sind, und zwar kurz ehe ich kam. Gerüchte sind Ihnen über mich hinterbracht worden, und ich wünsche, Klarheit zu schaffen, wünsche, Sie von deren Unwahrheit zu überzeugen.

Helene. Was kann Ihnen daran liegen, Herr Oberst? [Was kann Ihnen daran liegen, ob ich, gerade ich, richtig oder falsch über Sie unterrichtet bin?

Oberst. Genug, mir liegt daran. Sie brauchen nichts zu sagen. Ich kann mir sehr gut denken, was Ihnen erzählt worden ist.] Also, ich habe natürlich Ihren alten Knecht Jakob auf dem Vorwerk draußen mit seinen beiden Großsöhnen im Walde erschießen lassen —

Helene. Ja, ist das nicht geschehen?

Oberst. Hat man es erzählt? Verzeihen Sie, daß ich lachen muß. Ich wußte positiv nichts von dem Gerücht. Ich legte es mir nur nach dem zurecht, was wirklich geschehen ist. Ihr alter Jakob hat sich gar nicht widersetzt. Er hat ein paar ganz vernünftige Bedenken vorgebracht, die ich leider nicht berücksichtigen durfte; und dann ist er mit Leuten von mir in den Wald gegangen, um ihnen die besten Schläge zu zeigen, da ich den Wald nicht unnütz verwüsten will. Das ist alles.

Helene. Dann muß ich Sie um Verzeihung bitten, Herr Oberst.

Oberst. Es ist sehr lustig und lächerlich, nicht? Aber die Sache hat leider auch eine sehr ernste Seite. Diese wahn sinnigen Gerüchte, Erfindungen und Übertreibungen werden überall im Lande geglaubt. Und die Fälle, wo einmal die ganze militärische Strenge hat eingreifen müssen, werden phantastisch vergrößert dazugesetzt. So kommt es zu einem Mißverstehen zwischen Bevölkerung und Besatzung, das gefährlich ist, insbesondere für die Bevölkerung gefährlich ist.] Da wächst denn der unbegründete Haß, wie ich ihn an Ihnen sah. Der Grund, weshalb ich mit Ihnen sprechen wollte, ist: mit Ihrer Hilfe zu verhindern, daß die Lage gefährlich wird.

Helene. Mit meiner Hilfe? [Die steht Ihnen selbstverständlich bei solchem Anlaß zur Verfügung. Aber] Sie verkennen die Sachlage ganz, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen wesentlich helfen kann.

Oberst. Es klingt immer lächerlich, wenn si ch 1
Menschenkenntnis beinist. [Es gibt keine schwerere Wissen-
schaft. Und schließlich bleibt sie auch für den Erfahrensten
zuletzt immer nur Divination. Ich maße mir also keine
Menschenkenntnis bei, keine allgemeine.] Aber es gibt ein-
zelne Fälle, wo ich glaube, mich in einem Menschen nicht zu
täuschen, nicht täuschen zu können, weil ich vom ersten Augen-
blick an, ich möchte sagen, im Rapport mit ihm stehe. Ein
solcher Mensch sind Sie, Fräulein Helene.

Helene. Ich?

Oberst. Ja. [Ihr großer Arzt und Naturforscher Mes-
mer, der erst nach Frankreich kommen mußte, um nicht ver-
lacht, um in seiner Bedeutung erkannt zu werden, würde
diesen Rapport zwischen Ihnen und mir wahrscheinlich phy-
sikalisch nachweisen können. Es ist mir, versichere ich Sie,
in solchen Fällen, als ob ich mit dem anderen Menschen völ-
lig verflösse; so daß ich seine Gefühle fühlen, ja selbst seine
Gedanken mitdenken muß.] Daher weiß ich, daß Sie Ein-
fluß haben, daß Sie sich dieses Einflusses freudig bewußt
sind, daß Sie ihn gern, vielleicht sogar mit Stolz, ge-
brauchen. Ich frage nun, wollen Sie mir mit diesem Ein-
fluß helfen?

Helene. Sie können nicht erwarten, Herr Oberst, daß
ich irgend etwas tue, was dem Feinde meines Landes nützt,
was den Anschein erwecken könnte, als stünde ich auf seiner
Seite, oder auch nur — ich bin Ihnen gegenüber, da wir ja
doch in Rapport stehen, ganz offen — als vergäße ich einen
Augenblick, daß er mein Feind ist.

Oberst (macht eine Bewegung).

Helene. Ja, Herr Oberst, in den jetzt möglichen Gren-
zen werde ich immer Ihr Feind sein.

Oberst. Aber bleiben Sie in den jetzt möglichen Gren-
zen und vergessen Sie nicht, daß diese jetzt möglichen Gren-
zen sehr eng sind, sehr! Sie haben, solange wir hier sind,
nicht viel mehr frei als die Gefinnung.

Helene. Das ist schmerzlich wahr.

Oberst. Ich achte und ehre Ihre Gesinnung und denke keinen Augenblick daran, sie ändern oder auch nur beeinflussen zu wollen.

Helene. [Das würde Ihnen auch nie gelingen.]

Oberst. Es würde mich sogar schmerzen, wenn es je herbeigeführt würde. Denn Ihre Gesinnung und die Kraft Ihres Hasses ist ein sehr wertvoller, auch mir liebenswerter Teil Ihres Selbst.] In dem Rapport, in dem ich mit Ihnen zu stehen glaube, fühle ich in Ihrer Gesinnung und Ihrer Begeisterung gerade die Stärke und die Festigkeit Ihres Charakters.

Helene. Können Sie das so trennen? so unparteiisch betrachten? Daran sehe ich, Sie haben kein Vaterland; nicht das alte und nicht das neue ist Ihr Vaterland. Sie sind überall ein Fremder.

Oberst. Vielleicht haben Sie recht. Ich bin allein. Doch um auf meinen Vorschlag zurückzukommen: die Gesinnung, die Ihre wie die meine, läßt uns das ganze Gebiet nützlichen Handelns frei, auf dem wir uns finden können. Und das liegt gleicherweise im Interesse Ihres Landes wie des Meeres, dem ich angehöre. Ja, der größere Nutzen wird immer auf Ihrer Seite liegen; denn wir haben die Macht und können uns zur Not auch mit Gewalt Ruhe und Sicherheit schaffen. Aber ich versuche erst den gütlichen und friedlichen Weg. Wollen Sie?

Helene. Ich weiß nicht, Herr Oberst, ob ich bei meiner feindlichen Gesinnung, die ich Ihnen gegenüber nicht nur nicht verbergen kann, sondern die Ihnen gegenüber doppelt erwacht, so schmerzlich ich sie empfinde —

Oberst. Für dies Wort danke ich Ihnen, Fräulein Helene!

Helene. Es war vielleicht nur unbedacht.

Oberst. Um so besser!

Helene. Warum um so besser?

Oberst. Lassen Sie mir das als mein kleines Geheimnis!

Helene. Ich weiß noch nicht, ob ich in Ihrem Sinne etwas Nützliches zu leisten vermag. Ich will es überlegen.

Oberst. Überlegen Sie's! Und wenn Sie mir morgen Ihre Entschliehung sagen, die, so hoffe ich ehrlich, günstig ausfallen wird, so werde ich mit Ihnen alle Maßregeln besprechen, die ich vorhabe, und Ihnen sagen, was Sie zum selben guten Zweck tun könnten.

Helen e. [Noch eins, Herr Oberst! Wäre es nicht besser, wenn Sie mit meinem Oheim zusammen — ?]

Oberst. Nein. Ihr Herr Oheim ist ein sehr lieber, ehrlicher, aber kein energischer Mann. Er ist beliebt, aber ohne Einfluß, will das Beste und läßt die Dinge laufen. Ich glaube, er ist ein Philosoph, ein echt deutscher Greis, den ich hochschätze — aber nicht der Mann für das, was meine Sache braucht. Ich werde mit ihm alle Bekanntmachungen, alle Anordnungen besprechen; aber die wahre Verwaltung, die Überwachung der Ausführung, das versöhnende Einwirken — das kann nicht durch ihn gehen. Er ist zu alt. Dazu bedarf es eines Temperamentes. Sie sind ein Temperament. — Also, überlegen Sie's! Es wird mich freuen, wenn Sie zu einem Ja kommen.] Ich denke es mir für mich sehr schön, mit Ihnen bei aller Feindschaft an etwas Gemeinsamem tätig sein zu können.

Helen e. [Es würde in mir jedenfalls das Bedauern darüber stärken, daß wir Feinde sind, Feinde sein müssen!]

Oberst. Es wäre noch schöner, wenn wir nicht Feinde sein müßten.

Helen e. Ich teile diesen Wunsch, zumal Sie von Geburt ja Deutscher sind, Herr Oberst! Ich wünsche jeden tüchtigen Mann, auf seiten meines, in diesem Falle auch auf seiten seines Vaterlandes. Ich hegte diesen Wunsch, seit ich Sie sah.

Oberst. Und er gab bei aller Feindschaft unserem Gespräch Leben und Wärme, so unerfüllbar er ist.

Helen e. Gute Nacht, Herr Oberst!

Oberst. Gute Nacht, mein Fräulein! (Helen e ab; Oberst leuchtet ihr und kommt zurück, er steht einen Augenblick nachdenklich still, sieht noch einmal zurück, kommt ganz vor.)

* Adjutant (tritt aus der Taptentür).

Oberst. Sie haben die ganze Unterredung gehört?

Adjutant. Jawohl, Herr Oberst. Ich ging sofort hierher, als Sie mir den Wink mit den privaten Aufträgen gaben. Ich habe aber auch die Thür schon vorher überwachen lassen.

Oberst. Das war gut. Sie haben die ganze Unterredung gehört? Ich wollte jetzt fast, Beaulieu, daß Sie sie nicht gehört hätten.

Adjutant. Befehlen Herr Oberst, so habe ich kein Wort gehört.

Oberst (droht lächelnd). Sie haben ein so gutes Adjutantengedächtnis, daß Sie diesen Befehl gar nicht würden ausführen können. Beaulieu, Beaulieu, ich kenne Sie. Ich würde dadurch zu Ihrem Spießgesellen, wenn Sie diese Unterredung vergessen müßten. Nein, nein! Was für einen Eindruck hatten Sie von dem, was Sie gehört haben?

Adjutant. Daß dies Fräulein allerdings, wie Herr Oberst gleich vermuteten, hier unser gefährlichster Feind ist.

Oberst. Aber jedenfalls nicht der, den wir suchen, nicht der Spion, der geheime Nachrichtenbringer, der hier irgendwo sein Wesen getrieben haben soll.

Adjutant. Ich weiß doch nicht, Herr Oberst. Wo uns doch ausdrücklich mitgeteilt war, daß es wahrscheinlich eine Frau sei!

Oberst. Nein. Ich werde auch diese Fährte nicht aus den Augen lassen; aber ich wünsche nicht, daß Sie dies weiter vermuten und etwa auf eigene Rechnung Beobachtungen anstellen. Ich behalte mir diese Sache allein vor; sie darf nicht verwirrt werden, dadurch, daß mehrere sich damit beschäftigen.

Adjutant. Zu Befehl, Herr Oberst!

Oberst. Gut. (Geht auf und ab.) Sie ist ein famoscs Mädchen, Beaulieu, ein famoscs, tüchtiges, ehrliches Mädchen. Ihre Braut ist eine Deutsche. Sie kennen also den Typus dieser prachtvollen Frauen.

Adjutant. Jawohl, Herr Oberst. Aber meine Braut ist nicht so schwerblütig.

Oberst. Beaulieu, Sie sind ein Menschenkenner! (Er lacht.) Wissen Sie, daß es mir fast widerlich ist, daß ich diesem Mädchen nachspüren soll, daß ich ihr schon nachgespürt habe? Wie ich ihr, um sie zu prüfen, den Vorschlag möglichst ausführlich auseinandersetzte, daß sie mir in der Verwaltung dieses Gebietes helfen soll, da hat mich der Gedanke, weiß der Himmel! von seiner wirklichen Brauchbarkeit überzeugt. Eine kluge Frau ist in solchen Dingen sehr gut zu brauchen. Es ist eine alte Wahrheit, daß man den Gegner einer Sache nur an dieser braucht tätig sein zu lassen — und er wird an ihr beteiligt, wird an ihr interessiert und gibt schließlich seine Gegnerschaft bis zu einem gewissen Grade auf.

Adjutant. Das glaube ich bei diesem Mädchen nicht. Es sitzt zu tief. Es ist mir schon bei meiner Braut schwer genug gefallen.

Oberst. Ja, Ihnen, lieber Beaulieu! Aber dieses Mädchen macht im übrigen aus ihrer Gegnerschaft so wenig Hehl, daß darin gar keine Gefahr liegt.

Adjutant. Ich weiß doch nicht, Herr Oberst, [ob sie nicht das, was sie dabei erfahren müßte, mißbrauchen könnte.]

Oberst. Sie ist viel zu ehrlich, viel zu gerade.

Adjutant. [Wenn doch nun aber die Fährte der Spionagespüre, denen wir nachspüren sollen, mehrfach in diese Gegend führt, und hier ist ein Mensch, der uns bitter haßt, klug und geschickt ist, energisch und begeistert?

Oberst. Ich sagte Ihnen doch, daß ich davon nichts mehr hören will. Das sind überhaupt nervöse Ideen des Marshalls. Ich lasse es aber nicht aus den Augen, beruhigen Sie sich darüber! Ich werde es schon herausbekommen und, wenn überhaupt etwas an dem ganzen Verede sein sollte, dafür sorgen, daß dieser Spion uns künftig nicht mehr schadet! Von anderem! Haben Sie die Karte?

Adjutant. Hier ist sie. (Wird ausgebreitet, Oberst setzt sich und sieht hinein. Schweigen.)

Oberst. Sind die Wachen und Posten eingetragen?

Adjutant. Ja, hier — hier — hier. Es sind noch nicht darin, die der Herr Oberst jetzt auf dem Rundgang noch befohlen haben. Es sind diese Stellen, hier die kleine Bachbrücke, diese Straßentreuzung, dieses hochgelegene Haus.

Oberst. Es genügt. [Welche Wege müssen die Kuriere zur Division reiten?

Adjutant. Dieser geradeste Weg ist stellenweise sehr steinig und schlecht, nachts ohne Not nicht zu empfehlen. Der nächste ist dann über Oberdorf —

Oberst. Der ist bis jetzt benutzt worden.

Adjutant. Jawohl.

Oberst. Der dritte am Fluß entlang ist allerdings sehr weit um. Aber der über Oberdorf geht viel durch Wald. Immer zu zweit, in Abständen. Haben Sie das nicht schon selbst angeordnet?

Adjutant. Nein, Herr Oberst.

Oberst. Das wäre aber gut gewesen. Warum nicht? Das ist wichtiger als das Nachgrübeln über den mystischen Spion. Also von jetzt ab!

Adjutant. Zu Befehl, Herr Oberst!] (Schreibt.)

Oberst. Was ist noch an Meldungen gekommen, während wir den Rundgang machten?

Adjutant. Nebensächliches. Hier! (Gibt die Papiere.)

Oberst (sieht sie durch). Nichts, woraus man auf die Lage schließen könnte.

Adjutant. Nichts. Eine Ordonnanz erzählte, daß der Vormarsch an der Saale wieder stocke und einige Bataillone zurückgenommen wären.

Oberst. Welche?

Adjutant. Wußte er nicht.

Oberst. Also wieder zu Näherliegendem! Ich sagte Ihnen, daß ich Ihre Meinung über die Nichts nicht teile,

und Sie haben sich nun inzwischen gedacht, aha, er interessiert sich für diese Nichte —

Adjutant. Nein, Herr Oberst.

Oberst. Beaulieu, sagen Sie die Wahrheit! Ich hätte es als Adjutant auch gedacht. Also — ?

Adjutant. Es ist mir einen Moment mal durch den Kopf gegangen, aber gleich verwarf ich es wieder.

Oberst. Na, Gott sei Dank! So, nun will ich Ihnen auch den wahren Grund Ihres Verdachtes gegen das Fräulein nennen und den, weshalb ich sie nicht für schuldig halte. In ihre Nähe führen allerdings verdächtige Spuren, aber nicht zu ihr. Ist Ihnen in der Nähe des Fräuleins keine andere Person verdächtig vorgekommen?

Adjutant. Ich weiß im Augenblick nicht —

Oberst. Ja, Sie, Beaulieu, passen eben immer am vorzüglichsten auf die Weiber auf, da entgeht Ihrem Scharfblick nichts. Mir ist die Person dieses Assessors Elsholz, des Bräutigams Ihrer Spionin, dieses schwächlichen blassen Menschen, besonders unangenehm. Und das ist wohl nicht nur menschliche Antipathie.

Adjutant. Er ist auch mir aufgefallen.

Oberst. Also doch?

Adjutant. Ich dachte nur eben nicht an ihn. [Ja, er machte mir den Eindruck eines heimtückischen lauernden Menschen.

Oberst. Und eines unangenehm sinnlichen, fast verbrecherischen dazu.

Adjutant. Ja, aber dann machte mich wieder irre, daß er mit dieser Dame verlobt ist, deren reiner, wenn auch höchst gefährlicher Patriotismus —

Oberst. Ja, das kann einen auch irremachen, macht mich selbst irre an dem Mann.] Ich halte es für gut, daß er besonders genau beobachtet wird.

Adjutant. Zu Befehl, Herr Oberst! Aber es ist schwierig, wenn es nicht auffallen soll. Er ist in seinen Amtsgeschäften viel über Land.

Oberst. Ich weiß, man hat mir das auch gesagt. Das kann Finte sein. Suchen Sie ihn zu irgendwelchen Verwaltungsmaßnahmen mehrfach und zu verschiedenen Zeiten zu bestellen, daß er etwas weniger freizügig wird und wir ihn mehr unter den Augen haben.

Adjutant. Zu Befehl!

Oberst (es klopft stark). Herein! Was ist?

Ordonnanz (Kavallerist). Befehl von der Division!

Oberst (erbricht ihn). Das mit dem Zurückgehen hat zum Teil seine Richtigkeit —

Adjutant. Ist es wahr, daß unsere Truppen an der Saale direkt zurückgeworfen —?

Oberst. Hiernach nicht! Aber das ist ja trotzdem möglich. Jedenfalls bleiben wir nur noch zwei Tage hier. Aber geheim, Beaulieu! Sie tun weiter so, als ob wir uns hier für Erholungs- und Ruhequartier einrichten wollten.

Adjutant. Jawohl.

Oberst. Auch unseren Leuten gegenüber.

Adjutant. Jawohl!

Oberst. Sind Sie gestürzt? Sie bluten ja am Bein —

Ordonnanz. Nein, Herr Oberst! Es ist auf mich geschossen worden.

Oberst. Sind Sie so nahe am Feinde gewesen?

Ordonnanz. Nein, Herr Oberst. Es ist hier auf mich geschossen worden, im besetzten Gebiet, im Wald, eine Viertelstunde von hier.

Oberst (zum Adjutanten). [Sehen Sie, wie gefährdet der Befehl dadurch war, daß nur ein Mann allein ritt?

Adjutant. Jawohl. Ich hätte es gleich anordnen müssen, daß sie zu zweit reiten sollen.]

Oberst. Lassen Sie sich verbinden! (Ordonnanz ab.) Und Sie lassen, bitte, sofort feststellen, ob der Assessor Elsholz, der Bräutigam, abwesend oder zu Hause ist.

Adjutant. Zu Befehl! (Ab.)

Oberst (allein, steht in den Befehl). In zwei Tagen!

Vorhang

Dritter Aufzug

Esszimmer, gegen Abend

Helene, ein preussischer Emissär

Helene (liest ein Schriftstück, schüttelt mehrmals den Kopf).

Emissär. Sie suchen das Beglaubigungswort „Ort“. Es ist in der Adresse enthalten.

Helene (wendet das Blatt). Ja, richtig. Da steht es. Ich wäre nicht gern in eine Schlinge gegangen.

Emissär. Sehr begreiflich, gnädiges Fräulein. Bei diesen Geschäften muß man sich sichern.

Helene. Wie sind Sie durchgekommen? Wie werden Sie zurückkommen?

Emissär. Ich kenne hier jeden Weg und Steg und vor allem die dichten Wälder. Es hielt nicht schwer. Auf dem Rückweg freilich — da kann mir der törichte Schuß, den gestern jemand auf eine feindliche Ordonnanz abgefeuert hat, Schwierigkeiten genug machen; der Feind wird jetzt wachsamer sein.

Helene. Ja, der Schuß war sehr unnötig. — Ich schäme mich fast, daß ich Ihnen für Ihren so gefährvollen Weg nichts von Belang mitzugeben habe. Die Leute sind sehr verschlossen. Das einzige, was ich durch Zufall herausbekam, ist, daß sie offenbar mit keinem sehr langen Aufenthalt hier rechnen, obwohl sie so tun, als richteten sie sich für Wochen ein.

Emissär. Auch das ist schon wertvoll.

Helene. Ich weiß es von dem Adjutanten, der sich einmal verschnappt hat. Der Oberst selbst — verschnappt sich nicht. Ich muß ihm gegenüber sehr vorsichtig sein, weil er mich offenbar beargwöhnt. Er will bei der Verwaltung von mir beraten sein — doch natürlich nur, um mich zu kontrollieren.

Emissär. Sicher. — — — Wenn nicht —

Helene. Ja, auch das ist möglich.

Emissär. Haben Sie zugesagt?

Helene. Noch nicht. Ich bin noch unschlüssig. Ich verspreche mir sehr wenig davon.

Emiſſär. Es wird meinen Vorgesetzten wertvoll sein, zu erfahren, daß man auch hier gegen unseren geheimen Nachrichtendienst argwöhnisch ist und bestimmte Fährten verfolgt. Es scheint Verrat geübt worden zu sein.

Helene. Welche Truppenteile hier und in der Nähe stehen, ersehen Sie aus diesem Plan. Aus diesem Blatt die Verteilung der nächsten Wachen.

Emiſſär. Ich danke. Wir können beides verbrennen. Ich vergesse nichts.

Helene. Dort im Ofen ist Feuer. (Emiſſär verbrennt die Blätter.) Wann gehen Sie zurück?

Emiſſär. Vielleicht morgen — vielleicht gar nicht.

Helene. Wieso?

Emiſſär. Weil mich vielleicht meine Truppe hier wieder aufnimmt.

Helene. Wie?

Emiſſär. Ja. Es kann sein. Mehr darf ich nicht sagen. Jedenfalls sehe ich Sie noch einmal, ehe ich abgehe.

Helene. Wo bleiben Sie bis morgen?

Emiſſär. — — — Sie dürfen kein Mißtrauen darin sehen.

Helene. Es ist richtig, Schweigen als Grundsatz ist notwendig. Machen Sie sich nur keine Hoffnung, daß ich bis morgen noch viel erfahre!

Emiſſär. Was ich jetzt weiß, ist den Weg schon wert.

Helene. Hier planen wir —

Emiſſär. Das steht nicht in meinem Auftrag. Hier ist es vielleicht besser, wenn ich nichts weiß. (Verbeugungen, Emiſſär ab.)

Helene. Ihr könnt kommen.

Rat, Marie (kommen).

Marie. Vater, Helene! Was ist denn nur? Geheimnisvoller Besuch kommt. Ihr sprecht in dunklen Andeutungen, die ich nicht verstehe. Geht etwas vor? Ist irgend etwas Schreckliches im Werk, das ihr vor mir verborgen habt bis jetzt?

Kat. Liebes Kind, Sorge dich nicht! Es ist nichts im Werk, das dich zu ängstigen brauchte.

Marie. Doch, Vater, ihr verbergt mir etwas.

Kat. Nein, Kind!

Helene. Es ist nicht gut, Oheim, sie in dieser ängstlichen Ungewißheit zu lassen. Marie ist doch erwachsen, ist Braut. Sie ist auch tapfer und verständig.

Marie. Siehst du, Vater, es ist doch etwas daran. Was ist es denn?

Kat. Bitte, spricht leiser! Du weißt doch von der Flugschrift, Marie, die gestern auf meinem Tisch gelegen hat?

Marie. Ja.

Kat. Nun, die hat nicht bloß bei mir gelegen, sondern noch bei vielen anderen. Und da wollen sich die vom Kampfe zurückgebliebenen Männer auch hier schlüssig werden, was zu geschehen hat.

Helene. Es geht nicht, Herr Oheim, daß sie wieder die Wahrheit nur halb weiß. Es soll vielleicht gehandelt werden, Marie. Ich war selbst zuerst dagegen, du hast gehört, daß ich immer dagegen sprach. Aber ich habe auch eingesehen, daß es wohl sein muß. Die Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz kommen, lauten für uns günstig. Es ist wahrscheinlich, daß die Franzosen zurück müssen. Soviel wie möglich aber sollen vorher vernichtet werden.

Marie. Um Gottes willen!

Helene. [Hasenherz!]

Kat. Da siehst du's, Helene!]

Helene. Bist eine schöne Offiziersbraut! Solltest froh sein! Von denen, die hier fallen, schießt keiner mehr auf deinen Bräutigam.

Marie. [Glaubst du, ich erschrak wegen der Franzosen, die fallen sollen? Nein! Obwohl mich das Blutvergießen, das Morden graust. Euret wegen erschrak ich und bin ich in Angst. Werdet nicht ihr und wie viele Unschuldige mit euch Opfer sein, wenn der Plan vor dem Gelingen entdeckt wird? Oder, wenn er versucht wird und mißlingt?

Helene. Mißlingen darf er nicht.

Marie. Lenkst du das Geschick oder der droben?

Helene. Wenn er es will, daß wir für eine gerechte Sache zugrunde gehen, dann gut!]

Marie. Willst du, daß auch der Oberst getötet werde?

Helene. Ja, auch er — — — — Er zuerst!

Marie. Du bist grausam, Helene! Hat er dir nicht heute früh erst Blumen geschickt? Ich sah draußen auf dem Flur einen Strauß stehen mit einem Zettel dran: „Vom Feinde“. Ist er nicht für dich?

Helene. Jawohl, für mich. Er stand auf meinem Frühstückstisch. Ich wollte ihn wegwerfen, aber dann dachte ich, was können die armen Blumen dafür? und stellt' ihn auf den Flur. Er geht mich nichts an.

Rat (am Fenster). Robert kommt. Wie sieht er aus?

Marie. Was ist mit ihm — ? Er ist ja ganz bleich und wankt —
(Schweigen.)

Robert (kommt und sinkt gleich auf einen Stuhl). Gott sei Dank, daß ich hier bin! Ist keiner der Franzosen hier, kommt jetzt auch keiner?

Marie. Nein. Was ist denn?

Rat. Reden Sie, was ist geschehen?

Robert. Lassen Sie mich nur erst einen Augenblick mal ruhig sitzen! — — Helene!

Helene. Was?

Robert. Hättest mich bald nicht mehr wiedergesehen.

Helene (ist nahe herangekommen, nickt). Die Gefahr sieht nahe anders aus als von weitem.

Robert. Gefahr! Was weißt du denn von Gefahr! — Kampf, Mann gegen Mann, das ist nichts —

Helene. In jeder wirklichen Gefahr erscheinen die andern geringer.

Robert. Ach, was! Obwohl mich's auch schüttelte, da draußen im Walde, als der einsame Reiter kam und ich auf ihn losdrücken sollte, er allein, ich allein. [Aber ich vermocht's; und war mir doch klar, daß, wenn ich fehlte und

er merkte, daß ich allein sei, daß das schlimm für mich enden konnte.] Aber ich vermocht's und war ganz ruhig, als die Schüsse fielen, [wäre auch ganz ruhig gewesen, hätte er umgedreht und mich angegriffen; ich fühlte das.] Ach, das ist nichts, ist gar nichts. — Aber in der Schlinge sitzen, in der Schlinge sitzen — im Zimmer bei Sonnenschein, Kinder spielen draußen, es wird nicht lauter gesprochen, nicht erregt, ganz ganz ruhig, nur mit dieser fatalen Bestimmtheit, und du hast das Gefühl, dieses ruhige Sprechen kann plötzlich mit deinem Tode enden — [du kannst dich nicht wehren, nicht durch Aufregung des Kampfes betäuben —] draußen die Kinder spielen ruhig weiter und merken gar nichts davon, daß das ruhige Sprechen der fremden Männer da im ebenerdigen Zimmer um Leben und Tod geht — Gott bewahre mich davor, daß sich das noch einmal wiederholt! Verbergt mich, wenn einer kommt! Denn ob sie nicht wieder anderen Sinnes werden —

Kat. Also du warst der Nachtschütze! Weshwegen haben sie dich denn wieder freigelassen? Erzähle doch im Zusammenhange!

Robert. Ja, haben mich freigelassen, nicht gern, nicht gern, auch erst, als der Oberst dazukam. Der hat's so angeordnet.

Helene. Der Oberst — ?

Robert. Ja, der Oberst. Weiß auch nicht, weshalb! Hat mich auch verhört. „Genügt nicht!“ hat er gesagt, und die anderen, besonders der Leutnant, der Adjutant, haben immer widersprochen, so daß der Oberst ganz grob geworden ist. [Da, als er so für mich sprach, ich verstand ja ihr Französisch ganz gut, obwohl sie sehr rasch und sehr erregt sprachen,] da kam mir der Mut wieder; es wurde mir so lebendig, so wirklich, was ich ihm da erzählte, vorlog, wo ich gewesen sei die Nacht. Ich sah's ordentlich vor mir. Da schien er's zu glauben und befahl, gegen den Widerspruch aller der anderen, mich freizulassen. Werde aber doch wohl hier keinen unbeachteten Schritt mehr tun können. [Denn

die anderen wollen ihm doch sicher beweisen, daß sie recht haben und nicht er.] Vielleicht fällt ihm auch wieder ein, doch noch mal nachzufragen. Ich glaube, ich gehe besser fort von hier —

Helene. Und du wolltest die große, die entscheidende That tun!!

Robert. Ach, was! Wenn erst gehandelt wird, wenn es drauf und dran geht, dann ist das ganz etwas anderes! Dann mache ich mit! Nur nicht so einzeln, so ohne Kameraden, so gegen ruhiges gleichmütiges Sprechen. Muß jetzt fort, irgendwohin. Aber ich komme wieder, wenn es soweit ist, heute nacht vielleicht. Den Lehrer hab' ich gesprochen, noch ehe sie mich mitnahmen, und den Sonderling vom Glashaus und ein paar andere.

Rat. Wenn sie's sich nicht anders überlegt haben, nachdem sie erfahren haben, wie es dir ergangen ist. — Jetzt wird nichts mehr möglich sein, wo ihr Verdacht rege ist und sie aufpassen werden, daß keiner unbemerkt mehr von hier bis in den Stall kommt. Jetzt nicht mehr!

Helene. Jedenfalls gar nicht oder gleich!

Rat. Trink einen Schluck Rotwein!

Robert. Ja, gib her! (Trinkt.) Das tut gut. Das wärmt! War ganz kalt. — Sie müssen zurück! Ihr wißt's schon?

Rat. Es soll —

Robert. Es ist sicher.

Rat. Woher ist es sicher?

Robert. Es ist's, ich habe meine Quellen. Und dann sollen die Franzosen dran glauben, alle, die wir fassen können.

Helene. Auch der Oberst?

Robert. Jawohl. Warum nicht?

Helene. Dem du es verdankst, daß du noch lebst?

Robert. Wäre er gescheit, hätte er mich nicht aus der Schlinge gelassen. Der Oberst mit! Was hätte es denn auch für Zweck, wenn man die Führer gerade ausließe!

Helene. Es will ihn keiner auslassen. Aber doch wäre es verständlich, wenn du zuerst die Empfindung haben wür-

dest, daß du deinen Retter schützen möchtest. Im übrigen sei sicher, daß er dich nicht aus Dummheit freigelassen hat. Er wird irgendwelche sehr klugen oder sehr vornehmen Gründe dafür gehabt haben.

Robert. Sieh mal an! [Scheinst ja ordentlich für ihn zu schwärmen. Habe schon erfahren, daß er dir sogar Blumen geschickt hat heute früh.]

Helene. Brich diesen Ton ab, rate ich dir!

Robert. Nun, nun, ist ja nicht so gemeint!

Helene. Was für ein Lärm?

Robert (ans Fenster). Ein Pferd geht durch. Es schleift einen Mann.

Helene. Gott!

Robert. Schadet nichts! Ein Feind! Wird seine Hosen zerreißen, blutet schon über und über. Was will der andere? Er packt's, er stürzt, er wird mitgerissen — aber er läßt nicht los. Sieh nur, wie er sich festklammert, wie er ihm den Kopf niederzwingt! — Er kriegt's in die Gewalt. [Herrlich! Diese Kraft! Man fühlt sie ordentlich im eigenen Arm. Jetzt steht es. 's ist auch ein Franzose.]

Helene. Dann kann es nur einer sein. Ich seh' ihn nicht. Das Pferd verdeckt ihn.

Robert. Jetzt erkenne ich ihn.] Der Oberst ist es.

Helene. Das dachte ich mir.

Robert. [Aber er muß doch fallen.]

Helene. Jetzt muß er verbunden werden, wenn er verletzt ist. Bittet ihn herauf! Ich hole Verbandzeug. (Ab.)

Robert. Er kommt schon auf das Haus zu.

Marie. Komm mit mir, Robert! Es ist vielleicht besser, wenn er dich jetzt nicht sieht.

Rat. Natürlich, ja, Robert!

Robert. [Glaubt ihr, ich hätte Lust zu bleiben? Nicht im geringsten, nicht im geringsten!] Beobachtet und erzählt mir nachher! (Mit Marie ab.)

Rat (schüttelt bedenklich den Kopf.) [Draußen hört man „C'est bien le diable! Vous le garderez jusqu'à demain, sans lui donner quelque

chose.“ Andere Stimme: „C'est un cheval prussien, ennemi de tout son cœur.“ (Lachen.) „Allons vite, il est déjà tard!“]

Oberst (nach draußen). Vous soignerez le blessé, si le médecin n'est pas encore rentré? (Tritt etwas verschmutzt, zer= rissen auf.) Guten Tag, Herr Rat! Sind Sie mit dem Kaffee schon fertig? Ich wollte mich eben zu einer Tasse bei Ihnen einladen.

Rat. Aber —

Oberst (lachend). Sie deuten auf meinen Anzug. Ja, er ist nicht ganz besuchsmäßig. Im Kriege darf man es nicht so genau nehmen.

Rat. Wir sind sehr erschrocken, wie wir den Lärm hörten und Ihre gefährliche Lage sahen.

Oberst. Es war wirklich nicht weiter gefährlich. Sie sind doch auch Reiter, Herr Rat.

Rat. Gewesen, Herr Oberst.

Oberst. Gewesen — Wissen Sie, daß dies Wort mir immer geradezu wehe tut? Alles, was wir sind, sollten wir bis zum letzten Augenblicke sein und dann aufhören zu existieren. [Ich erinnere mich nicht mehr genau, seit wann ich diese Abneigung gegen das Wort habe. Es gab eine Zeit, wo ich sie nicht hatte, wo es mir gleichgültig war oder sogar angenehm. In der Jugend, wissen Sie, wo man nicht schnell genug eine Phase nach der anderen durchlaufen kann. Dann fing es irgendwann an, mir beschwerlich zu werden. Und jetzt ist es mir scheußlich, wo ich es nur höre.

Rat. Das sagen Sie, Herr Oberst, der Sie jung sind —

Oberst. Na, na, so jung auch nicht mehr! Das Wunder des Alterns, eben mit diesen vielen „Gewesen“ habe ich auch schon erlebt und erlebe es täglich an tausend Kleinigkeiten und einigen wichtigen Dingen, die den ganzen Menschen bestimmen. Es ist wahr.

Rat. Was sollen da wir Alten sagen?

Oberst. In der That, Herr Rat, ich weiß es nicht. Wenn ich daran denke, so möchte ich fast wünschen, nie in die Lage zu kommen, diese Frage für mich beantworten zu müssen.

Rat. Und doch werden auch Sie sich ganz unmerklich dahin finden, wo ich jetzt bin. Man gewöhnt sich daran. Man sieht eins nach dem andern schwinden, aber man entbehrt es erstaunlicherweise nicht mehr. Man wird wohl manchmal, an schönen Herbsttagen besonders, wehmütig. Aber doch ist man bald wieder im Gleichmut. Man ist in sich so sicher, so umschlossen. Man trägt das vergangene Leben als unverlierbaren Besitz in sich. Man hat alles Schöne der Erde genossen und ist dankbar. Man ist unberührbar für die andern und fast für das Schicksal. Jeder Verzicht wird leicht; denn man hat viele Menschen sterben sehen — die man, seltsame Entdeckung! nun auf einmal doch nicht verloren hat. Doch ich verliere mich.

Oberst. Sie sind glücklich, Herr Rat.

Rat. Eins freilich, man wird einsam, weil man die Einsamkeit so notwendig braucht. Und man leidet doch unter der Einsamkeit.

Oberst. Einsamkeit — Herr Rat, das ist keine Besonderheit des Alters.

Rat. Meinen Sie nicht?

Oberst. Eher des Charakters oder, wenn Sie wollen, des Geschicks.]

Helene (kommt mit Verbandzeug). Sind Sie verletzt, Herr Oberst?

Oberst. Sicher nicht schlimm. Es ist zu liebenswürdig von Ihnen, daß Sie daran gedacht haben. Aber ich bitte Sie, machen Sie sich doch keine Mühe! Der Feldscher wird gleich zur Hand sein, wenn es überhaupt notwendig sein sollte.

Helene. Nein, man sagte mir, daß er fortgegangen und noch nicht zurück sei. Bitte!

Rutscher (tritt auf). Herr Rat!

Rat. Was ist?

Franz. Wegen dem Pferd, das durchgegangen ist. Kommen Sie doch mal sehen, in welchen Stall am besten. Es wird uns vielleicht als unbrauchbar hier gelassen. Das wäre doch sehr gut.

Rat (zum Obersten). Ich soll wegen des Pferdes einen Augenblick –

Oberst. Bitte! Sie werden mich nachher hier noch finden.

Rat (mit Kutscher ab).

Oberst. Ich suchte Sie, mein Fräulein, als ich heraufkam. [Und ich habe kaum noch gewußt, womit ich Ihren Herrn Oheim so lange unterhalten sollte.] Nun ist mir der Zufall günstig, daß ich doch noch allein mit Ihnen sprechen kann.

Helene. [Sie bluten.

Oberst. Richtig. Da muß ich aber schnell vom Teppich herunter. Blutflecke lassen sich so schlecht entfernen. Nun also –

Helene. Lassen Sie mich erst verbinden!

Oberst. (schlägt den Armel auf). Wie Sie wollen. Ich nehme Ihr Anerbieten gern an, so unbedeutend der Anlaß ist.

Helene. Der Riß ist ziemlich tief. Sie müssen mit dem Arm an etwas angeschlagen worden sein.

Oberst. Ja, richtig, an eine Hausdecke. Ich bekam den Gaul nicht gleich fest.] (Verbinden.)

Helene. Ich möchte nicht, daß Sie die geringe Hilfe, die ich Ihnen hier leistete, mißdeuten, Herr Oberst. Aber ich habe mit angesehen, wie Sie den einfachen Grenadier retteten. Das war eine schöne That.

Oberst. Die Sie überschätzen, Fräulein Helene. Jeder hätte bei gleicher Gelegenheit das gleiche getan. [Sicher auch jeder Offizier des Königs von Preußen.

Helene. Ja, sicher.]

Oberst. Es ist der Rede nicht wert. Und der arme Geschleifte brauchte Ihre Hilfe vielleicht nötiger als ich, wenn Sie doch schon die Caritas sein wollen.

Helene. Caritas? Nein. [Ich wünsche im Gegenteil, daß er an seinen Verletzungen zugrunde geht.] Er ist nur mein Feind.

Oberst. Verzeihen Sie, wenn ich da Ihre Logik nicht erkenne. Eineinfacher Grenadier, deren wir Hunderttausende

haben! Ein Oberst, der zugrunde ginge, wäre doch ein lohnenderer Gewinn für Sie.

Helene. Ich würde auch für Sie nicht eine Hand rühren, Herr Oberst, wenn es mich nicht beglückte, irgend etwas Achtungswertes am Feinde zu sehen, etwas, das mich daran denken läßt, daß auch die Feinde Menschen sind.

Oberst. [Ich gebe Ihnen dieses Kompliment zurück, Fräulein Helene. Auch Ihre Handlungsweise ist schön, ist, zumal bei Ihrer ehrlichen Abneigung gegen uns, schön. Wenn Gegner sich achten, das ist sicher für beide Teile ehrenvoll. Und ich preise jetzt doppelt den kleinen Zufall, der es herbeigeführt hat, daß wir uns als solche Gegner kennenlernen.]

Helene. Noch einen Augenblick, Herr Oberst, ich bin gleich fertig.

(Geht ab, um etwas zu holen.)

Oberst. Bitte sehr! (Allein.) Und doch stimmt etwas hier nicht. Warum sind die kleinen Löcher an den Läden vernagelt? Warum waren auf einmal heute die Läden an den Vorratsräumen geschlossen? (Öffnet das Fenster.) Sentinelle!

Stimme (nicht ganz nah). Monsieur le colonel!

Oberst. Vous irez toujours jusqu'ici et donnerez attention surtout à cette porte et à ces fenêtres!

Stimme (seht nah). A vos ordres!

Helene (kommt zurück).

Oberst. Ich habe eben das Fenster noch einmal geöffnet. Die kühle Herbstluft ist herrlich. Kommen Sie, atmen Sie!

Helene. Es kommt schon recht frisch von den Bergen. (Sie kommen ins Zimmer zurück.) Herr Oberst, ich habe Ihnen auch noch für eine Freundlichkeit zu danken.

Oberst. Das wäre?

Helene. Die Blumen, die Sie mir schickten, die ich aber nicht annehmen kann.

Oberst. Ich sah sie schon verbannt draußen auf dem Flur stehen. Warum wollen Sie sie nicht annehmen? Sie sind freilich ein komisches Geschenk. Denn sie gehören ja Ihnen; ich habe sie selbst unten in Ihrem Garten gepflückt.

Helene. Ich kann sie nicht annehmen, weil sie vom Feinde sind.

Oberst. Diese Antwort freut mich.

Helene. Wieso?

Oberst. Ich hatte einen anderen Grund gefürchtet als diesen.

Helene. Welchen?

Oberst. Daß Sie mir eine persönliche Ablehnung damit zu erkennen geben wollten.

Helene. Ist das nicht in der Wirkung dasselbe?

Oberst. Nicht ganz. Sie konnten meine kleine Aufmerksamkeit für zudringlich halten.

Helene. Das habe ich nicht getan.

Oberst. Und mit Recht. Sie entsprang lediglich dem Wunsche, Ihnen nach unserem Gespräche von gestern abend mit diesen Blumen zu sagen, daß ich an dem, was ich gestern in der Nacht sprach und vorschlug, auch heute am hellen Tage festhalte. Es ist wohl gut, wenn man das betont. [Aus der Dunkelheit der Nacht tauchen oft scheinbare Möglichkeiten, Pläne und Gedanken, Hoffnungen und Träume auf, die im Licht des nächsten Tages zergehen. Ich habe das zu oft erfahren, um nicht selbst immer wieder zu zweifeln. Ich habe nun heute morgen noch einmal wiederholt, was wir gesprochen haben, und es hielt dem Lichte und der klaren Nüchternheit des Tages stand.]

Helene. Täuschen Sie sich da nicht, Herr Oberst? Ich war jedenfalls gestern von der Möglichkeit unserer gemeinsamen Arbeit, die Sie vorschlugen, überzeugter, als ich es heute bin. Mir kam heute vor, als hielten Sie mich – sehr unbegründet! – für gefährlich und suchten mit Ihrem Vorschlage nur mich zu binden, mich stets unter Ihrer Beobachtung zu haben. Ich bin sehr offen, Herr Oberst.

Oberst. [Wenn dem nun so wäre – ?]

Helene. Dann würden Sie doch, nachdem es einmal ausgesprochen ist, selbst den Gedanken fallen lassen müssen.]

Oberst. Wenn dem nun so wäre, ich hätte den Gedanken aus einer unlauteren, mir von der Lage diktierten Absicht

gefaßt, was entschuldbar wäre, aber ich hätte ihn, während wir über ihn sprachen, für wahrhaft vortrefflich erkannt – und wiederhole ihn nun jetzt mit mehr Bedeutung, mehr Ehrlichkeit?

Helene. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen doch nicht ganz traue und auf meiner Hut bin.

Oberst. Das hindert nicht. Ich bestreite ja auch nicht, daß ich Ihnen gegenüber immer vorsichtig sein werde.

Helene. Das ist ein neuer Gesichtspunkt, unter dem ich die Sache noch nicht betrachtet habe –

Oberst. Wollen Sie noch mehr Zeit zur Überlegung – ?

Helene. Ja.

Oberst. Aber bedenken Sie, Fräulein Helene, jede Stunde Zeit verändert die Lage, unter der der Vorschlag gemacht ist. Ihre Antwort kann kommen, wenn sie nicht mehr paßt, wenn das eingetreten ist, was mein Vorschlag gerade verhüten wollte, wenn es zu spät ist.

Helene. Was meinen Sie damit?

Oberst. Den gestrigen hinterlistigen Angriff auf meine reitende Ordonnanz.

Helene. Ich hörte davon, und ich hörte auch, daß Sie eingriffen in den Spruch der militärischen Richter und einen Unschuldigen retteten.

Oberst. Habe ich das getan?

Helene. Ich denke doch, daß Sie diese Überzeugung gewannen. Denn sonst verstünde ich Ihre Handlungsweise nicht –

Oberst. [Es könnte ja auch sein, daß ich ein kleines Opfer der Gerechtigkeit brachte, um noch nicht hier den inneren Krieg zu erklären, um meinem Vorschlag friedlicher Zusammenarbeit zwischen Ihnen und mir nicht gleich den Boden entziehen zu müssen.

Helene. Ist das Ihr wahrer Grund?

Oberst. Nein, Fräulein Helene, ich will nicht die Unwahrheit sagen.] Ich will Ihnen ein Verständniß machen, daß Sie doch einmal hören müssen, gleichviel, wie Sie es

aufnehmen. Bei jedem anderen Verdächtigen würden mir — wie den anderen Richtern bei diesem — die vorgebrachten Verdachtsgründe genügt und als ebenso viele Beweise für die Verurteilung gegolten haben. Bei Ihrem Bräutigam aber —

H e l e n e. Hätten Sie ihn meinetwegen geschont?

O b e r s t. Ja. Aber anders, als Sie denken. Bei Ihrem Bräutigam fürchtete ich, mich allzu rasch und leicht von der Schuld überzeugen zu lassen, allzu willig an ihn als den Täter zu glauben, weil er dann aus meinem Wege verschwunden wäre — und er ist mir im Wege, das gestehe ich offen ein. Deshalb bezwang ich mich und mißtraute den Beweisen, um mir nicht vorwerfen zu müssen, daß ich ihn meinetwegen und nicht seiner That wegen hätte erschießen lassen. Nun wissen Sie's. Ich denke, daß er jetzt gewarnt ist.

H e l e n e. Auch ich bin es, Herr Oberst. Ich kann jetzt auf Ihren Vorschlag Antwort geben. Ich lehne ihn ab.

O b e r s t. Ist das Ihr letztes Wort?

H e l e n e. Mein letztes. (Schweigen.) Ich werde für die Zeit verreisen, die Sie noch hier sind.

O b e r s t. Das kann ich nicht gestatten. Sie dürfen das Gut nicht verlassen. Und ich muß Sie bewachen lassen, wenn Sie mir nicht Ihr Wort darauf geben, daß Sie dieser Unordnung Folge leisten werden. Ich muß es.

H e l e n e. Sie sind der Herr und haben zu befehlen.

O b e r s t. Ein ritterliches ehrliches Wort, dem ich trauen darf? Fräulein Helenel Ich stehe als Feind vor Ihnen. Aber ich habe Sie achten gelernt, und ich glaube, Sie werden an mir nichts gefunden haben, was Sie veranlassen könnte, mich nicht zu achten —

H e l e n e. Nein, Herr Oberst!

O b e r s t. Ich habe mir im Verkehr mit dem Feinde — und er dauert schon lange genug — Grenzen gesetzt, wohin die Feindschaft nicht dringen darf, wo der Mensch dem Menschen weiter so arglos gegenüberstehen muß, als wäre Frieden. Ich habe noch keinem Feinde mein Wort gebrochen.

Und ich habe es erlebt, daß der Kaiser mein Wort in einem Falle, wo ich es nicht mehr einlösen konnte, für sich als bindend betrachtet hat.

H e l e n e. [Was war das — ?]

O b e r s t. Vor einem Jahre war ich verwundet in einem abgelegenen Schloß untergebracht, das seinen Besitz mehrfach zwischen Preußen und Franzosen wechselte und zeitweise von beiden verlassen fern dem Kampfe in tiefer Stille lag. Mit mir war dort, im selben Zimmer, ein ebenfalls schwer verwundeter preußischer Offizier, mit dem ich mich befreundete. Wir gaben uns gegenseitig unser Wort, daß jeder den anderen, wenn das Schloß in die Hände des einen oder des anderen Heeres fiel, vor Gefangennahme durch die Seinen schützen würde. Mehrmals geschah es, und die Befehlshaber beider Parteien achteten unser Wort. Da genas ich allmählich und mußte zu meiner Truppe zurück. Ein späterer französischer Kommandant gab auf die Erzählung des Preußen nichts, der nun nur allein noch in dem Schlosse war, und nahm ihn gefangen. Ich erfuhr es. Ich meldete es dem Marschall, es ging bis an den Kaiser.] Er sandte, um meines vielleicht leichtsinnig gegebenen Ehrenwortes willen, den (einen) Gefangenen an seinen König zurück. Ich verehere den Kaiser tief als den gewaltigsten Mann des Jahrhunderts. Aber ich liebe ihn seit dieser That. — — — — [Gewiß, auch der König von Preußen würde so gehandelt haben.]

H e l e n e. In diesem selben Sinne gebe ich mein Ehrenwort. Aber ich bitte Sie, eine Bedingung daran knüpfen zu dürfen, — eine Bedingung, die in Ihrem Belieben steht und die leicht zu erfüllen ist —

O b e r s t. Was wäre das für eine Bedingung?

H e l e n e. Die, Herr Oberst, daß wir uns während Ihres hiesigen Aufenthaltes nicht mehr sehen, wenigstens nicht mehr allein sehen und sprechen.

O b e r s t. Ich sage Ihnen diese Bedingung zu, mit der einen Klausel: außer, wenn Sie selbst eine solche Unterredung herbeiführen.

Helene. Das wird nicht geschehen, Herr Oberst. Also mein Wort!

(Hand.)

Oberst. (nicht gleich loslassend). Soll das das Letzte sein?

Helene. Ja.

Oberst. [Fräulein Helene, wir sollen uns, wenn diese Unterredung beendet ist, nie mehr sprechen?

Helene. Nein!

Oberst. Ich wollte jetzt gehen und mit mir eine Stunde allein sein. So aber muß ich noch einen Augenblick bleiben.

Helene. Was wollen Sie noch, Herr Oberst —?

Oberst. Wenige Minuten auskosten und leben.] Ihre Bedingung und meine Zusage geben mir eine Freiheit zu sprechen, wie ich sie bisher Ihnen gegenüber nicht hatte, geben mir auch die Kraft, Ihnen das Letzte einzugestehen.

Helene. Nicht weiter, Herr Oberst, ich beschwöre Sie.

Oberst. Warum? Wenn es das Letzte ist? Da können Sie mir die paar Worte, die ich noch zu sagen habe, nicht abschlagen. Sie wissen zwei Gründe, weshalb ich die gemeinsame Arbeit mit Ihnen suchte; den, den ich Ihnen nannte, um Gefahr für unser beider Volk abzuwenden, und den, den Sie errieten, Sie zu beobachten und zu überwachen. Jetzt erfahren Sie denn den dritten und stärksten Grund zu meinem Vorschlag —

Helene. Genug, Herr Oberst! [Ich halte mich kaum mehr. Es wirbelt um mich.] Ich flehe Sie an, lassen Sie mich meine Besinnung finden!

Oberst. Ihr Oheim kommt. Fassen Sie sich! Ich erwarte Sie.

Helene. — — —

Rat (kommt).

Oberst. Es ist spät geworden. Ich wollte nicht gehen, ehe Sie kamen. Aber nun ist es Zeit.

Rat. Ich bedauere es, daß Sie schon gehen. Das Pferd habe ich angesehen, Sie werden es für die Truppe oder als Zugpferd nicht mehr brauchen können. Es hat sich am Bein ziemlich stark verletzt. Es ist, wie ich jetzt hörte, draußen auf dem Vorwerk auch immer schon recht schwierig gewesen. Und

für uns wäre es doch ein rechter Nutzen, wenn wir es zurückerhielten, wo fast gar keine Pferde mehr da sind —

Oberst. Ich will es überlegen, Herr Rat, ich denke, es wird sich machen lassen.

Rat. Das wäre schön.

Oberst. Doch nun gute Nacht, Herr Rat! Ich muß noch zu Pferd und die Wachen abreiten. Hoffentlich begegne ich keinem ungeschickten Nachtschützen, der mir die Stiefel zerschießt! Gute Nacht, Herr Rat! Gute Nacht, Fräulein Helene!

Helene. Gute Nacht, Herr Oberst! (Oberst ab.) Herr Oheim, ich habe mir die Sache mit Robert überlegt. Er hat mich gestern wieder gebeten, die Hochzeit zu beschleunigen. Ich wollte nicht. Sie wissen ja. Aber dann dachte ich wieder —

Rat. So plötzlich, mein Kind?

Helene. Ich dachte, weil Sie doch Standesbeamter sind, Herr Oheim, und jetzt im Kriege das Aufgebot und all die Verzögerungen unterlassen werden können —

Rat. Ja, willst du denn gleich im Augenblick getraut werden?

Helene. Ich hatte gedacht, vielleicht morgen früh.

Rat. Helene, verzeih, daß ich deinen Entschluß noch nicht ganz fasse. (Er steht auf.) Weißt du, ich hätte mich nach allem, was du mir in der letzten Zeit gesagt hast, was ich, wenn ich euch zusammen sah, still für mich beobachtet habe, weniger gewundert, wenn du eines Tages zu mir gesagt hättest: Lieber Oheim, Sie haben sich in dem Manne, mit dem Sie mich versorgen wollten, geirrt. Suchen Sie, die Verlobung auf eine gute Art zu lösen!

Helene. [Ja, ich hätte wohl so sprechen können —

Rat. Und hättest auch nicht unrecht gehabt. Je länger und je näher ich Robert kennen gelernt habe, seit du verlobt bist, um so mehr sind mir Bedenken gegen diese Verbindung gekommen. Nicht, als ob ich nicht in Roberts Charakter und Wesen manches anerkennenswert und tüchtig fände, auch heute noch! Aber ich glaube doch, daß ihr beide nicht recht

zusammenpaßt. Und immerhin, er hat bei längerer Bekanntschaft auch etwas in meinen Augen verloren. Aber vor allem: er und du! Du brauchtest einen Mann, der dir ähnlich ist oder der deinen Vorzügen andere starke Vorzüge an die Seite zu setzen hätte, der tatkräftig ist und doch auch voll Seele, der das Schöne und Große lebendig empfindet und nicht untergeht im Alltäglichen, nicht Robert!]

H e l e n e. Das alles mag richtig sein, Herr Oheim. Sie kennen die Menschen besser als ich. Und doch bitte ich Sie, beschleunigen Sie die Hochzeit, so sehr Sie können!

R a t. Was ist nur geschehen? Wir sind doch täglich zusammen. [Aber ich habe nichts bemerkt, das mir deine Sinnesänderung erklären könnte. Ist dir irgendein heimlicher Bewerber genakt, dem du jede Hoffnung nehmen möchtest? Nun, eine Verlobte, eine Braut, das ist doch schon Ablehnung genug, dächte ich. Auch müßte mir doch etwas aufgefallen sein. Und sonst?] Ist etwa aus deinem Innern, das du vor uns allen ja immer sorgsam verschließt —

H e l e n e. Herr Oheim —

R a t. Es soll ja kein Vorwurf sein. Ist aus deinem Innern irgendeine neue Idee aufgestiegen, die dich auf einmal die Heirat wünschen läßt gar nicht um ihrer selbst willen?

H e l e n e (schweigt).

R a t. Nun, ich will dich nicht mit Fragen quälen. Du wirst für deinen plötzlichen Entschluß schon deine Gründe haben. Ich erfülle dir ja auch gern jeden vernünftigen Wunsch. Aber warnen möchte ich dich doch noch einmal, ehe es zu spät ist. Robert soll ein Verhältniß angeknüpft haben.

H e l e n e. Das ist ja so gleichgültig. Da kommt Robert. Wollen Sie gleich mit ihm sprechen?

R a t. Ja. Aber noch nicht so, daß du gebunden bist. Du mußt es noch einmal beschlafen vorher. Und dann mußt du's mir wiederholen.

H e l e n e. Was ich morgen sage, wird nicht anders lauten.

R o b e r t (kommt). Gut, daß ich euch beide hier finde. Die Leute werden gleich unten im Kellerraum sich versammeln.

Helene. Vorher etwas anderes! [Ich habe mit dem Oheim wegen unserer Hochzeit gesprochen.]

Robert. Du? Das ist ja merkwürdig.]

Rat. Helene hat mir mitgeteilt, daß Sie um Beschleunigung der Hochzeit gebeten haben.

Robert. Nicht eigentlich um Beschleunigung, Herr Rat, wenn ich so sagen soll. Ich habe nur darum gebeten, die Hochzeit überhaupt einmal ins Auge zu fassen. [Man muß bei einer schon so lange bestehenden Verlobung doch ein Ende, ein Ziel absehen.]

Rat. Nun ja, eben deswegen —]

Robert. Aber eine Beschleunigung, so daß wir jetzt etwa gleich die Hochzeit festsetzen müßten, habe ich nicht gemeint.

Rat. Aber wenn nun Helene sich auf Ihr stetes Drängen hin die Sache so überlegt hätte und es so für am besten hielte, da wären Sie doch einverstanden?

Robert. [Da möchte ich doch auch erst noch einmal überlegen. Ich weiß das nicht so im Augenblick. Gerade jetzt, wo so viel vorgeht, so viel und so Gefährliches zu tun ist, ist man im Handeln vielleicht freier und kühner, wenn man noch nicht das festeste Band angelegt hat, wenn man nicht daran zu denken braucht, daß man jemand hinterläßt.]

Rat. Diese Gründe lassen sich hören. Sie glauben also nicht, daß Sie sich zu einer sofortigen oder baldigen Hochzeit entschließen werden?]

Robert. Ja, Herr Rat, Helene — ich möchte erst einmal wissen, was dich so plötzlich umgestimmt hat. Ich bin ja wie aus den Wolken gefallen.

Helene. Genug, ich habe es mir auf deine gestrige Bitte hin noch einmal überlegt. Du warst in Gefahr heut —

Robert. Ich glaube dir nicht, daß dich das bestimmt.

Helene (trotzig). Doch! Du kannst es mir glauben. Ich will auch, daß du jetzt, wo du einmal verdächtig und doppelt gefährdet bist, nicht mehr an der Sache teilnimmst. Beantworte jetzt die Frage des Oheims!

Robert. Nein. Ich kann das nicht so überstürzt. Und jedenfalls nicht, ehe ich nicht deinen wahren Grund kenne.

Helene. Ich habe ihn dir genannt.

Robert. Nein, das ist er nicht. Es muß etwas anderes dahinter stecken. Du bist überhaupt in letzter Zeit so seltsam und unverständlich. Hätte bei deinem vielen Konferieren mit dem Obersten und da er dir Blumen geschickt hat, eher gedacht, du würdest auf einmal von der Heirat gar nichts mehr wissen wollen.

Helene. So denkst du!

Robert. Nun, Bлизableiter will ich auch nicht sein.

Helene. [Hast du mir etwas vorzuwerfen?

Robert. Nein, nein.

Helene. Aber ich dir. Glaubst du, in einem so kleinen Ort hörte man nicht alles?

Robert. Nun, wenn auch! Wenn man so lange verlobt herumläuft und ohne jeden vernünftigen Grund der andere Teil von der Heirat nichts wissen will?!]

Rat. Ja, Helene! Wir wollen zum Ziel kommen. Bestehest du noch auf Beschleunigung?

Helene. Nein, Herr Oheim. Es ist genug.

Robert. [Meinethalben. Auch das ist mir recht. Ist ohne- dies nicht mehr viel Zeit. Ich sagte dir ja, daß] die Leute kommen. Das ist jetzt wichtiger.

Helene (will ab). Jawohl.

Rat. Ich weiß nicht, Helene, ob es nicht doch wagehalsig ist, daß wir die Leute in das Haus kommen lassen, hier so unter den Augen des Feindes.

Helene. Im Gegenteil, Herr Oheim, gerade hier wird niemand vermuten, daß ein Komplott geschmiedet wird. Auf jedem Vorwerk, in jedem Bauernhaus wäre es gefährlicher.

Rat. Auch wenn sie die Leute hierher gehen sehen?

Helene. Sie sehen sie nicht. Ich bitte Sie, Oheim, wie soll jemand bemerken, wenn die Leute vom Wald her durch den Krautgarten und die Johannisbeersträucher kommen?

Haben Sie nicht beachtet, wie stockdunkel es heute ist? Und hier steht kein Posten.

Robert. Der Herr Rat hat doch vielleicht recht mit seiner Vorsicht. Es ist am Ende besser, wir gehen zur Feldkirche. [Da kann man sich schlimmstenfalls immer noch auf irgend= einen Stiftungsgottesdienst herausreden.]

Helene. So dumm sind die Leute nicht, denen es jetzt gilt. Und dann: es darf aufs Herausreden nicht mehr an= kommen. Es muß gelingen!]

Rat. Sind alle Läden im Hause zu?

Helene. Alle bis auf den. (Schließt den Laden des Fensters, an dem der Oberst gestanden hat.) Ich habe sie selbst geschlossen und in diesen beiden Zimmern und im hinteren Flur auch Wollappen vor die Fensterherzen genagelt.

Rat. Ja, gut! Und die seitlichen Türen sind auch ver= schlossen. (Es klopft.) Sind die Leute schon da?

Helene. Nein, es war an der vorderen Thür.

Rat (öffnet die Zimmertür und ruft den Flur hinunter). Herein!

Stimme des Obersten. Pardon! Es ist verschlossen!

Rat. Siehst du, siehst du!

Helene (sehr laut). Hast du denn schon zugeschlossen? (Leise.) Ich gehe, ich will nicht noch einmal mit dem Obersten spre= chen. Er bleibt sonst zu lange. (Ab.)

Rat (hinunter, öffnet).

Oberst (kommt, mit Rat sprechend, die Treppe herauf). Ja, ja! Verzeihen Sie nur, daß ich noch einmal störe. (Bemerkt Robert.) Guten Abend!

Robert. Guten Abend, Herr Oberst!

Oberst. Sie sind gewiß noch bei Ihrem Fräulein Braut?

Robert. Ja. Sie ist eben zur Ruhe gegangen.

Oberst. [Sie hatten auch schon Nachtschicht gemacht?

Rat. Wir auf dem Lande gehen fast mit den Hühnern schlafen.] Ich wollte nur eben mit dem Bräutigam meiner Nichte noch einen Haferverkauf abrechnen. [Er versteht sich auf diese Dinge, da er bei der Steuer gearbeitet hat, besser als ich, der ich all das noch ganz altmodisch gewohnt bin.]

Helene muß ganz in Gedanken schon zugeschlossen haben.]
Über was steht zu Diensten?

Oberst. Ich glaube, daß ich einen Ring hier habe liegen lassen. Ich habe die üble Angewohnheit, immer mit meinen Ringen zu spielen, und vermißte, als ich in mein Quartier kam, meinen Siegelring.

Rat. Sie saßen hier am Tisch.

Oberst. Und da liegt er auch. [Ich bin froh darüber. Ich hätte ihn ungern verloren. Deshalb kam ich gleich lieber nochmals her. Doch nun gute Nacht! (Im Gehen.) Sie kennen doch den hübschen alten Aberglauben, daß man nur dort etwas liegen läßt, wohin man gern zurückkehren möchte? Nehmen Sie's so! Und damit entschuldigen Sie die späte Störung! Gute Nacht! (Ab.)

Rat. Es ist kein Zweifel, er hatte Verdacht, als er kam, und hat jetzt noch mehr.

Robert. Das ist gewiß.

Helene (tritt auf). Ich habe alles gehört. Ja, er hat Argwohn. Oder hat er uns den Argwohn gar zeigen wollen und uns warnen?

Robert. [Ach, woher!

Helene. Das ist klar, es muß noch heute gehandelt werden, wenn etwas gelingen soll, noch in dieser Nacht. [Ganz gleich, ob die Franzosen schon auf dem Rückzuge sind oder nicht.]

Rat. Das ist ja nicht möglich!

Robert. Doch, es geht. Wir sind genug, um mit allen aufzuräumen, die hier in der Nähe liegen, und können die Nachbarn auch noch rechtzeitig verständigen. Es geht.

Helene. Es muß!

Robert. Helene hat recht. Sonst müssen wir es ganz aufgeben. Und ich fürchte fast, auch dafür ist es jetzt zu spät. Ich sah dem Obersten an, wie fest der Verdacht in ihm sitzt.

Rat. Seht ihr, seht ihr! Gibt man dem Teufel auch nur so leichthin den kleinen Finger, er nimmt die ganze Hand.

Franz (von hinten). Herr Rat!

Rat. Was ist denn noch, Franz?

Franz. Herr Rat, es ist so seltsam — die Franzosen gehen heute gar nicht schlafen, sitzen noch auf und spielen Karten. Und heute ist schon zweimal die Patrouille am Stall gewesen.

Rat. Es ist halt so im Kriege. Hat nichts zu bedeuten. Warte draußen auf mich!

Franz. Wollt' es nur melden. (Ab.)

Rat. Ich will schnell die bestellten Männer abzufangen suchen, daß sie gleich zur Kirche hinübergehen. Ich nehme den Franz mit. Jetzt kann er's wissen. Es ist keine Gefahr mehr, daß er's ausplaudert.

Robert. Ja, gehen Sie, Herr Rat! Das ist dringend notwendig. Und noch etwas ist notwendig, ebenso notwendig.

Helen e. Was meinst du?

Robert. Daß der Oberst beschäftigt und abgelenkt wird.

Rat. Besprecht es, bis ich zurück bin! Ich gehe schnell. (Ab.)

Helen e. Wie denn beschäftigt und abgelenkt?

Robert. Das ist eben die Sache. Es muß etwas geschehen, das ihn an seinem Argwohn irremacht oder ihn auf falsche Fährte lenkt. Damit er wenigstens nicht sein Auge überall hat. Mit den anderen wollen wir schon fertig werden. Aber was? was? Geht er nicht schon wieder da draußen?

Helen e. (öffnet vorsichtig eine Spalte des Ladens). Nein, das ist ein Musketier, der Wasser holt.

Robert. Auch vielleicht nur ein Vorwand, damit er unauffällig bis hierher patrouillieren und beobachten kann.

Helen e. Möglich.

Robert. Was soll man tun? — — — Ich könnte unter einem Vorwand noch zu ihm gehen, [ihm irgendeine erfundene Mitteilung machen, die ihn nach Bertholdsgraben zum Beispiel lockte —

Helen e. Darauf wird der hereinfallen! Und dann fehlte ja gerade der Allerwichtigste.

Robert. Er würde nach seiner Rückkehr — (Spiel.) Aber vielleicht gibt es doch einigen Lärm, und er kommt nicht zurück. Du hast recht. Das geht nicht. Aber doch wäre es gut, ich

ginge zu ihm. Gegen mich hat er Argwohn. Wenn ich bei ihm, gewissermaßen in der Falle, bin, wird er überzeugt sein, daß er sich mit seinem Verdacht irrt.

Helene. Womit willst du ihn denn unterhalten?

Robert (aufspringend). Ich hab's, [ich hab's! Das geht großartig! Daß ich darauf nicht eher verfallen bin!

Helene. Was denn? So sag's doch!]

Robert. Du mußt zu ihm.

Helene. Ich? — — —

Robert. Natürlich. Soviel Scharfsinn, weiblichen Scharfsinn, traue ich dir schon zu, daß du einen plausiblen Grund finden wirst. [Argwohn hat er gegen dich auch. Das ist bei dir wie bei mir der Fall. Aber] du bist eine Frau. Die kann die Unterhaltung mit einem Manne beliebig lange ausdehnen, auch wenn sie gar nichts Tatsächliches zu sprechen haben. Und außerdem ist der Oberst sicher etwas in dich verliebt.

Helene (Bewegung).

Robert. [Ach, was! Sicher! Man müßte ja blind sein, wenn man es nicht sehen sollte! Brauchte dazu gar nicht seine Blumen.] Und du hast auch für ihn etwas übrig. Hab's gleich bemerkt trotz deiner finsternen Stirn. Kenne dich! Leugne es nicht erst! Da kann's am Thema einer Plauderstunde nicht fehlen.

Helene. Robert! Wenn du glaubst, was du da eben gesagt hast, dann schickst du mich jetzt am späten Abend zu einer — Plauderstunde mit ihm? Robert, würdest du mich je nach dieser Plauderstunde noch heiraten wollen?

Robert. Meinetwegen auch Schäferstunde!

Helene. Du!

Robert. [Weißt du, von wegen der Schäferstunde, da bin ich bei dir ganz ruhig. Mit der geht es bei dir nicht so schnell.

Helene. Du würdest mich auch, wenn ich tue, was du verlangst, noch heiraten wollen? Erwartet dich vielleicht deine Magd heute nacht?

Robert. Nein, heute nicht! Heute ist Wichtigeres zu tun. Bist eifersüchtig, was?

Helene. Gib mir noch die Antwort, die du mir schuldig bist! Robert! Du würdest mich auch nachher noch heiraten wollen?

Robert. Ich will dich nicht betrügen, Helene. Ich würde dich vielleicht auch ohne diese Plander= oder Schäferstunde nicht mehr heiraten wollen. Als ich dich gestern bat, war es mir heiligster Ernst. Noch einmal: denn ich habe dich mit heißer Inbrunst geliebt. Als du wieder nein sagtest, war es, als lösche etwas in mir. Ich fühlte mich dir gegenüber plötzlich kalt und gleichgültig.

Helene. Und gingst zu deiner Magd, die sich nun endlich nicht mehr länger sträubte. Psui!

Robert. Sage, was du willst! Denke, was du willst! Jedenfalls kannst du sicher sein, daß mich die Magd nie an einer Heirat hindern würde.

Helene. Ja, das ist deine Auffassung von Heirat!

Robert. Ich habe mir halt überlegt, daß, wenn du mich nicht liebst, wie ich dich geliebt habe —

Helene (lacht auf).

Robert. Jawohl, bei allem Heiligsten! geliebt habe! — daß, wenn du mich nicht liebst, andere Gründe für eine Ehe mit dir nicht viel vorhanden sind.

Helene. Nein, ich weiß es, ich bin arm, habe auch keine Verwandtschaft, die dir nützen könnte, oder sonst Verbindungen. Gut denn, aus!

Robert. Nun, nun, nicht gleich — so meinte ich es nicht gleich. Ich wollte dir nur meine Weigerung von vorhin erklären.

Helene. Nichts weiter! Aus!

Robert. Auch gut! Wie du willst! Wenn du nur zu ihm gehst!]

Helene (überlegt einen Augenblick). Eines muß ich sicher wissen, ehe ich es tue!

Robert. Was?

Helene. Daß ihr bestimmt noch heute nacht die Feinde überfällt, daß ich nicht unnütz mein Leben aufs Spiel setze.

Robert. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß alle einstimmen werden. Um so sicherer werden sie's tun, wenn ich ihnen sage, was du für sie getan hast, daß du in Gefahr bist, wenn sie nicht handeln.

Rat (kommt von hinten). Robert! Helene! Kommt schnell!

Robert (sogleich zu ihm). Wie steht es?

Helene (sinkt am Tisch nieder, verbirgt das Gesicht in den Händen).

Rat. Die Männer sind schon zur Kirche hinunter. Sie sind kaum mehr zu halten. In Heßbach haben sie, heißt es, auch schon auf den Aufruf hin mit der Arbeit begonnen, und es ist ganz gelungen: hundert Feinde sind erschlagen, [und die anderen haben, ohne Untersuchung anzustellen, fort gemußt.] Die Wut ist bei den Leuten überall riesengroß, die Franzosen müssen wohl schlimmer gehaust haben an den meisten Orten als bei uns. Sie wollen wirklich noch heute nacht, Schlag Mitternacht.

Helene (horcht auf).

Rat. Kommt nur schnell! Niemand hat etwas bemerkt. Es ist alles frei. Halt! noch etwas! Hätte ich fast vergessen. Ich muß noch meine beiden Reisepistolen aus dem Sekretär nehmen. Zweie hatten keine Waffen. (Zut es.)

Robert. Die anderen alle?

Rat. Ja.

Helene. Ich kann nicht mitgehen, Oheim.

Rat. Du nicht? du nicht? Gerade dich erwarten sie, zu dir haben sie Vertrauen.

Robert. Sie wird etwas Wichtigeres für uns tun. Sie geht zum Obersten, um ihn abzulenken und hinzuhalten bis Mitternacht.

Rat. Ist das wahr, Helene? Du wolltest — ?

Helene. Ja, ich tue es. Lebt wohl! (Geht nach hinten.)

Robert. Aber doch nicht dort hinaus! Ganz offen natürlich, durch die vordere Thür, daß dich jeder sieht.

Helene. Ich habe vorher noch etwas auf meiner Kammer zu ordnen. Ich gehe wirklich. Ich gehe gleich. Ihr könnt euch auf mich verlassen. (Will ab, kehrt noch einmal um.) Leben Sie wohl, Herr Oheim!

Kat. Kind!

(Küßt sie sehr innig.)

Robert. Nur schnell!

Vorhang

Vierter Aufzug

Zimmer des Obersten, später Abend

Oberst, Adjutant

Oberst. Sie haben alles gepackt, Beaulieu?

Adjutant. Jawohl, wie Herr Oberst befahlen. Glauben Herr Oberst wirklich, daß wir möglicherweise so plötzlich —

Oberst. Man kann es nicht wissen. Die Nachrichten waren ganz unklar.

Adjutant. Aber der gestrige Befehl, daß wir erst in zwei Tagen abrücken sollen, sprach sich doch ganz klar aus.

Oberst. Seitdem sind vierundzwanzig wichtige, schwerwiegende Stunden vergangen. Warten wir's ab! (Er geht ans Fenster.) Es ist sehr still. Wenn der Postenschritt nicht wäre, würde es der vollkommenste Nachtfrieden sein. Aber den Waldbergen ist schon streifige Helle. Der Mond wird bald kommen. Mir ist jetzt, als ob fern im Thal ein Hufschlag hörbar würde. Kommen Sie her! Hören Sie!

Adjutant. Ich höre nichts. Nein, alles ist still.

Oberst. Ich täuschte mich. [Die Luft kommt jetzt kühl über das Gebirge.] (Er schließt das Fenster.) Diese Friedensstunden mitten im Kriege haben etwas Unheimliches an sich. Ich mag sie nicht. Es ist kein gutes Gefühl, wenn man zur Besinnung kommt.

Adjutant. Ich finde das Ausruhen so schön, Herr Oberst.

Oberst. Es ist leider notwendig. Es tut auch körperlich wohl. Aber [die Seele, mein Junge, die Seele leidet darunter. Dies Erwachen der alten Friedensgefühle, die leise den Kopf

heben, um gleich an den schrecklichen Gedanken Krieg anzustoßen und in sich zusammenzuzucken und einzukriechen!] Es ist doch der furchtbarste Zustand, den ich im Kriege kenne. Die erste Trommel, der erste Schuß — das ist mir nach einer solchen Pause immer wie eine Erlösung.

Adjutant. Ich empfinde das nicht, Herr Oberst. Mir tun solche Stunden wohl. Ich denke dann an den Frieden, der wieder einmal kommen muß, kommen wird. All meine Gedanken an Braut, Zukunft, Leben erwachen dann aus ihrer Unterdrücktheit und beglücken mich.

Oberst. [Sie denken an das Nachher?

Adjutant. Ja, in solchen stillen Stunden wie heute.]

Oberst. Glückliche Jugend! — Ich bin müde und möchte schlafen. Aber ich würde doch keine Ruhe finden, ehe der Kurier von der Division zurück ist und ich weiß, woran wir sind. [Kennen Sie den „Werther“?

Adjutant. Ja, ich habe ihn gelesen. Meine Braut hat ihn mir einmal geschenkt.

Oberst. Es ist das merkwürdigste deutsche Buch. Ich habe es im Felde immer bei mir. Es entrückt mich am meisten den üblen Gefühlen der Ruhetage.] (Schweigen.) Hier sind jetzt alle meine Anordnungen ausgeführt?

Adjutant. Ja, alle.

Oberst. Alle Kompagnien haben Bereitschaft?

Adjutant. Jawohl. Die Wachen sind verdoppelt, die Leute schlafen in voller Kleidung.

Oberst. Es sind die nötigen Befehle ausgegeben, daß auf ein Zeichen der Ring um das Gut sofort geschlossen werden kann?

Adjutant. Jede Kompagnie hat genau ihren Abschnitt. Alle Hauptleute haben ihn begangen und wissen Bescheid.

Oberst. Wie weit sind die entferntesten angesetzt?

Adjutant. Eine halbe Stunde von hier. Die nächsten kaum zehn Minuten. Die einzige Stelle am Fluß ist freigeblieben. Er ist aber auf der ganzen freien Strecke unpassierbar.

Oberst. Sind alle darüber unterrichtet, daß keinesfalls ohne Befehl aus bloßer Nervosität oder auch nur zu früh eingegriffen werden darf?

Adjutant. Jawohl, Herr Oberst!

Oberst. [Jetzt kommt mir doch vor, als ob ich diese zwei Tage verträumte und mich nicht genau genug über jede Möglichkeit unterrichtet hätte. Ich habe sehr viel im Kopfe gehabt. Es ist das vielleicht aber auch nur die erwartende Spannung, die es mich glauben läßt. Es ist mir schon öfter so gegangen, und ich überzeugte mich nachher, daß doch an alles gedacht war. Und dann habe ich wieder das dumme Gefühl, als würde ich ein Schwarzseher, ein Sorglicher und sähe in den harmlosesten Dingen die dunkelsten Anschläge. Komisch! War es doch früher nicht. Wie oft habe ich als Hauptmann, als Major fast unbeschützt in Feindesland so ruhig geschlafen wie als Kind im Bettchen, wenn meine Mutter bei mir wachte. Werde ich denn schon alt?

Adjutant. Seit ich die Ehre habe, Adjutant des Herrn Obersten zu sein, habe ich immer bewundert, ein wie reichthiges Gefühl für die Lage der Herr Oberst hatten.

Oberst. Ich war immer Fatalist, das heißt sorglos, gleichgültig. Es wäre für einen Fatalisten höchst fatal, wenn das anders werden sollte! Dann lohnt sich das ganze Leben nicht.

Adjutant. Herr Oberst wären Fatalist!

Oberst. Ja, wundert Sie das?] (Es klopft.) Herein!

Bursche (tritt auf). Ein Brief für den Herrn Obersten. Ich soll Antwort bringen.

Oberst. So. (Erbricht den Brief, Bewegung.) Natürlich! Ich stünde der Dame zur Verfügung.

Bursche. Zu Befehl! (Ab.)

Oberst. [Ja,] ich [bin Fatalist. Ubrigens] bitte [ich] Sie, sich gleich nochmals zu überzeugen, ob die Leute, die im Hause wachen, auch nicht etwa betrunken sind!

Adjutant. Sofort, Herr Oberst! Gute Nacht! (Ab.)

Oberst. Gute Nacht! (Allein, nimmt den Brief noch einmal vor, Bewegung, erwartendes Auf- und Abgehen.) So oder so! (Es klopft.) Herein!

Helene (tritt ein). — — —

Oberst. Ich erwartete Sie.

Helene. Auf Grund meines Briefes —

Oberst. Nein, vorher schon. (Nimmt den Brief.) Ich möchte Sie gar nicht nach dem fragen, was Sie mir da in Ihrem Briefe ankündigen, [was Sie mir, wie Sie schreiben, nur mündlich sagen können.] Das, was Sie mir da sagen wollen, ist doch der Grund Ihres Kommens nicht.

Helene. Das wissen Sie — genau —?

Oberst. Ja, Fräulein Helene, das weiß ich ganz sicher.

Helene. Was ist mein wahrer Grund?

Oberst. [Die Antwort darauf will ich Ihnen später geben. Jetzt würden Sie den wahren Grund bestreiten. Vielleicht haben Sie ihn sich nicht einmal selbst eingestanden.] Ich denke zunächst, daß uns unsere Feindschaft noch nicht ganz voneinander losläßt.

Helene. Ja, ehrliche Feindschaft verbindet fest. Herr Oberst, ich habe aus Ihrem ganzen Wesen, aus dem, was Sie mir erzählten, die Überzeugung gewonnen, daß Sie der Sache, der Sie dienen, nur durch Zufall verbunden sind. Immer wieder erwacht in mir die Hoffnung, daß Sie noch einmal, vielleicht erst nach diesem Kriege, unserer Sache, der Sache auch Ihres Volkes zurückgewonnen werden —

Oberst. Nach diesem Kriege? Wer vermag so weit zu denken? Ich habe als ganz junger Mensch auch auf Jahre hinaus gedacht. Jetzt gehöre ich nur noch dem Tag, der Stunde, dem Augenblick.

Helene. Das mag so sein, weil Sie jeden Augenblick dem Tode ins Auge sehen müssen.

Oberst (schüttelt den Kopf). Das Denken an die Zukunft beglückt mich so wenig wie die Erinnerung an die Vergangenheit. Beides habe ich mir abgewöhnt. Liebes Fräulein, das Leben steigert sich nicht zu einem letzten höchsten

Punkt. Es ist in seiner ganzen Breite bedeutsam und wichtig. Darum opfere man nicht die Gegenwart einer gedachten Zukunft auf! Sie lächeln vielleicht, daß ich mich so in Eifer hineinrede, aber ich habe das an mir genugsam erfahren. Ich war auch ein Zukunftssträumer, habe Jahre meines Lebens nur im Wünschen und Weiterreilen gelebt. Jetzt verweile ich.

Helene. Das ist ein Gedanke, für den ich wohl zu jung bin. Mein ganzes Gefühl lehnt sich dagegen auf.

Oberst. Warum lehnt das Gefühl sich auf? Weil es unser Feind ist. Weil es seine Aufgabe ist, uns um das Leben zu betrügen, daß wir am Schluß, wenn es zu Ende ist, dastehen mit leeren Händen, nichts gehabt haben und nichts mehr haben. Sehen Sie, ich genieße eine Stunde wie diese jetzt voll und tief. Sie stehen mir gegenüber, ich sehe in Ihr Auge, ich spreche mit Ihnen, ich lebe. Wie mancher würde da hoffen, wünschen, drängen! Ich nicht! Ich verweile im Jetzt ohne Wunsch.]

Helene. Und doch klang es vorhin so, und auch jetzt, als ob unter diesem Verweilen Wünsche lebten —

Oberst. Wie aufmerksam Sie beobachten! Vielleicht haben Sie recht, Fräulein Helene! Aber es sind keine Wünsche, die mir die Gegenwart stehlen, eher solche, die sie voller und reicher machen.

Helene. [Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen.

Oberst. Es sind Wünsche, die den Menschen eben nicht drängen, aus der Gegenwart fortzueilen.] Es sind unerfüllbare Wünsche. Bitte, setzen Sie sich!

Helene (ehe sie sich setzt). Ich glaube nicht, daß Sie Ihre Wünsche für unerfüllbar halten. Aber sie sind es. (Sie setzt sich.)

Oberst. Ja, sie sind es. Ich will Ihnen einen nennen. Können denn zwei Menschen nicht über dem Politischen, über Partei und Kampf ein Verstehen finden? Es sind doch Menschen! Sie nannten vorhin meine Zugehörigkeit zum französischen Heere zufällig. Ist Ihre Zugehörigkeit zu Ihren Freunden nicht ebenso zufällig?

Helene. Nein, Herr Oberst, ich stehe bei meinem Volke.

Oberst. Aber Sie wie ich fühlen Hunger und Durst, Haß und Liebe, Freude und Schmerz. Leben und Tod spielt gleich mit uns beiden. Wir sind dasselbe.

Helene. Und doch weit getrennt.

Oberst. Aber um mich an diese Trennung zu erinnern, das ist es nicht, weshalb Sie diese Unterredung wünschten?

Helene. Nein.

Oberst. Es würde mir eine Freude sein, wenn Sie diese Unterredung nur gesucht hätten, um noch einmal mit mir zusammen zu sein, ohne einen bestimmten Zweck als den, mich nicht mit der Abweisung fortgehen zu lassen, die Sie mir vorhin gaben. Sie haben sich gedacht, daß solche Einquartierung im Kriege nie sehr lange zu dauern pflegt, Sie hatten die Empfindung, daß zwischen Ihnen und mir das heilige Feuer, das Mann und Weib zusammenglüht, einen Augenblick aufgelodert ist und daß Sie vor dem Schicksal die Pflicht fühlten, noch einmal meine Hand zu drücken, ehe wir für immer scheiden.

Helene. Es wäre nicht die Wahrheit, Herr Oberst, [wenn ich ja sagte.]

Oberst. Auch kein Teilchen der Wahrheit?

Helene. Darauf kann ich nicht antworten, da Sie den Hauptgrund meines Kommens nicht hören wollen!

Oberst. Schweigen wir von ihm! Er enthält ja mehr Unwahrheit, als wenn Sie das andere zugäben —

Helene. Nein, nein, er enthält keine Unwahrheit. Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen —

Oberst. Helene, was es nun auch sei, was Sie mir als den Grund Ihres Kommens nennen wollen, soll es uns die vielleicht letzten Minuten stehlen, bis man Sie ruft und Sie von mir fort müssen, die letzten kostbaren Minuten? Ist es so wichtig —?

Helene (plötzlich wie in Angst). Herr Oberst, wenn ich nun gekommen wäre, um Sie an die Meinen zu verraten?

Oberst. [Vielleicht sind Sie es. Ich könnte es Ihnen nicht einmal verübeln. Es würde mich nicht stören. Ich ver=

schleiere mir unsere Gegensätze nicht einen Augenblick. Aber ich weiß auch, daß eine Beziehung zwischen Mann und Frau noch nie durch Gegensätze ärmer und reizloser geworden ist.] Ich würde nicht anders zu Ihnen sprechen, wenn ich genau wüßte, daß Sie nur gekommen sind, um meine Wachsamkeit abzulenken, um mich ins Netz zu locken, mir einen sicheren Untergang zu bereiten. Dem sicheren Untergang habe ich oft ins Auge geschaut, einer Frau wie Ihnen selten. Helene, selbst wenn Sie nur dazu gekommen sind, mich unter irgendeinem Vorwand zu umgarnen, wäre es mir noch ein Glück, [mit Ihnen von dem zu sprechen, was mich bewegt, und] ein Stolz, eine Lust, Ihre Teilnahme zu erringen, um Ihren Schmerz zu sehen, wenn Ihr Vorhaben gelang, einen Abschiedsblick mit hinüberzunehmen in jenes dunkle Land, an dessen Grenze ich mich nun seit mehr als einem Jahr aufhalte, vielleicht beweint hinüberzugehen, von einem Feinde beweint. Denn das gilt mehr als von einem Freunde.

Helene. Würde sonst niemand Ihren Tod beklagen?

Oberst. Mein guter Bursche vielleicht. Mein Adjutant. Ein paar Leute meines Regiments.

Helene. [Sonst niemand?

Oberst. Niemand.]

Helene. Stehen Sie ganz allein in der Welt?

Oberst. Ja, ganz allein! Sie brauchen sich später, wenn Sie mir wirklich eine Schlinge legen, nie Vorwürfe zu machen, daß Sie geholfen haben, eine Frau zur Witwe, Kinder zu Waisen zu machen.

Helene. Daran würde ich bei einem Feinde nie denken. Eher kann mich auch bei einem Feinde erschrecken, wenn er so — einsam — ist.

Oberst. Was hat dies Alleinsein Schreckliches? Es ist für den Krieger die beste Lebensbedingung. Es gibt die ausgeglichenste Stimmung. Es macht jede Stunde voll, ganz zu Leben. Ich muß es wissen, denn ich kann es vergleichen.

Helene. Waren Sie nicht immer allein?

Oberst. Nein, nicht immer. Ich hatte Frau, und ich hatte ein Kind.

Helene. Erzählen Sie! Aber schließen Sie vorher die Läden!

Oberst. Ist das das verabredete Zeichen? Oder steht dort vielleicht der Schütze, dem ich als Ziel dienen soll?

Helene. Ich bin ein ehrlicher Feind, Herr Oberst!

Oberst. Eine fanatische Vaterlandsliebe würde auch das vor sich zu rechtfertigen wissen. (Er legt seine Pistole auf den Tisch neben sich.)

Helene. [Sie können da ganz unbesorgt sein.

Oberst. Ich bin es auch. Wenn Sie nur einen guten Schützen hingestellt haben, wäre es mir überdem gleichgültig. Es wäre vielleicht schön, das Leben jetzt abzubrechen. Denn was es mir noch wertvoll macht, das wird es mir nicht geben. (Schließt den Laden; leise.) Also nicht von dort!

Helene. Herr Oberst, halten Sie mich einer solchen Hinterlist für fähig?

Oberst. Ja. Aber es mindert meine Achtung vor Ihnen nicht und verstärkt mein Gefühl für Sie. Vielleicht sind Sie auch unwissend und nur das Werkzeug? Weiß niemand, daß Sie bei mir sind?

Helene. Mein Bräutigam weiß es —

Oberst. Und er sollte es zugelassen haben ohne einen idealen Grund?

Helene. Halten Sie denn diese Unterredung, deren Grund Sie nicht wissen wollen, für so gefährlich?

Oberst. Ein Bräutigam müßte sie dafür halten!

Helene. Aber] erzählen Sie, wie Sie so einsam geworden sind.

Oberst. Da ist nicht viel zu erzählen. Ich war es wohl immer, wie ich es immer sein werde. Ehrgeiz keimt ja nur bei Menschen, die zur Einsamkeit bestimmt sind. Als mein Weib sich tötete, empfand ich kaum Schmerz, nur ein dunkles hartes Gefühl von Befreiung.

Helene. Warum tötete sich Ihre Gattin?

Oberst. Weil unser dreijähriges Kind gestorben war und sie darüber nicht hinwegkam.

Helene. Aber bei dem Tode Ihres Kindes haben Sie Schmerz empfunden?

Oberst. Ja. Aber auch eine dunkle Beruhigung. Ich kannte das Leben schon genug, um es keinem hilflosen Wesen zu wünschen. Sehen Sie, Helene, damals fand ich mich. [Ich galt unter meinen Kameraden als ein sehr guter Ehemann und Vater, als ein Familienmensch, und glaubte wohl selbst, daß ich es sei. Ich schalt mich erst kalt und gefühllos, verstand mich nicht. Aber dann, als ich mit meinem Diener das leer gewordene Haus aufräumte, als ich plötzlich fast unbegrenzten Raum um mich hatte und tausend Möglichkeiten, die mir vorher verschlossen waren,] als der Krieg, den Frankreich entfesselte, jedem energischen Manne einen glänzenden Weg verhieß, als der Kaiser seine ersten Schritte zum Thron tat, da begriff ich, daß mein Leben nicht in dem kleinen Staate verfließen könne, in den mich der Zufall der Geburt geworfen. [Frankreich führte Krieg. Ich trat in die französische Armee über.] Mit der Familie war mir das Band Heimat zerrissen. Ich fühlte, daß ich dorthin gehörte, wo das Herz Europas schlägt. [Wem zuliebe hätte ich anders handeln sollen?] — — — Aber Sie haben mich aus dem Text gebracht. Ich erzähle Ihnen Vergangenheiten und wollte Ihnen meine Liebe erklären: ich liebe Sie, Helene, liebe Sie — — —

Helene — — — (wendet sich ab).

Oberst. Sie wenden sich weg? Sie erwidern meine Liebe nicht?

Helene. Nie, nie, Herr Oberst — — — Sie sind mein Feind!

Oberst. Ich erwartete diese Antwort. Aber hören Sie mich gut an, Helene! Sie glauben mich in Lebensgefahr — und sind es selbst, zumindest sind wir es alle beide. Aber ich, nur ich, kann Sie noch retten und schützen.

Helene. Wie —?

Oberst. Ich verletze meine Pflicht mit dem, was ich Ihnen jetzt sage. Mein Auftrag, wegen dessen ich hier bin, ist: den Spion zu fangen, der alle Bewegungen des Marschalls dem Feinde verriet, der bis in das kaiserliche Lager gedrungen ist. Dieser Spion wird sofort erschossen, wenn ich ihn entlarve. Und ich kenne ihn. Dieser Spion sind Sie!

Helene. Wäre ich dieser Spion, von dem Sie fabeln, ich wollte gern sterben, wenn ich dem Vaterlande wirkliche Dienste geleistet habe.

Oberst. Das haben Sie. Aber nun offen und ohne Umschweife! Sie glauben mich in Händen zu haben. Sie haben Ihre Maßnahmen getroffen. Ich traf die meinigen. Ehe sie in Wirksamkeit treten, muß zwischen uns bündig entschieden sein! Helene, ich liebe Sie, wie nur ein Einsamer lieben kann. Und Sie, Helene, Sie lieben mich.

Helene. Herr Oberst —!

Oberst. Helene, kein unwahres Wort jetzt! Die Stunde ist kostbar. Wir haben nicht Zeit, der Konvention zu opfern. [Ich liebe dich, und du mußt mein werden! (Umfaszt sie.)

Helene (wirft sich schluchzend ins Sofaek). Gott!

Oberst. Du mußt mein werden. Das ist deine Rettung.

Helene (aufspringend). Und wenn ich nun hinginge und Ihrem General mittheilte, daß Sie bereit waren, den großen Spion, für den Sie mich halten, nicht unschädlich zu machen, wenn er Sie liebte? dann? was dann?

Oberst. Ihnen würde nicht geglaubt werden, wenn ich widerspreche. Man kennt mich. Man vertraut mir völlig. Dann würde es Ihnen auch nicht gelingen, je soweit vorzudringen. Ich würde Sie — zu Ihrem eigenen Schutze — verhaften. Und Sie schließlich, Sie werden auch unserer Sache nicht mehr gefährlich sein, da Sie mich lieben.]

Helene. Sie verspotten mich.

Oberst. Ich spotte nicht. Ich wage etwas. Aber in einer außergewöhnlichen Lage darf man etwas wagen. [Wenn es gilt, etwas Köstliches zu gewinnen oder zu verlieren, ist es nicht leichtsinnig, wenn man selbst das Leben daransetzt.]

Auch wenn es Ihr Plan ist, mich zu töten, wenn Sie Dolch oder Pistole bei sich tragen, um mich niederzustrecken, während ich vielleicht liebend in Ihre Arme sinke — selbst dann stehe ich nicht ab von dem Wunsche, Sie zu besitzen. Helene! Lassen Sie mich in Ihren Armen Krieg und Tod vergessen! Lassen Sie uns mitten im Unglück ein Glück genießen, über dem die Welt zusammenbrechen mag!

Helene. Wie müßten Sie klein und erbärmlich von den deutschen Frauen denken, wenn Ihnen das gelänge! Nie!!

Oberst. Würden Sie meine Bewerbung auch abweisen, wenn ich ein preußischer Offizier wäre oder einem Ihrer verbündeten Staaten angehörte?

Helene. Ich weiß nicht. Ich vermag mir das nicht vorzustellen. Ich vermag nicht hinwegzudenken über die Wirklichkeit. Lassen Sie mich gehen! Ich kann Ihnen nicht antworten.

Oberst. Nicht vorher!

Helene. Wollen Sie mich mit Gewalt halten?

Oberst. Ja, bis Sie geantwortet haben.

Helene. Nun, so halten Sie mich! (Glückt zur Thür.)

Oberst. Die Thüren sind verschlossen.

Helene. Gut, so werde ich schweigen.

Oberst. Warum wollen Sie das eine Wort nicht sagen, das ich so gut weiß wie Sie, das mich aber glücklich machen würde, wenn ich wieder im Kampfe stehe, in mir leuchten würde als ein letzter, der einzige, Zusammenhang mit dem Leben? Jetzt, wo wir uns in wenigen Stunden vielleicht trennen auf immer? — — — Aber ich will es nicht von Ihnen erpressen. Genug! Gehen Sie! Die Thüren sind offen.

Helene. Sind offen? (Versucht es.) [Werden wir belauscht?

Oberst. Von dieser Sekunde ab, nicht mehr!] Gehen Sie! Verlassen Sie sofort das Gut und die Gegend! Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück! Verbergen Sie sich! Eine Stunde sollen Sie noch sicher sein. Länger könnte auch ich Sie nicht schützen. Denn schon sind auch andere auf Ihrer Fährte. Leben Sie wohl!

Helene. Nein, nicht so, Herr Oberst! Ich will nicht, daß Sie mich schützen. Aber ich will, daß Sie mich auch als Feind achten. Und darum muß ich Ihnen die Antwort geben, nach der Sie drängen. Ja, ich liebe Sie. Ich liebe Sie, seit ich Sie zum ersten Male sah, zum ersten Male Ihre harte unbewegte Sprache hörte. Seit ich fühlte, wie Ihr Wink alles regiert, wie Sie mit Ihrem Eintritt in das Haus, lautlos fast, alle meine Angehörigen beherrschten, liebe ich Sie. [Seit ich Sie sah, kam mir mein Verhältnis zu meinem Bräutigam schal und lächerlich vor. Sie sind ein Mann, wie ich ihn meinem Volke auf den Knien herbeigesehnt habe. Darum warb ich um Sie für mein Volk. Und ich hätte mein Leben in heißem Glück hingegeben, hätte ich Sie unserer Sache gewinnen können damit!]

Oberst (auf sie zu). Helene —

Helene (etwas zurück). Aber nicht geringer als meine Liebe ist mein Haß. Ich würde mein Leben auch opfern, um deinen Untergang zu erkaufen. Mein Haß schlang um dich das Netz, in dem wir jetzt beide hängen. Und meine Liebe trieb mich gleichzeitig, dich zu warnen, dich zu retten. Das war es, was ich dir sagen wollte als den Grund meines Kommens. Und erst, als du dreimal mir das Wort abschnittest, fand ich den Entschluß meines Hasses wieder und schwieg, ließ die Stunde verrinnen, die dich noch retten konnte. (Es schlägt Mitternacht.) Jetzt ist es zu spät. Jetzt kann ich dir meine Liebe ganz gestehen; denn dein Untergang ist gewiß, und ich will mit dir sterben. Ja, ich liebe dich, liebe dich auch als Feind.

Oberst (umarmt sie). Geliebte, nichts vom Sterben!

Helene. Ich bin durch meine Liebe zu dir schuldig geworden. Ich kann nicht mehr leben. Und es ist so schön, mit dir zu sterben, allen Qualen der verwirrten Zeit zu entfliehen, hinwegzugehen von der erschütterten Fläche der Erde tief hinab in ihren ewigruhenden Grund. — — — Aber ist es nicht doch Frevel, wenn ich dich in meinen Untergang verstricke? [Ist es nicht Anmaßung? Was liegt an mir? Dir steht vielleicht noch Großes im Leben bevor.] Weiß ich denn,

ob du nicht einst, wenn du frei bist, zu deinem Volke zurückkehren, bei ihm dein höheres Ziel erkennen wirst? Ob nicht gerade der Gedanke an ein unglückliches Mädchen, das dich liebte und für seine Liebe zu dir starb, dich diesen Weg führen wird? Immer wieder wird, wenn ich tot bin, meine Seele dich mahnen, immer gewaltiger der Ruf deines Volkes an dich ergehen. Ich sehe die Zukunft vor mir. [Die deutsche Erde wird Männer und Männer gebären, eine Saat unsterblicher Helden, eherner, harter, begeisterter Kämpfer.] Das phantastische Traumreich deines Kaisers wird zerbrechen und frei werden das Land, daß wieder rein der Himmel über ihm leuchte. Einem glänzenden, glühenden Untergang hast du dich gesellt. Aber [der Aufgang ruft dich. Willst du vergangen sein mit den Vergangenen? und nicht leben mit den Zukünftigen? Komm! komm! Wo der Sieg ist, ist deine Stelle. Und schon leuchtet der Sieg! — Ja,] ich muß dich retten, [muß schnell dich retten!] Du darfst nicht sterben. Leb' wohl!

Oberst (sie niederziehend). Bleib, Liebste! Was liegt denn an allem Nachher! Mein Schicksal trägt mich. Laß mich ihm! Es hat durch Wirrnis und Krieg, durch Verzweiflung und Einsamkeit bis zu dir mich geführt. Es führt mich gut. Hat es den Tod mir in deinen Armen bestimmt, sterb' ich ein Seliger. [Ihm laß es, ob es uns retten, ob es uns beide verderben will! Komm, küsse mich! küsse mich! In deinen Armen ist Seligkeit! Oh, wie der Jüngling in mir erwacht! Als wäre das ganze Leben, das mich so einsam und kalt gemacht, wie du mich erst sahst, hinweggeschwunden wie Nebel, und ich stünde wieder da als junger Offizier, lachend und siegesgewiß — am Anfang des Lebens.

Helene. Und mich erfüllt ein glückseliger Schmerz. Dein bin ich, dein. Doch ich kenne dich nicht. Wer bist du, Mann, den ich so liebe? Ein Fremder, von dem ich nichts weiß, als daß er stark ist und groß und mein König! Laß mich vergehen an dir!]

Oberst. Hörst du den Nachtwind, der sich erhoben hat von den Bergen her und um das Haus rauscht, um unsere

Insel von Licht in all der Nacht? Horch, eine Waldeule schreit und ein Steinkauz —

Helene. Der Totenvogel. [Weißt du nicht? Der fliegt mit dem wilden Jäger, mit Odin, dem altdutschen Gott. Horch! Hörst du das Wiehern im Wind und den Laut seiner Hunde?]

Oberst. Wie oft hört' ich sie über mir, wenn ich auf kalter Erde lag im Feld! Manchmal fielen einzelne Schüsse in das Rauschen hinein, das hoch über all unserem kleinen Krieg hinzog und brauste. Da [sehnt' ich mich, so in weichem Arm zu liegen wie jetzt in deinem, so warm, so selig. Dann] schrie die Einsamkeit auf aus mir und zerriß meinen Schlaf. [Mir war dann, weißt du, als flöge das Glück über, neben mir vorbei, indessen das Leben in mir unaufhaltsam verrann. Dann hätt' ich aufspringen mögen und die nächste Bauern-dirne in meine Arme reißen wie jetzt dich.] Wie hab' ich unter der Einsamkeit gelitten!

Helene. Das sollst du nicht, das sollst du nicht mehr!

Oberst. Küsse mich! küsse mich! Der Herzschlag des Lebens durchbebt uns.

Helene. Mir ist, als schwebt' ich, als flögen wir beide!

Oberst. Glühen der Seele trägt uns.

Helene. Nun sinken wir selig und schwindelnd.

Oberst. Halte dich fest an mir, fester! Und öffne dein Auge! Helene, öffne dein Auge! Sieh mich!

Helene. Ich vergehe — vergehe — (Tiefe, lange Umarmung. Stille. Der Wind rauscht.) Du — Du —

Oberst. Geliebte! (Schweigen. In der Ferne fallen ein paar Schüsse.) Schüsse so nah? Ich will die Fenster öffnen!

Helene. Nicht! Nicht! Verdecke das Licht! (Oberst tut es.) Jetzt naht es, das Schicksal, das uns vonsammen reißt.

Oberst. Nicht mehr, Helene! Denn jetzt bist du mein! Als liebste Beute trag' ich dich fort. Solange der Krieg währt, bleibst du mein Feind, mein liebster Feind! Doch kommt der Friede, so hol' ich dich mir als mein Weib und mein Glück. [Und fall' ich, kehrt meine irr flüchtende Seele wie Wehen des Windes zu dir zurück. Doch] laß uns hoffen!

Helene. Bleibe nicht hier! Dort drüben ist eine geheime Pforte. Ich führe dich.

Oberst. Laß nur, laß! Meine Leute sind auf dem Posten. Ich höre sie schon, sie gehen leise, leise klirren die Waffen.

Helene. Man überwältigt sie, die Unsern sind stärker, sind mehr!

Oberst. Geh du schnell [durch den geheimen Gang] zu den Deinen, [daß sie keinen Verdacht gegen dich schöpfen.] Wir verlieren uns nie mehr, morgen, eh' Tag ist, sprich' ich dich —

Helene. Wir verlieren uns nie mehr. Ich bleibe bei dir.

Oberst. Helene, dann wirst du in wenigen Augenblicken dich von den Deinen lösen müssen für immer.

Helene. Vielleicht. Was schadet's! (Fast schreiend.) Jetzt — (Man hört unten: „Gardez! Au secours! Nous venons! Frappez!“ Trommel, die fern beantwortet wird. „Occupez les portes!“ Laufen, Klirren. „Jetzt alle vorwärts! Nieder die Schurken!“ Schüsse, Schreien, ganz nah: „Die Tür ist unser!“ Krachen von Holz, ein Ring ferner Trommelwirbel, der anwächst.)

Oberst. Hörst du die Trommeln? Die Meinen kommen rechtzeitig.

Helene. Nicht mehr, nicht mehr — (Die Fensterläden vorn werden zer schlagen, ebenso die Tür; Leute dringen ein, voran der Bräutigam Helenens.)

Robert. Hierher! Alle hierher! Hier ist er, der Hund!

Oberst. Wo ist meine Waffe?

Robert. Bravo, Helene! Du hast ihn entwaffnet.

Oberst. Gib meine Waffe! Gib schnell!

Helene (wie am ganzen Leibe gelähmt). Ich kann nicht, ich kann nicht. Du bist mein Feind!

Robert. Bravo, Helene! (Zum Obersten.) Du Tor, der du nicht merktest, daß ich es war, der nachts im Walde deinen Soldaten verwundet. Du Tor, der du mich laufen ließest, damit ich dich töte! (Er legt an; Helene wirft sich vor den Obersten.)

Helene. Mich, nicht dich! (Schuß kracht, sie stürzt getroffen zu Boden; matt reicht sie die Pistole hoch.) Hier ist deine Waffe! Rette dich für die Zukunft!

Robert. Dich traf ich, Helene? Gott!

Oberst. Hinweg von dem Mädchen! Und fort! Du bleibst am Leben! Du sollst nicht neben sie sinken!

Rufe (unten). Flieht! flieht!

Robert (vom Obersten gedrängt, flüchtet zum Fenster hinaus).

Rufe. Wir sind verraten. Das ganze Regiment stürmt an! (Gleichzeitig haben sich die anderen Leute aus dem Zimmer entfernt. Der Lärm wächst an.) Brûlez! brûlez! Non, le colonel! le colonel! — (Der Lärm verzieht sich und wächst gleich wieder an.)

Oberst. Helene! Das tatest du für mich, deinen Feind —

Helene. Für meinen Geliebten. Mit meinem Tode darfst du dich retten.

Oberst. [Ich rufe den Arzt. Du mußt mir leben. Nun sind wir für immer verbunden.

Helene. Für immer, für immer!] Liebster! Küß' mich noch einmal! Verachte mich nicht! (Umarmung, sie stirbt.)

Oberst (schreit). Helene! — — — Tot! — — — (Der Lärm ist wieder ganz nah herangekommen, stürmt die Treppen herauf, Leute des französischen Regiments werden sichtbar, voran der Adjutant.)

Adjutant. Sie leben! Gott sei Dank! (Zurückrufend.)
Monsieur le colonel est sauvé!

Oberst. Heißen Sie die Leute hinuntergehen! (Geschieht.) Und schreiben Sie sofort die Meldung: meinen Auftrag habe ich vollführt, der große Spion ist entlarvt! Ein unglücklicher Zufall hat ihn zu früh getötet. (Hinweisende Gebärde.)

Adjutant. Herr Oberst! (Gibt ihm eine Meldung.)

Oberst. Der Kaiser besiegt, in schnellem Rückzug? Schreiben Sie die Meldung und dann fort! (Adjutant ab, der Oberst tritt zu Helenens Leiche.) Behältst du recht mit deiner Prophezeiung, liebster Feind?

Vorhang



Der Wettlauf mit dem Schatten
Schauspiel in drei Aufzügen

Alles Vergangene ruht
Ineinandergesunken,
ein Jahr, ein Land.
Keines Tages Sonne, kein nächtlicher Mond
leuchtet nur in die verfliehende Stunde.
Ihre Strahlen sinken
in das ruhende Jahr, in das ruhende Land.
Jetzt wird,
was vergehend gelebt ward,
ewiges Leben,
was unangesehn schwand,
ewiges Gesicht.

Personen

Dr. Hans Martinz, Romandichter

Berta, seine Frau

Ein Fremder

Eine Hausangestellte

Ein Dienstmann

Ein Polizist

Schauplatz: ein Zimmer. Links vorn, senkrecht zur Rampe, ein großer Schreibtisch, hinter dem ein Fenster. Rechts vorn ein Sofatisch mit Hängelampe. Manuskriptständer, Bücherschränke, drei Türen

Zeit: Gegenwart ohne nähere Zeitbestimmung

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Dr. Martins. Berta

Dr. Martins (sitzt eifrig schreibend am Schreibtisch).

Berta (sitzt Tee trinkend und Zeitschriften lesend auf dem Sofa, sie sieht zu ihm hinüber, steht auf, nimmt die Teekanne, geht hinüber, gießt ihm ein, was er nicht bemerkt. Erst als sie zurückgekehrt die Kanne wieder auf den Tisch setzt und es klappert, läßt er die Feder sinken und spricht).

Dr. Martins. Immer, wenn du hinter mir im Zimmer bist und ich, ohne dich zu sehen, deinen Schritt, dein Hantieren, oder auch nur deinen Atem höre, ist es mir, als ob dein Blick mich berühre, deine Seele mich unsichtbar umfasse und ich ganz in dein Wesen eintauche. — Bleibe noch! Ich fühle ja, daß du herkommen willst. Bleibe noch! Komm noch nicht! Es ist schön, so, ohne zu sehen, dein Wesen zu fühlen.

Berta. Fühlst du es nicht so stark, wenn du mich siehst?

Dr. Martins. Nein, Kind! Wir fühlen wohl nichts ganz stark, ich meine: ganz wesenhaft, was wir sehen, was wir deutlich vor uns haben. Wir brauchen dazu den Abstand, ja den weggewandten Blick. Ich habe sogar das verrückte Gefühl, als ob wir mit dem Hinterkopf, in dem mehr als in Stirn und Auge unser dunkles Aufnehmen der Welt gesammelt ist, allein alles Wesentliche erfassen. Die Dinge, die wir ganz erkennen sollen, müssen hinter uns stehen. Sieh mal, wenn du vor mein Auge kommst, dann übermannt es mich gleich, daß ich dich küssen muß. Und im Kusse fühlen und sind wir nur noch die aufwallende Flamme. Bleibe noch!

Berta. Nun, und was fühlst du jetzt von mir?

Dr. Martins (nach einigem Schweigen). Ich fühle irgend= ein Schweres in dir, das die ruhige Oberfläche deiner Seele durchdringt und ihre Helle verdunkelt.

Berta. Das fühlst du jetzt?

Dr. Martins. Ich fühle deine Liebe. Aber durch sie hindurch fließen fremde Strömungen.

Berta. Das fühlst du jetzt?

Dr. Martin s. Ja jetzt. Aber, daß ich es jetzt fühle, das ist nicht geheimnißvoll oder räthselhaft. Dies Schwere liegt gewiß immer in deinem Wesen. Ich habe es in mich aufgenommen, ohne es zu bemerken, zu beachten. Jetzt, wo du nur wie ein Hüschen, ein Schatten, wie ein Gedanke für mich bist, da muß ich es wohl bemerken. [Da kommst du gewissermaßen immer mehr aus mir hervor, und der liebe Nachschatten, der von dir in meiner Seele entstand, den ich kenne, durch den ich ganz hindurchfühlen, hindurchdenken kann, in dem mir nichts verborgen ist, der gleitet nun aus mir in dich, sein Urbild, hinüber. Und nun kann ich auch durch dich so hindurchfühlen, hindurchdenken.]

Berta. Da müßtest du mich doch am besten kennen, wenn ich gar nicht da, wenn ich tot wäre —

Dr. Martin s. Das weiß ich nicht. Vielleicht. Aber es kann auch sein, daß ich die leisen Andeutungen deines Daseins lebendig empfangen muß wie jetzt, damit ich von dir weiß. Es kann sein. Vielleicht würde ich dich, wenn du tot wärest, vergessen.

Berta (rasch auf ihn zu). Du!

Dr. Martin s. Nicht vergessen, wie es die Menschen nennen. Nicht eine andere lieben. Aber dein Wesen nicht mehr so aus mir erzeugen können wie jetzt.

Berta. Doch vergessen! Ich will's nicht, Hans!

Dr. Martin s. Liebes! Das sind ja nur dumme Gedanken. Laß uns jede Stunde fühlen und genießen, die uns gegeben ist! (Zieht sie an sich.) Jetzt sehe ich deine Züge und deine Augen ganz groß. Weißt du, daß dein Gesicht, deine Augen vor allem, von fern oft etwas Herrisches, Funkelndes, Wildes — ja Treuloses hat? Und jetzt ist davon nichts da. So nahe sind deine Züge und ihr Ausdruck ganz kindlich, weich, fraulich und dein Auge, das oft so aussieht, als überdecke es unruhige und unsichere Gedanken, ist jetzt ganz tief und liebevoll. (Küßt sie, sieht sie wieder an.) Geh wieder hinter mich, damit ich weiß, wie du wirklich bist!

Berta. Ich liebe dich und will, daß du mich nie vergessen sollst, keine Stunde, keinen Augenblick. Du sollst ganz mein sein. Immer!

Dr. Martins. Das bin ich ja auch.

Berta (will die Blätter auf dem Tisch wegschieben, die er festhält). Ich ärgere mich schon über deine Arbeit.

Dr. Martins. Und für wen trägt sie Frucht? Wer wünscht sich die kleine Villa am Westwalde? Wer hat sich gestern bei der Vorlesung aus dem Roman sehr gern die Komplimente der Bekannten und der Kritiker angehört?

Berta. Ja schon, Hans. Aber die Früchte deiner Arbeit freue ich mich mit dir. Auch über dein Arbeiten selbst, Lieber! Aber, daß du darin mehr lebst als in der Wirklichkeit, das nimmt mir soviel —

Dr. Martins. Meine Arbeit nimmt dir nichts. Sie beschäftigt sich immer mit dir. Ich dichte dir viele Leben statt des einen, deines, unseres Lebens.

Berta. Wie? Viele Leben?

Dr. Martins. Ja. Viele Schicksale, die du selbst nie erlebst, in denen aber dein ganzes Wesen — auch dein Böses, Kind — in denen deine Seele sich mit allem, was in ihr ist, entfalten kann. Erinnere dich, wie wir uns kennen lernten, lange eh' wir uns liebten, da kam ich auf die Geschichte in meinem Roman, wie eine Frau durch das bloße Kennenlernen eines Mannes, der Eindruck auf sie macht, eine ganz andere wird, wie sie ihr Leben ändert, bessert und wie sie schließlich reif wird für diesen Mann. Das war doch gar nicht, das mußte ich nur so denken. Wenn du ausgehst, Besorgungen zu machen, bei denen nichts vorfällt als das ganz Gewöhnliche, erlebe ich gewiß irgendein Abenteuer für dich, aus dem dann eine Novelle wird oder ein Kapitel im Roman.

Berta. Das solltest du nicht tun, Hans.

Dr. Martins. Warum?

Berta. Du sprichst doch oft von wunderbaren Kräften der Seele. Könntest du nicht mit solcher Dichtung mein Leben unbewußt beeinflussen, in mir Leidenschaften und

Schicksale heraufbeschwören, die dich und mich ängstigen würden?

Dr. Martins. [Ich will sie in die Vergangenheit dichten. Dann sind sie überwunden.]

Berta. Das ist noch gefährlicher, Hans.

Dr. Martins. Wieso?

Berta. Was du in die Vergangenheit dichtetst, die soviel ungelebten Raum in sich hat, das wird vielleicht viel mehr Wirklichkeit, als was in der Gegenwart hart an das Wirkliche stößt.

Dr. Martins. Du magst recht haben. Vielleicht werd' ich auch Gegenwart dichten. (Schweigen.) Aber] sei ruhig! Uns begegnen ja nur noch die Andeutungen von Schicksalen, keine Schicksale mehr.

Berta. Wer weiß! Mich bedrückt irgend etwas, gerade nach dem Erfolge deiner Vorlesung gestern.

Dr. Martins. Siehst du, Kind! vorhin, als du hinter mir standest, da hätte ich dir darauf vielleicht etwas sagen, dich trösten können. Jetzt weiß und verstehe ich nichts.

Berta. Ihr versteht und wißt nie, ihr Männer! und du, Dichter, erst recht nicht, obwohl du eigentlich alles weißt — nur nicht dann, wenn es wirklich ist.

Dr. Martins. Zugegeben. Meine Freunde haben's immer von mir gesagt, ich hätte eine lange Leitung. Du weißt ja, daß sie mich, ehe wir verheiratet waren, den „Zeitlosen“ nannten. Im Scherz, weil ich immer unpünktlich kam und nie wußte, wie spät es war. Aber es war mehr Sinn darin. [Ich habe wirklich eine lange Leitung, eine, die sich nie berechnen läßt, die ganz eigenwillig arbeitet. Ich bin vielleicht nicht so sehr an die Zeit gebunden wie ihr. Sie ist für mich irgend etwas anderes, etwas viel viel Größeres, Raumvolleres als euch, vielleicht oft auch gar nichts.] Wie langsam sinken die Dinge in mich hinab, woanders hin als bei euch, denn sie bedeuten mir etwas anderes als ihre gängliche Tatsächlichkeit. Sie werden mir zu einer Zeit bewußt und wichtig, wenn sie euch nichts mehr oder noch

nichts angehen, körperlos, ohne Schwere und Wirklichkeit. Und glaube mir, das ist gut so. Das ist meine Rettung. Wenn zu der inneren Wucht meines Erlebens noch die bedrückende Erdenschwere der Gleichzeitigkeit käme, das wäre kaum zu ertragen. Es ist gut so.

Berta. Nein, es ist ein Mangel an dir, ein Fehler. Du siehst die Menschen und Dinge nicht, die dich umgeben, die auf dich warten. Du lebst immer ganz woanders als wir.

Dr. Martin. Vielleicht. Ja. Ich glaube es.

Berta. Du lebst nur halb in der Wirklichkeit, halb in Traum und Nirgendheim.

Dr. Martin. Wenn man nur sicher wüßte, Kind, wo die Wirklichkeit ist!

Berta. Weißt du es nicht?

Dr. Martin. Doch! Hier. (Er küßt sie.) Es ist ja alles nur Traum und Erdichtung: unser Glück, unsere Liebe, die stille Wärme dieser Zimmer, in denen unsere Seelen zusammen sind, die Menschen draußen, die an meiner Arbeit teilnehmen. Was vergänglich ist — mag es noch so schön sein — kann nur Traum sein, kann nicht wirklich sein.

Berta. Und das Schwere in mir?

Dr. Martin. Auch das ist vergänglich. Gib acht! Es wird vergangen sein, wenn es dich gestaltet und gewandelt hat.

Berta. Sage mal, Hans, ist dir das wirklich heute erst eingefallen, oder hast du dir schon lange darüber Gedanken gemacht?

Dr. Martin. Ich weiß nicht. Ich habe bei allen Dingen, die mir zum Bewußtsein kommen, das Gefühl, daß ich sie schon sehr lange wüßte.

Berta. Warum hast du mich dann nie danach gefragt? nie geforscht, was mich denn bedrückt und auf mir lastet?

Dr. Martin. (plötzlich sehr ernst). Ich frage auch jetzt nicht danach. Deine Antwort würde nur mein Gefühl, meine Gewißheit erschüttern und mich mit irgendeiner Einzel-

heit, einer Tatsächlichkeit quälen. Was du mir auch erzählen willst, das dich bedrückt — tu's nicht, Kind! Es ist vielleicht grausam von mir, daß ich nie mit dir von diesen Dingen spreche. Aber ich kann's nicht. Seit ich dich liebe, seit wir einander gehören, hast du aus dieser schönen Gegenwart in mir eine schöne, ganz lichte, nur auf unser Glück zuführende Vergangenheit bekommen, sehe ich dich durch alle früheren Zeiten deines Lebens unberührt auf mich zueilen. Laß mir diese deine schöne Vergangenheit. Ich brauche sie zum Leben. Sage mir nichts Wirkliches!

Berta. Du fürchtest, es würde dein neues Werk stören —

Dr. Martin. Soll es gestört werden?

Berta. Nein.

(Küßt ihn.)

Dr. Martin. Laß mich jetzt weiterschreiben! Es ist mir durch die gestrige Vorlesung des Bruchstückes alles wieder sehr gegenwärtig geworden und hat neue Wurzeln geschlagen, verbreitert, vertieft sich. Und dann ist aus unserem Gespräch Wärme, Problem, neues fruchtbares Dunkel auf diese Blätter herabgefloßen. Und wer weiß, woher es sonst noch heranschießt! [Sieh einmal diesen Kristall. Wie in dem die Teile von allen Seiten nach einem hohen Gesetz zusammenstrebten, so daß sie schließlich rastlos aufgingen in der geheimnisvollen vollendeten Form, so wird das Werk. Oder sieh hier in dieser Druse das Gegeneinander- und Zueinanderstreben der einzelnen Kristalle, das doch trotz der Selbständigkeit jedes einzelnen Harmonie und Einheit ist wie eine aufgehende Saat leuchtenden Steins. Auch so kann es werden. So spielen die Charaktere gegeneinander und sind doch eins.] Du nimmst ja teil daran. Laß mich jetzt arbeiten oder auch nur sinnieren und überlegen! Wer weiß es?

Berta. Ich störe dich nicht. (Sie geht zum Tisch zurück, während er eifrig zu schreiben beginnt, räumt zusammen, geht auf den Behen ein wenig vor und sieht ihm zu, dann leise hinaus, nachdem sie die Hängelampe gelöscht hat.)

Zweiter Auftritt

Dr. Martins allein

Dr. Martins (schreibt noch eine Zeitlang fort, steht dann über die Bogen gebeugt, blättert, pfeift, liest, sinnt, geht auf und ab und wieder zurück). Hier fließt Charakter und Schicksal noch nicht aus einer Quelle. Es ist zuviel zufällige Wirklichkeit hineingemengt. Aber es wird. Es liegt alles bereit, daß es kristallisch zusammenschießen kann, sobald es von der Bewegung erfaßt wird. (Wieder Gang, wieder am Tisch.) Es gestaltet sich aber noch nicht. Ach, zupacken, bis man selber gepackt wird! Hier weiter! (Hält Blatt, sitzt auf Stuhllehne.) Er muß den andern auffuchen, ohne ihn zu kennen. Und das Motiv? (Er sinnt nach.)

Dritter Auftritt

Dr. Martins. Hausangestellte. Ein Fremder

Hausangestellte (bringt Karte).

Dr. Martins (liest). Kenne ich nicht. Jetzt Besuch? — Aber lassen Sie eintreten. (Hausangestellte ab.) Vielleicht regte es meine Arbeit an. [Vielleicht gehört es in den Kristall.] Sich verschließen ist das törichtste, und doch tu ich's so gern.

Fremder (tritt ein, förmliche Begrüßung). Verzeihen Sie, daß ich, ohne Sie zu kennen, Sie auffuche. Ich sehe, Sie schreiben. Da möchte ich nicht —

Dr. Martins. Bitte! Ich hätte Ihren Besuch nicht angenommen, wenn ich nicht selbst unterbrechen wollte. Bitte, setzen Sie sich! (Geschieht; der Fremde sitzt ziemlich im Dunkel.) Ihr Wunsch —?

Fremder. Ich war gestern abend in Ihrer Vorlesung in der Literarischen Gesellschaft. Das ist der Grund meines Kommens.

Dr. Martins. So? Sehr liebenswürdig. Es gefiel Ihnen, was ich da vorgelesen habe?

Fremder. Ja. Das auch. Aber deshalb wäre ich nicht gekommen. — Es ist wohl überhaupt das Kennzeichen eines Dichters, daß wir anderen glauben, er spricht uns aus, unsere Gefühle, Gedanken, unser Verhältniß zum Leben

— in einer gewissen Allgemeinheit, die dann jeder auf sich deutet.

Dr. Martins. Und dies Gefühl hatten Sie dem Romanbruchstück gegenüber, das ich gestern las?

Fremder. Ja, ja. Aber das ist es nicht. Dies Gefühl habe ich schon manchem unserer heutigen Dichter gegenüber gehabt — und doch nie das Bedürfnis, sie aufzusuchen.

Dr. Martins. Sie machen mich gespannt.

Fremder. Ja, es ist eben nicht dies Allgemeine, was Sie da gestern ausgesprochen haben —

Dr. Martins (unterbrechend). Hören Sie mal, an Ihrem Besuch ist mir etwas sehr merkwürdig. Das ist Ihr Kommen in diesem Augenblick. Mich beschäftigte in meiner Arbeit gerade eine solche Lage wie die unsere: daß jemand einen andern aufsucht, ohne ihn zu kennen. Das soll die Geschichte weiterführen. Es ist mir gestern nach meiner Vorlesung des ersten Teils plötzlich eingefallen. Und nun kommen Sie gerade. Es ergab sich mir noch kein vernünftiges Motiv für den Besuch. Aber da Sie wegen meiner Vorlesung kommen, so ist ja doch keine Hoffnung, daß Sie mir das fehlende Motiv bringen werden. Immerhin ist es merkwürdig.

Fremder. Mir durchaus nicht. Und wer weiß, ob mein Motiv nicht doch am Ende für Sie brauchbar ist! Fällt Ihnen an mir nichts auf?

Dr. Martins (rasch, aber unsicher). Eine Ähnlichkeit —

Fremder. Das dachte ich mir. Sehen Sie mich nur genauer an!

Dr. Martins (beleuchtet den Fremden). Was ist das? Sitzen Sie wirklich da? oder träume ich? wer sind Sie?

Fremder. Sie können mich mit dem Namen nennen, der da auf der Karte steht, oder auch mit dem des Gegenspielers in Ihrem Roman.

Dr. Martins. Aber wie kommen Sie darauf, daß Sie dem Doktor Schwarzert in meinem Roman ähnlich sehen; das heißt: dem Bilde, das ich von ihm in mir trage. Denn

das, was Sie aus dem Roman wissen, die Narbe am rechten Augenbein —

Fremder. Von dem Schaukelfturz unter dem Birnbaumast.

Dr. Martins. Ja. Haarfarbe, Barttracht, Augenglas, all diese genau stimmenden Kleinigkeiten und selbst Form und Ausdruck des Gesichts, die man ja doch nicht eindeutig beschreiben kann, nicht so beschreiben kann, daß auch nur in zweien von tausend Lesern dasselbe Gesichtsbild entstünde — die können Sie doch nicht auf den Gedanken gebracht haben, daß ich einen Ihnen genau gleichen Menschen beim Schreiben des Romans vor mir hatte.

Fremder. Nein, gewiß nicht. Und nun werden Sie vermuten, weshalb ich gekommen bin. Ich muß Sie fragen: woher kennen Sie mich?

Dr. Martins. Ich kenne Sie nicht. Ich habe Sie offensichtlich nie gesehen.

Fremder. Sie müssen mich kennen.

Dr. Martins. Nein.

Fremder. Es ist gar nicht anders möglich. Woher kennen Sie mich?

Dr. Martins. Ich kann Ihnen nur immer wieder versichern, daß ich bis jetzt keine Ahnung hatte, daß es einen wirklichen Menschen gibt, der meinem Doktor Schwarzer so aufs Haar gleicht.

Fremder. Das ist gewiß und wahrhaftig so?

Dr. Martins. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Fremder. Unbegreiflich!

Dr. Martins. Aber doch wahr. Nun muß ich Sie aber fragen: wie kommen Sie darauf, daß ich Sie kennen müsse? Wie kommen Sie darauf, aus der wie gesagt ja doch notwendigerweise unbestimmten Schilderung der Gestalt in meinem Roman auf Ihre Ähnlichkeit mit meinem inneren Bilde des Doktor Schwarzer zu schließen? Das ist mir unbegreiflich, und um so unbegreiflicher, als es wirklich stimmt.

Fremder. Die äußere Ähnlichkeit ist ganz nebensächlich. Meine Frage danach sollte mir nur die Bestätigung erbringen, daß Sie mich kennen müssen. Ich frage nochmals: woher kennen Sie mich? woher kennen Sie, wenn Sie mich meinethalben nie gesehen haben, mein Leben? mein ganzes Leben? bis in die kleinsten Einzelheiten, ja bis zu Geschehnissen, die wohl niemand außer mir wußte, die ich selbst vergessen hatte und die mir erst gestern durch Ihre Vorlesung wieder bewußt geworden sind?

Dr. Martin. Das ist mir alles ganz unverständlich.

Fremder. Ich bin einfach der Doktor Schwarzerz aus Ihrem Roman. Keine Sorge. Ich bin nicht verrückt. Der Doktor Schwarzerz ist es ja auch nicht. Es ist kein abweichender Zug, kein abweichendes Erlebnis zwischen ihm und mir.

Dr. Martin. Das ist ein seltsamer Zufall.

Fremder. Das kann kein Zufall sein. Irgend jemand muß Ihnen mein Leben erzählt haben, und Sie haben es mit dichterischer Hellsichtigkeit um die Züge, die in der Erzählung fehlten, richtig ergänzt. Ich frage: wer hat Ihnen mein Leben erzählt? wer hat die schauderhafte Indiskretion begangen, das Leben eines Unglücklichen, wenn auch vielleicht ohne seinen Namen zu nennen, zum billigen Romanstoff für einen Schriftsteller zu machen? und wie konnten Sie, ich will sagen: den Mut haben, etwas, das Ihnen als wahr erzählt sein muß, dem Leben wörtlich abzuschreiben?

Dr. Martin. Ich kann Sie nur nochmals versichern, es ist mir auch nichts erzählt worden. Der Doktor Schwarzerz ist eine Gestalt aus meiner Phantasie. Ich erinnere mich nicht bei einem Zug seines Charakters oder bei dem kleinsten Geschehnis, das ich ihn erleben lasse, eines Vorbildes oder einer bestimmten Erzählung. Ich stehe wie Sie vor einem Rätsel.

Fremder. Vielleicht werden Sie bei längerem Nachdenken doch noch auf eine Erinnerung stoßen.

Dr. Martin. Nein. Das glaube ich bestimmt nicht. Das entspräche gar nicht meiner Art zu arbeiten. [Ich benutze

nie äußerlich Wirkliches, das mir zugetragen wird. Ich kann es gar nicht. Es bildet, ändert und wandelt sich jedes Ver-
schöner, jede Gestalt lange in mir, ehe sie fest wird, ehe ich
sie stehen lasse. Ich behalte nichts so bei, wie es mich an-
geregelt hat und mir zuerst eingefallen ist.] Was fertig dasteht,
ist die Folge eines langen Prozesses ganz innerlicher Wand-
lungen. Aber was merkwürdig ist und was mich aufs höchste
erregt, Ihren Fall mit allen Kräften, allen Mitteln klarzu-
stellen, ist dies: es ist mir immer wieder beim Schreiben,
als ob ich nicht bilde, gestalte, sondern erhelle, enthülle! [als
ob ein Wirkliches in meinen Geist hineindrängt; und als ob
meine Arbeit nur sei, es herauszuschälen, es zu erlösen. Der
beste Vergleich ist der Untersuchungsrichter. So wie der ein
Verschöner, eine That, einen handelnden Charakter aus den
Andeutungen, die er erhält, aus Gerüchten, aus richtigen
und falschen Angaben, aus Beobachtungen und aus der
letzten Wirkung eines ganzen ihm unbekannten Zusammen-
hangs aufzuhellen, klarzumachen und vor seinem geistigen
Auge wiederherzustellen sucht, genau so, wie alles geschah —
so tue ich auch. Ich mache ganz dasselbe.] Ich bin gezwungen,
aus den Andeutungen, Anregungen, Einfällen, die sich mir
aufdrängen, immer lebendiger, klarer, deutlicher ein Un-
bekanntes wiederherzustellen, das in meinen Geist hinein-
kam. Aber ein Unbekanntes, das in sich so fest und bestimmt
ist, das genau so nur ein wirkliches Antlitz hat wie die That,
die der Richter aufklärt. Tausend Schöpferstunden — und
was dann dasteht, ist vielleicht nichts als die treue Wieder-
gabe eines vergessenen, allen längst unbekannten oder meinet-
halben auch eines zukünftigen Geschehens.

Fremder. Das ist Mystik. Und überdies handelt es sich
hier nicht um ein vergessenes, allen längst unbekanntes oder
um ein zukünftiges Geschehen, sondern um das Leben eines
gegenwärtigen Menschen, eines Unglücklichen, vom Schicksal
Verfolgten. Und nun komme ich auf die Forderung, die ich
an Sie stellen muß: haben Sie noch mehr von dem Roman
geschrieben, so lassen Sie es mich lesen, ehe Sie es ver-

öffentlichen, und nehmen Sie da Änderungen vor, wo ich mich zu stark betroffen fühle oder wo mir etwas angedichtet wird, das ich nicht dulden kann. Sind Sie dazu bereit?
(Schweigen.)

Dr. Martin. Nein. Ich bin bereit, die seltsame Gelegenheit mit Ihnen zu klären, festzustellen, ob ich irgend etwas von Ihrem Leben gehört haben kann, und dann so zu verfahren, wie es mir gerecht und billig scheinen wird. Bestimmte Zusagen über Änderungen kann ich vorher nicht geben.

Fremder. Mein Verlangen entspringt nicht aus Neugierde. Ich habe sehr brennendes Interesse, wenigstens zu wissen, wie das Schicksal des Doktor Schwarzerzert in dem Roman weitergeht.

Dr. Martin. [Wir wollen langsam vorgehen. Sie haben ja doch zunächst nichts zu besorgen. Der Roman ist noch ein gut Stück von seiner Vollendung entfernt. Und dann fürchte ich, ich fühle das schon, wird mich wohl das Doppelgängertum zwischen einer von mir erdichteten Gestalt und einem wirklichen Menschen auf lange hinaus hemmen und hindern.]

Fremder. Ich dränge, weil ich rasch an die Wegstelle kommen möchte, wo sich der Schatten der Gestalt von mir ablöst und endgültig eine andere Richtung einschlägt.

Dr. Martin. Sehnen Sie sich danach?

Fremder. Ja, lebhaft. Ich versichere Sie, es ist ein unheimliches Gefühl, sein Schicksal sozusagen im Bewußtsein eines anderen Menschen zu wissen, fürchten zu müssen, daß der allmählich all unser Geheimes klar und offen darlegen könnte.

Dr. Martin. Mein Erlebnis ist nicht minder unheimlich: einer seiner Gestalten so plötzlich im Leben zu begegnen.

Fremder. Was ist von Ihrem Roman noch da?

Dr. Martin. Was über das Vorgelesene und die nächsten paar Kapitel noch vorhanden ist, sind nur Teile, Bruchstücke, Skizzen, Entwürfe, einzelne Szenen.

Fremder. Was für welche? was für Motive?

Dr. Martins. Noch einiges zu dem rasch aufflammenden und dann jäh unterbrochenen Verhältniß zu der Frau. (Telephon klingelt.) Verzeihung! (Am Telephon.) Ich werde nachsehen. Ich wußte gar nicht, daß du ausgegangen bist. (Legt Hörer hin.) Einen Augenblick. (Zur Thür hinaus, die er offen läßt, gleich wieder ans Telephon.) Nein, du hast ihn nirgends stehen lassen, er ist hier. Du hast gar keinen Schirm mitgehabt. — — Ja und nein. — — Ich habe Besuch. — — Ich erzähle es dir nachher. — — Schön. Auf Wiedersehen! (Hängt ein.) Verzeihung! Aber zurück zur Sache!

Fremder. [Mir will das, was Sie gesagt haben, nicht aus dem Kopf.] Halten Sie es allen Ernstes für möglich, daß hier ein bloßer Zufall vorliegt?

Dr. Martins. Es gibt sehr merkwürdige, sehr konsequente und andauernde Zufälle. Ein Zufall wäre nicht von vornherein auszuschließen.

Fremder. Wenn es Zufall wäre, dann ist es vielleicht töricht von mir gewesen, aus meiner Anonymität herausgetreten zu sein.

Dr. Martins. Warum?

Fremder. Das würde in der Fortsetzung Ihres Romans liegen. Aber — das ist ja nicht möglich.

Dr. Martins. Wie es auch sei, Herr Doktor, ich persönlich habe in der Angelegenheit lediglich das künstlerische geistige Interesse, mit Ihnen klarzustellen, wie dies Doppelgängertum zustande gekommen ist. Nichts anderes.

Fremder. So würden Sie mir versprechen, von meinem Namen und meiner Mitteilung zu niemandem — niemandem ein Wort zu sagen?

Dr. Martins. Ich gebe Ihnen meine Hand darauf.

Fremder. Ich danke Ihnen. — Zufall, Zufall — (Schüttelt den Kopf.)

Dr. Martins. Sie brauchten vorher noch ein anderes Wort als Zufall. Sie sagten Mystik.

Fremder. Ja, Mystik. Ja. Damit meinte ich —

Dr. Martins. So etwas Ähnliches wie Unfinn, nicht?

Fremder. Nun, nicht ganz —

Dr. Martins. Doch wohl! Aber es bedeutet etwas anderes, das hier vorliegen könnte. Daß irgendeine uns beiden nicht bekannte oder nicht bewußte Beziehung zwischen uns besteht, durch die [ich den Zugang in Ihr Leben und Ihre Seele gefunden habe, durch die ich, ohne zu merken, daß ich in fremdes Gebiet geriet, plötzlich mitten auf Ihrem Grund und Boden stehe. Oder durch die] Sie, wie von einer unsichtbaren Strömung erfaßt, plötzlich in mich und mein Werk hineingerissen worden sind. Das könnte auch sein, das kommt mir jetzt fast als das Wahrscheinlichste vor. Dem wollen wir nachgehen.

Fremder. Wie können wir das?

Dr. Martins. Wir wollen einmal unser Leben zurückgehen, ob irgendeine Gemeinsamkeit zwischen uns bestand, die Ihr Leben in meines hinüberleiten konnte.

Fremder (achselzuckend). Ich bin drei Jahre im Ausland gewesen. Fast ohne jede Verbindung mit der Heimat. Verdüstert, gequält. Ich habe mit niemandem korrespondiert, nichts mehr hören lassen und nichts mehr erfahren. Aber das wissen Sie ja alles. — Vor einiger Zeit bin ich zurückgekommen und wohne im Hotel. Ich habe Ihren Namen nicht gekannt. Ein oberflächlicher Bekannter nahm mich in Ihre Vorlesung mit.

Dr. Martins. Wo lebten Sie vor Ihrer Reise?

Fremder. Meist hier.

Dr. Martins. Ich habe den Roman bald nach meiner Verheiratung begonnen, vor jetzt zwei Jahren. Der Stoff ist mir damals eingefallen. Ich weiß nicht mehr genau, wie es kam. Aber ich glaube mich zu erinnern, daß ein Gespräch mit meiner Frau der Anlaß war. Ich weiß die Stelle nicht mehr, mit der es anfang. Ich erinnere mich aber heute seltsamerweise an das ungewohnte Gefühl von Wirklichkeit, mit der sich mir die Gestalt des Doktor Schwarzert zu formen begann. Ja — ja — so, als sei ich es selbst und doch sei es mein Gegner, wie im Traum manchmal, so, als sei ich zerspalten.

Fremder. Wenn Sie —

Dr. Martin's (auf und ab). Vielleicht finde ich es. Lassen Sie mich nachsinnen! Jetzt wird mir mehr erinnerlich. Warten Sie! Wie kam ich auf diese Gestalt? (Setzt sich entfernt, sinnt.) Ich sagte schon, ich hatte mich noch nicht lange verheiratet. Ich war durch diese ständige Verbundenheit mit einer Frau, so hatte ich das Gefühl, völlig verändert worden. Sie müssen wissen, ich bin sehr einsam, ohne rechte Wärme aufgewachsen. Ich hatte außerdem vor meiner Ehe nur ein paar ganz zufällige und nicht sympathische Beziehungen zum weiblichen Geschlecht. Nun trat die Frau plötzlich als bestimmendes Element in mein Leben, [eine Frau voll Liebe, von erwachten Sinnen und von einem verborgenen Leid, das ich durch Liebe vergessen machen wollte; aber für mich doch nichts als Glück, als Wärme, als neues Leben. Wie ich die mir zugewandte Liebe dieser Frau mehr und mehr zu verstehen und zu fühlen anfang,] wie mein bis dahin vielleicht kaltes und totes Wesen sozusagen auftaute, da erschien mir meine Kindheit, meine Jugend, alle Zeit, die vor meiner Ehe lag, wie nicht gelebt, wie ausgelöscht.

Fremder. Merkwürdig —

Dr. Martin's. Ja. Ich stand plötzlich da wie ein Mensch ohne Vergangenheit. — Wie mir jetzt die damaligen Zustände klar werden! — Es entstand der Drang in mir, diese Vergangenheit, diesen versäumten jungen Menschen zu dichten. So wird es mir jetzt deutlich. Es entstand der Drang in mir, den Menschen zu schaffen, zu dem die Liebe meiner Frau mir begreiflich werden konnte. Dieser Mensch ist ein Teil meines ungelebten Wesens.

Fremder. [Wie stehe ich vor Ihnen? Meiner Persönlichkeit beraubt! Da wäre mir fast lieber — ja, ich will es jetzt auch so annehmen — mein Leben, das mir bisher so individuell, so persönlich erschien, wäre so typisch, so gewöhnlich, daß Sie es ganz aus der Phantasie heraus, aus dem Allgemeinen, das jedem zukommt, gestalten konnten. Ich will mich meiner Persönlichkeit nicht berauben lassen. — —] Und

warum ersticken Sie diese schöne Jugend, die Sie sich gedichtet haben, plötzlich und durch ihre tiefste Liebe, in Unglück?

Dr. Martins. Das ist die Schicksalswende des Romans. In dieser Liebeskrise da begegnet dieser Gestalt, Ihnen, mein sozusagen eigentliches Ich, das nun, in der zweiten Hälfte des Daseins, die ganze Lebensfülle zugeschüttet bekommt, die in der ersten Ihnen gehörte. Aber sie ist nur einmal da. Dem, der sie als Jugend erlebte, wird sie nun entzogen. Mir fällt da noch etwas ein, was mitwirkte. Seltsam, wie Ihre Nähe diese vergessenen Schaffensmomente mir wieder erinnerlich macht! Das ist es, weshalb das Unglück des Doktor Schwarzert gerade in der Liebe seines Lebens beginnen mußte. Jeder Mensch, der eine Frau liebt und die übliche Vorstellung von der Wankelmütigkeit der Frauen eingimpft bekommen hat, hat Regungen von Eifersucht. Ich weiß nicht, ob Sie es so erlebt haben. (Schweigen; sichtliche Bewegung bei dem Fremden.) Ja, ich weiß es ja: Sie haben es bis zum Letzten erlebt. Aus solchen Eifersuchtsgefühlen, aus Einbildungen und Möglichkeiten muß' ich mich retten, muß' ich mich befreien, mußte sie gestalten, sie durchleben, um sie loszuwerden; und mußte schließlich die Flucht vor ihnen gestalten. Das ist eben die Schicksalswende des Romans, in der diese mit mir belastete Gestalt den Schauplatz zunächst verläßt und anderes aus meinem Wesen herauskommt. Was dann folgt —

Fremder (rasch). Ja, was folgt dann?

Dr. Martins (hat den Fremden lange angesehen). Warten Sie! Wir wollen nach wirklichen Berührungspunkten zwischen Ihrem und meinem Leben suchen. Vielleicht haben wir Glück. [Es begegnet einem ja doch fast immer, wenn man in der Bahn sitzt, daß man im Gespräch mit seinem zufälligen Gegenüber gemeinsame Bekannte entdeckt.] Lassen Sie uns systematisch suchen. Sie sind hier aufgewachsen. Ich bin erst spät, nicht sehr lange vor meiner Verheiratung, hierher gezogen. Ich hatte vorher in Berlin studiert und dann mehrere Jahre als freier Schriftsteller gelebt. Ist da

eine Brücke? Kennen Sie irgendwelche literarischen Persönlichkeiten? Redakteure? Geistesmäkler?

Fremder. Nein. Ich bin in Kreisen der Großkaufmannschaft aufgewachsen und dann Jurist geworden.

Dr. Martins. Ich weiß es ja. Wer brachte Sie in meine Vorlesung?

Fremder. Ein sehr oberflächlicher Bekannter von mir, ein Doktor Robert Maier.

Dr. Martins. Der Rechtsanwalt?

Fremder. Ja.

Dr. Martins. Ich kenne ihn nur flüchtig und erst aus der letzten Zeit. Er kommt wohl kaum in Betracht.

Fremder. Nein. Er weiß auch von den Jugenderlebnissen, die in Ihrem Roman wiederkehren, nichts; und ebensovienig von dem, was meiner Reise voranging.

Dr. Martins. Ein anderer Weg scheint mehr zu versprechen. Aber ich weiß nicht, ob er gangbar ist.

Fremder. Welcher ist es?

[Dr. Martins. Sie sagten, die Ähnlichkeit Ihres Schicksals mit dem Roman sei auch in dem Liebeserlebnis des Doktor Schwarzert vorhanden, soweit Sie es aus meiner Vorlesung kennen. —

Fremder. Das habe ich nicht gesagt. Nein.

Dr. Martins. Sie haben ausdrücklich gesagt, Sie hätten keinen abweichenden Zug gefunden.

Fremder. Nennen Sie mir erst den Weg, an den Sie denken!]

Dr. Martins. Wollen Sie mir Andeutungen über die Frau machen, mit der das Schicksal Sie in Beziehung gebracht hat? Wollen Sie, können Sie mir ihren Namen nennen?

Fremder. — — —

Dr. Martins. Nur das Außergewöhnliche des Falles bringt mich zu dieser indiscreten Frage. Vielleicht könnte die Frau irgend zu mir in Beziehung getreten und der Leiter sein, auf dem Ihr Leben mir zuströmte. — — Aber nennen

Sie den Namen nicht! Er würde uns vielleicht doch keine Fährte sein. Denn ich wüßte nicht, daß ich bei der Frau jemand Bestimmtes vor Augen gehabt hätte. Die Frau im Roman ist mehr subjektiv, aus den Strahlungen meines Gefühls, entstanden, als aus einem von außen beobachteten Modell. Meine Frage war töricht.

Fremder. Ich habe jede Verbindung mit der Frau seit Jahren verloren, seit vor meiner Reise. Weiß nicht einmal mehr, wo sie jetzt ist.

Dr. Martins. So wollen wir die Sache heute nicht forcieren. Es muß alles erst in der Seele untersinken, ehe es Frucht trägt. Wir müssen auf den Zufall, das Zufallende, vertrauen.

Fremder. Aber vielleicht sind Sie jetzt, nach unserem langen Gespräch, nachdem ich für Sie nun wohl nicht mehr ein beliebiger Fremder bin, bereit, meine erste Bitte wenigstens kurz zu erfüllen und mir mit zwei Worten zu sagen, wie sich das Schicksal des Doktor Schwarzert weiter gestaltet —

Dr. Martins. Warum wollen Sie das durchaus wissen?

Fremder. Begreifen Sie das nicht? Es ist nicht Neugierde, das sagte ich Ihnen ja schon. Wenn Sie mir mein Leben weggenommen und in Ihre Dichtung verpflanzt haben, wenn hier ein geheimnisvoller und unbegreiflicher Vorgang statthat, so kann mir vielleicht von Ihnen Klarheit auch über meine Zukunft kommen. Mein Leben ist seit Jahren in Verwirrung. Ich finde mich nicht mehr zurecht. Vielleicht können Sie es entwirren.

Dr. Martins. So muß es noch eine Zeitlang in Verwirrung bleiben.

Fremder. Was heißt das?

Dr. Martins. Ich werde Ihnen vorerst nichts über die Fortsetzung sagen.

Fremder. Warum nicht?

Dr. Martins. Ich will die Probe machen.

Fremder. Welche Probe?

Dr. Martins. Wie tief Ihr Schicksal in meinen Geist gelegt ist.

Fremder. Nein!

Dr. Martins. Doch! Ich werde aufs Land reisen, in die Einsamkeit, und arbeiten wie noch nie. Ich werde das Schicksal des Doktor Schwarzert bis ins kleinste ausgestalten —

Fremder. Das ertrage ich nicht. Das ist furchtbar.

Dr. Martins. Wehren Sie sich dagegen! Handeln Sie so, wie ich es mir nie ausdenken könnte! Bringen Sie Ihr Leben zur Klarheit! Suchen Sie die Frau, die Sie verloren! Denken Sie nicht mehr an den Roman, leben Sie!

Fremder. Und was dann, wenn dies unheimliche Doppelgängertum weitergeht?

Dr. Martins. Dann haben Sie den Beweis, daß ich nicht indiscret und unberechtigt das Leben eines anderen an die Öffentlichkeit zerrte, wie Sie es mir vorwarfen. Und ich weiß dann, ob dichterische Begabung nichts als die unheimliche Hellsichtigkeit ist, die den inneren, verstehen Sie: den inneren seelischen Zugang zu allerhand in der Welt vorhandenen Leben findet, von denen sie äußerlich nichts erfährt, die als Phantasiezwänge in ihr auftauchen.

Fremder. Ich will aber mein Leben selbst leben!

Dr. Martins. Das können Sie. Ich schreibe Ihnen nichts vor. Ich sagte schon: wehren Sie sich!

Fremder. Das will ich. Leben Sie wohl!

Dr. Martins. Noch einen Augenblick. Ich stehe, das werden Sie empfunden haben, als ich las, der Gestalt des Doktor Schwarzert mit wärmster Sympathie, mit einer an Identifizierung grenzenden Freundschaft gegenüber. Das will ich auf den Lebenden übertragen. Gehen Sie ohne Bohn! Ich kann nicht anders handeln. Es geht für mich um mehr.

Fremder. Nicht um mehr als für mich. Und für mich geht es um die Existenz. Wir werden uns ja wohl wiedersehen. Leben Sie wohl!

(Ab.)

Dr. Martins (allein, nimmt die Karte, stummes Spiel, steckt sie ein.) Toll! Aber wir wollen sehen! Wir wollen sehen!! (Am Telephon.) Bitte Fernamt. Hier 6832. Bitte Landbach 17, ja 17. — 6832, Doktor Martins. Danke. (Hängt ab, klingelt Zimmerglocke, zur Thür.) Auguste! (Man hört: „Herr Doktor —“) Bitte, bringen Sie aus der Kammer den braunen Handkoffer in mein Schlafzimmer!

Vierter Auftritt

Dr. Martins. Berta

Dr. Martins (zu der nach Klingeln an der Thür eintretenden Berta). Du bist's?

Berta. Guten Tag!

Dr. Martins (nach draußen zu Auguste.) Bitte, auch die Handtasche!

Berta. Verreißt du?

Dr. Martins. Ja, für einige Tage nach Landbach.

Berta. So plötzlich?

Dr. Martins. Ja, wegen der Arbeit. Ich muß ein paar Tage allein sein.

Berta. Du warst doch hier so gut im Zuge —?

Dr. Martins. Ich glaube, ich bin jetzt noch besser im Zuge. Aber ich muß allein sein ein paar Tage, die Dinge hinter mir haben, nicht sehen.

Berta. Was ist denn geschehen?

Dr. Martins. Lege erst ab! Dann erzähle ich dir's.

(Frau hinaus, er pfeift, legt Papiere zusammen usw.)

Berta (kommt zurück). Nun?

Dr. Martins. Setz' dich!

Berta. Ich bin gespannt.

Dr. Martins. Es ist etwas sehr Merkwürdiges passiert. Ich telephonierte dir ja, daß Besuch da sei.

Berta. Ja, wer war denn da?

Dr. Martins. Den Namen darf ich dir nicht nennen.

Berta. Komisch.

Dr. Martins. Ja, sehr. Aber nicht bloß komisch.

Berta. Was für ein Mensch war es denn, der da war?

Dr. Martins. Eine Gestalt aus meinem Roman.

Berta. Aus dem Roman?

Dr. Martins. Buchstäblich. Ein Mann, der behauptet, eine Gestalt in dem, was ich vorgelesen, sei absolut er; ich hätte ihn bestohlen; sein Charakter, sein Leben sei bis ins kleinste getroffen. — Na ja, das könnte ja ein Verrückter sein, der sich so etwas einbildet. Aber, was das komischste ist, er sieht genau so aus, wie ich mir den Betreffenden im Roman vorgestellt habe. So sehr, daß ich erschrak, als ich ihn im Hellen ansah.

Berta. Welche Gestalt behauptet er denn zu sein?

Dr. Martins. Ja, das mußt du raten.

Berta. Das kann ich nicht. Es kommen eine ganze Menge Leute in dem Bruchstück vor.

Dr. Martins. Es ist eine Hauptgestalt.

Berta. Der Held?

Dr. Martins. Nein.

Berta. Doch nicht der Doktor Schwarzerz?

Dr. Martins. Warum „doch nicht“?

Berta. Ist er's denn? Ist er's denn?

Dr. Martins. Ja. Aber warum dies „doch nicht“?

Berta. Das ist unheimlich —

Dr. Martins. Wieso unheimlich? Das ist doch ein ganz netter Mensch! Ein Mensch mit einer sehr glücklichen Jugend, ein Mann, dem die Frauen nachlaufen, der allerhand erlebt hat. Jedenfalls in dem vorgelesenen Stück durchaus nicht unheimlich.

Berta. Aber in dem, wie du ihn dir weiter gedacht, wie du ihn teilweise schon geschrieben hast.

Dr. Martins. Ich weiß ja nicht, ob das so bleibt.

Berta. Wieso?

Dr. Martins. Deshalb muß ich verreisen, um durch nichts abgelenkt zu werden, um nichts zu sehen, nichts zu hören, um nur nach der absoluten inneren Notwendigkeit der Sache weiterzuschreiben.

Berta. Hast du ihm angedeutet, wie du den Roman weiter entworfen hast?

Dr. Martin. Nein, nichts. Oder wenigstens nichts Wesentliches. Im Gegenteil. Ich habe sozusagen eine Wette mit ihm abgeschlossen. Jawohl, eine Wette. —

Berta. Um was — ?

Dr. Martin. Nicht um irgendeinen Preis! Nicht eine formelle Wette. Er wollte absolut wissen, wie der Roman weitergeht. Das hab' ich ihm verweigert. Nun lebt er, und ich schreibe. Um die Wette. Wir wollen sehen, ob das noch zusammengeht wie in dem Bisherigen, ob dies verrückte Doppelgängertum andauern wird. Dazu muß ich verreisen.

Berta. Das ist furchtbar, das ist frevelhaftes Spiel mit einem Menschenleben.

Dr. Martin. Wieso? (Telephon klingelt.) Hier Doktor Martin. Ja, Landbach. — — — Frau Verster, sind Sie da? — Ich will morgen auf ein paar Tage zum Arbeiten zu Ihnen kommen. Ich allein. Kann ich das Stiebelzimmer wieder haben? — Schön. Morgen komm' ich mit dem Vormittagszug. So um elf Uhr und einiges. Ja. Gut. Auf Wiedersehen!

Berta. Hans, das geht nicht.

Dr. Martin. Was hast du denn?

Berta. Das ängstigt mich. Wenn das zum Beispiel ein abergläubischer hypochondrischer Mensch ist, der sich nun einbildet, es würde irgendein mystischer Zwang auf ihn ausgeübt, und der dadurch jede vernünftige Direktion in seinem Handeln verliert?

Dr. Martin. Unnütze Sorge! [Die würde Doktor Schwarzer auch nicht verlieren. (Sinn.) Oder doch — ?

Berta. Das klingt ja so, als ob du an diese Parallelität, an dies Doppelgängertum selbst glaubtest —

Dr. Martin. Durchaus nicht, so seltsam die Sache ist. Aber ich sage mir, wenn das, was ich schreibe, nun sehr bald abweicht von dem, was er erlebt, getan hat und jetzt tut und erlebt, dann wird er ja alsobald von dieser Beziehung zu seinem Schatten im Roman erlöst sein, von diesem Hin-

gegeben= und Ausgeliefertsein an einen fremden Willen, der ihn, wie du meinst, ängstigt. Dann ist das die sichere Heilung. Und dafür, daß er gleich erfährt, wie sein Schicksal im Roman weitergeht, sobald es feststeht, werde ich sorgen.

Berta. Gleich — und doch vielleicht erst, wenn es zu spät ist. Wenn er in dieser Unruhe und Ungewißheit, in dieser frevlen Wette irgendeine Dummheit gemacht hat. Die wäre dann deine Schuld.] Und, Hans, wenn nun das unheimliche Doppelgängertum weitergeht, wenn du weiterschreiben mußt, was er lebt, oder er leben, was du schreibst?

Dr. Martin s. Das ist es, was ich feststellen muß. Das rührt an das tiefste Problem meines Daseins, an meine seelische Existenz. Du erinnerst dich, daß mir das schon mehrfach so gegangen ist, daß ich zum Beispiel Örtlichkeiten, an denen ich nie war, so geschildert habe, wie sie aussehen, bis in jede Kleinigkeit; [daß einmal eine Kritik bei einer völlig frei erfundenen Novelle mir die geschichtlichen Unterlagen beibrachte, die ich benutzt haben müsse, und die in der Tat mit meiner Motivierung und Gestaltung genau übereinstimmten. Du weißt, daß ich einmal den Aberglauben erfunden habe, wenn der Besitzer eines durch Schulden oder sonstwie verlorenen Hauses den Schlüssel mitnehme, so würde er in den Besitz des Hauses wieder zurückkehren — und wie gleich aus dem Kreise der ersten Zuhörer der junge Mann verstört auf mich zutrat und mir sagte: er habe den Schlüssel seines elterlichen, ihm versteigerten Hauses.] Du weißt auch wohl noch, wie ich die Erzählung von der Epidemie gerade in dem Moment schrieb, ehe sie tatsächlich rings um uns ausbrach.

Berta (will unterbrechen).

Dr. Martin s. Goethe hat mal notiert: ihm begegneten immer mehr seine Gestalten. Hier liegt ein Problem, vielleicht ein Gesetz. Hier muß ich zur Klarheit kommen. Ich muß wissen, ob dichten nichts anderes ist, als: auf unbekannten geheimen Wegen eindringen in die Schicksale anderer. — Hier handelt nicht der Schriftsteller Doktor Mar=

tins. Der bin ich nicht, wenn mich das Bilden, das Gestalten packt. Ich bin dann irgend etwas Herausgelöstes, Befreites, von Raum und Zeit Entbundenes — eine Kraft, ein Sehen, ein ganz Unpersönliches, durch das Leben hindurchflutet. Hier liegt mein Problem.

Berta. Und um über dieses Problem zur Klarheit zu kommen — vielleicht zur Klarheit zu kommen, bist du grausam genug, einen Menschen zu opfern?

Dr. Martins. Ich begreife nicht, was du an dem Fremden, den du gar nicht kennst, für ein Interesse hast.

Berta. Sei es, wer es sei, irgendein Mensch! Ich stelle mir aber vor, wie furchtbar diese Vivisektion für ihn sein muß. Du opferst ihn.

Dr. Martins. Das weiß ich nicht, das glaube ich nicht. Aber wenn selbst — ich stehe unter Zwang. Ich habe hier keinen freien Willen. Erhascht man in diesem Dunkel, das uns umgibt, mal einen Faden vom Gewande des Schicksals, des Seins, so kann man nicht anders als ihn packen, ihn herausreißen aus dem Nichts ans Licht.

Berta. Hans, lieber Hans! Ich ängstige mich um dich. Laß die Wette fallen! Schreibe diesen Roman nicht weiter! Du hast so viele Pläne, Stoffe, Entwürfe. Ich ängstige mich um dich. Wenn das nun ein verheßter rachsüchtiger Mensch ist, der bei dir war und dich nun vielleicht verfolgt, dir auf-lauert, um die Fortsetzung des Romans zu hindern —!

Dr. Martins. Unsinn! Er wird mir nichts tun. [Ich versichere dich, er ist so wie der Schwarzerz. Wenn der jemand umbringen wollte, ausgenommen etwa sich selber, wird er im letzten Augenblick mit Freuden jeden Vorwand ergreifen, es nicht zu tun.] (Berta erbebt.) Und dann, weißt du, ich habe so das Gefühl, jetzt, wo die Kräfte in mir sind, wenn ich nur Seele, Geist, Raum bin — dann könnte er sogar auf mich schießen, die Kugel würde durch mich hindurchgehen wie durch Luft oder durch Traun, nicht wie durch Körper; und ohne zu verletzen. — Nein, es ist entschieden.

Berta. Hans, lieber Hans!

Dr. Martins. Nein. Ich verfolge diese Spur, und ginge sie bis ins Chaos!

Berta (auf Stuhl). Wie du willst. (Langes Schweigen, Dr. Martins geht sinnend auf und ab, bleibt plötzlich stehen.)

Dr. Martins (in einfachem Gesprächston). Du kannst übrigens ganz unbesorgt sein. Dies Doppelgängertum wird höchst schnell aufhören und dein Schützling erlöst sein.

Berta. Wie — ?

Dr. Martins. Das wird mir jetzt in diesem Augenblick ganz klar. Ich lasse einfach den Doktor Schwarzert ehestens sterben in meinem Roman. Ja, das muß ich, das paßt auch glänzend hinein. (Sinn.) Jawohl. Ist denn nicht alles Licht längst aus dieser Gestalt fort? Ist sie nicht nur Bruch, Trümmer, Trug? [Ging nicht schon lange alles, was in mir sterben, mich verlassen wollte, in das unheimliche Seelengefäß dieses einst so glücklichen Menschen über und sammelte sich da, wie ehemals alle meine Eifersucht, mit der ich ihn übers Meer sandte? Alle meine Gifte, meinen Haß, alles Schlechte, Verruchte in mir hat der Schwarzert auch schon in sich.] Daß ich das nicht früher sah! Daß dazu erst diese seltsame Begegnung nötig war! (Schlägt sich vor die Stirn.) Jetzt weiß ich es, als er lebend vor mich trat, da bildete sich sein Tod in mir. [Na, jetzt wird sich vielleicht der gute Doktor Schwarzert an den Lebenden anklammern und nicht sterben wollen in mir. Aber ich zwing' s. Es ist das, was mir so lange gefehlt hat. Jetzt versteh' ich auch, warum mich der Mann plötzlich so rührte, warum ich auf einmal soviel Sympathie für ihn empfand. Das hatte gar nichts mit ihm zu tun, nur mit dem Roman.] Also, das Problem ist zu deiner Beruhigung aufgegeben, es fängt einfach wieder in mir zu arbeiten an. Und du wirst deine Angst und Sorge bald los sein! (Küßt sie rasch, nimmt Hut und Mantel.)

Berta. Gehst du noch aus?

Dr. Martins. Ja. Ich muß noch einen Augenblick an die Luft. Es hat mich aufgeregt. Bin bald wieder zurück. Auf Wiedersehen!

(Ab.)

Berta. Auguste! (Sie spricht nach draußen.) Können Sie sich auf den Namen besinnen auf der Karte, die Sie dem Herrn Doktor gebracht haben? (Man hört: „Nein, gnädige Frau!"; Berta ans Telephon, blättert hastig im Buch.) 1743. — — Ja, Ringhotel. — — Bitte, ich wollte fragen, ob dort ein Doktor Vöhring abgestiegen ist. — — Bitte, ich bleibe am Apparat. — — — Doktor Vöhh — ring. — — Ja? — Gut. Danke! (Legt Hörer hin, sinkt am Telephontisch zusammen.)

Vorhang

Zweiter Aufzug

Berta. Der Fremde. Später Hausangestellte

Berta (tritt mit dem Fremden ein, der an der Thür stehen bleibt, sie legt ab). So, nun bist du also da. Es war schwer genug. Trink erst einen Schluck Rotwein. Du bist ganz verstört. (Holt aus dem Nebenzimmer Flasche und zwei Gläser, gießt ein; er stürzt sein Glas hinunter.)

Fremder. Wie fandest du nur meine Spur?

Berta (hat auch getrunken, bietet ihm durch Gebärde nochmals an, er lehnt ab, sie stellt Flasche und Gläser rasch in einen Schrank). Das ist mein Geheimniß. Es war schwer genug. Ich bin völlig erschöpft. Acht volle Tage suchen, und warum?

Fremder (antwortet nicht).

Berta. Wenn mir nicht noch der Zufall geholfen hätte, hätte ich dich vielleicht gar nicht wiedergesehen. Warum?

Fremder. Deinetwegen und meinetwegen. (Bleibt an der Thür.)

Berta. Ist es wahr, daß du abreisen wolltest, ohne mich zu sehen, nachdem du bei meinem Mann warst?

Fremder. Nein. Erst als ich erfuhr, daß du seine Frau geworden bist.

Berta. Sonst hättest du mich gesucht?

Fremder. Ich ging zu deinem Mann, weil ich nach seiner Vorlesung das dunkle Gefühl hatte, hier müsse ein Weg zu dir führen.

Berta. Und nun du gefunden hattest, daß es so war, daß das der nächste Weg zu mir war, da wolltest du plötzlich fort?

Fremder. Ja.

Berta. Ohne mich wiederzusehen?

Fremder. Ja.

Berta. Das hättest du gekonnt?

Fremder. Ja.

Berta. Du warst immer ein sonderbarer Mensch, und man wußte nie, was du wolltest.

Fremder. Sieh mich nur an! Ich sehe wohl nicht mehr so aus wie vor drei Jahren.

Berta. Du hast dich sehr verändert. Gott, konntest du lachen! Und jetzt —! Warum schreibst du nie?

Fremder. Ich habe viele Briefe an dich verbrannt. Ich wollte vielleicht, daß du mich für tot halten solltest. Und ich wollte dir wehtun.

Berta. Das gelang dir.

Fremder. Warum wolltest du mich sehen?

Berta. Ich will erst wissen, warum du mich nicht sehen wolltest.

Fremder (sieht sie lange an, schüttelt den Kopf). Ich will deinem Mann seinen Text verderben. Ich will mein gestohlenes Leben wiederhaben!

Berta. Wie meinst du —?

Fremder. Nun, wenn das, was ich erlebe und was er schreibt, so mystisch (Lacht auf, dann bitter.) oder sonstwie fest zusammenhängt, so sollte ihm dies Kapitel, unser Wiedersehen, das sich ein Romanschreiber ja kaum entgehen lassen wird, nicht gelingen. Oder, mocht' es gelingen, dann sollt' es nicht statthaben und das elende Band zerreißen, das mich an ihn fesselt!

Berta. Nun bist du doch gekommen, und das Wiedersehen hat doch statt.

Fremder. Steht es im Roman? steht es schon in seinem Werk?

Berta (nach Schweigen). Es genügt, daß ich den Roman kenne, [soweit er bis jetzt geschrieben ist und] wie er weitergehen soll, und verhüte, daß er zur Wirklichkeit wird.

Fremder. Es wird wohl auch anders werden, als er sich denkt. Vielleicht auch anders, als du es dir denkst. (Lacht auf.) Nein, nein, darauf wird seine mystische Phantasie doch nicht kommen.

Berta. Auf was?

Fremder. Vielleicht werde ich sein Leben mehr beeinflussen als er meins.

Berta. Willst du das?

Fremder. Ja. Das will ich; da ich einmal hier bin, will ich es. Und kann es. [Ich habe gehebt davor, daß du mich finden würdest; ich wollte die Fessel auf schnellstem Wege zerreißen, dich und ihn nicht mehr sehen. Wieder hinausgehn, fort. Nur fort. Dann wäre es abgetan gewesen, was ich so leichtsinnig durch meine Rückkehr heraufbeschwor. Wenn ich nie mehr erfahren hätte, was er schrieb, er nicht mehr, was ich lebte, dann wäre ich doch frei gewesen, dann hätte es mich nicht mehr bekümmert. Es hat nicht sein sollen.

Berta (wärmerer Ton). Bekümmert es dich sehr?]

Fremder. Stelle dir das doch vor! Dein Leben gehört plötzlich ganz einfach einem anderen, den du nicht kennst, der dich nicht kennt, durch dessen Hand aber die Fäden deines Schicksals laufen, die er aufgespürt hat. —

Berta (will unterbrechen).

Fremder. Gleichviel, wie! Der sie aufgespürt hat bis in ferne Vergangenheit, der deine Seele mit ihren, dich noch täuschenden, Wallungen besser kennt, sicherer beurteilt als du selber. Erwinnere dich nur daran, wie unsere Liebe begann, wenn du daran noch denken magst, an das Gespräch in großer Gesellschaft, bei dem einen Wort von der im Leben immer rascher verfließenden Zeit, die uns immer mehr nur wie ein großes Versäumen erscheine, wie da unsere Blicke sich trafen, ineinander hängen blieben und damit alles über uns verhängt war. Wer spürt einen solchen Zufall auf? Wer das tut, der stellt durch dies Wissen, diese Kenntniss eine Verbindung zwischen sich und dem anderen her, daß allmählich

vielleicht nicht nur er weiß, was du tun wirst, sondern daß du am Ende sogar tun mußt, was er nur denkt.

Berta. Ja, ja. So ist er. Die Macht hat er vielleicht. Du hast ihn rascher erfaßt als ich in den zwei Jahren, seit ich mit ihm verheiratet bin. Ich habe es lange nicht gewußt, daß ihm alles durchsichtig wird, daß sich langsam alles Wirkliche in seinem Geist mit unheimlicher Genauigkeit abbildet, während er zu träumen und zu spielen glaubt. [Und als ich es erkannte, war ich starr über ihn und staunte, daß er alles, was er sieht, nie auf die Wirklichkeit bezieht, daß man ihn täuschen kann wie ein Kind. Ich war schlecht genug, auch manchmal über ihn zu lächeln.] Es ist wie eine gläserne Scheidewand zwischen seinen Gesichten und der Wirklichkeit. Er weiß nicht, daß er das Wirkliche sieht. Er glaubt zu träumen. Wenn der Tag je käme, wo er seine Macht erkennt — das muß verhindert werden!

Fremder. Er hat dir natürlich von der Sache erzählt?

Berta. Ja, er hat mir erzählt, daß Zufall —

Fremder (lacht auf). Zufall!

Berta. Oder irgendeine Telepathie (Fremder lacht wieder auf.) dein Leben und seinen Roman zusammengebracht hat. Er hat es mir auch gesagt, und ich hätte es auch allein gewußt, wie du darunter leidest, [daß dein Schicksal nicht mehr allein dein ist, daß es scheinbar ein anderer in Händen hat. Ich weiß noch, wie ängstlich und erregt du dich dagegen wehrtest, als uns einmal eine alte Kartenlegerin auf dem Jahrmarkt weissagen wollte. Armer!

Fremder. Bemitleide mich nicht!]

Berta. Soll ich den Zusammenhang deines Schicksals mit dem Roman zerreißen? Ich kann es.

Fremder. Du? Die ihn geknüpft hat? Nein. Ich zerreiße ihn selbst. Ich werde das Band, das ihn und mich verbindet, selbst zerstören. [Das wird nicht gar zu schwer sein, nachdem ich ja jetzt weiß, wie es zustande kam; wie dein Mann in den Besitz meines Lebens kam. Ich war ein Narr, daß ich mich von den Redensarten deines Mannes

fangen ließ, die du mir auch einreden zu wollen scheinst. Ich mußte ihm schließlich glauben, weil ich keinen Zusammenhang sah. Jetzt, Gott sei Dank! seh' ich ihn.] Jetzt hab' ich den Zusammenhang. Du bist's!

Berta. Daran ist nicht zu zweifeln.

Fremder. Nein, allerdings. Ich zweifle auch nicht. Aber wenn die Ursache auch noch so platt und natürlich ist, es bedrückt mich doch. Denn, wie auch immer, nun ist die Fessel da. Sie muß zerrissen werden.

Berta. Das will ja auch ich. Das biete ich dir ja an.

Fremder. [Aber ich nehme es nicht von dir.]

Berta. Ich weiß, wie er den Roman weiter entworfen hat und schreiben will. [Und ich glaube, er wird sich ungefähr daran halten. Er gestaltet seine Entwürfe aus, verändert sie, erfindet Neues dazu, wirft die Motive um und ersetzt sie durch andere — aber was schließlich da ist, das ist doch so der Wurzel verwandt, daß man es mit den Worten des ersten Entwurfs schildern könnte.] Ich glaube [deshalb] nicht, daß er wesentlich von seinem Entwurf abweichen wird. Aber wir, du und ich, müssen es tun. Dann ist der Bann gebrochen.

Fremder. Es muß ohne das gelingen!

Berta. Wie du willst. Aber setz' dich! (Schweigen.) Du sagtest vorhin, diese Begegnung würde anders ausfallen, als ich mir denke —

Fremder. Ja.

Berta. Warum?

Fremder. Weil du eine bestimmte Vorstellung von mir hast aus früheren Zeiten.

Berta. Und die, meinst du, ist jetzt falsch?

Fremder. Ja, die ist falsch.

Berta. Vielleicht. Es kann sein. [Immerhin ist die erste Erwartung, die ich hegte, als ich feststellte, daß du da seiest, in Erfüllung gegangen: du bist zu mir gekommen. Du bist da.] Erinnerst du dich, wie oft du gesagt hast, [damals], das, was zwischen uns sei, das könne nie ganz aufhören, irgend

etwas Unlösliches sei und bleibe zwischen uns, möge das Schicksal uns auch auseinander reißen?

Fremder. Das glaubte ich damals.

Berta. Und willst es jetzt nicht mehr wahr haben? Aber sieh, du bist doch nur meinetwegen über die See zurückgekommen. Widersprich nicht! Und ich habe dich durch die Jahre erwartet.

Fremder. Und in dieser Erwartung hast du dich verheiratet?

Berta. Das berührte diese Erwartung nicht. Das, was wir an Liebe und Glück, [was wir an äußerem Glück] erlebt, das war durch deine plötzliche Abreise, dein Verschwinden, abgeschlossen und erlosch auch in mir. Sollte ich mein Leben in Einsamkeit langsam weggleiten lassen? Warten ins Blaue, wo ich nicht einmal wußte, ob du lebstest?

Fremder. Hättest du mich geliebt, so hättest du mich bei gutem Willen damals noch finden und zurückholen können. Warum versuchtest du es nicht? Das wäre besser gewesen als heut!

Berta. Da du meine Schuld nicht verziehst, durfte ich dich nicht binden. Nein; ich habe dich nicht als den einstigen Liebhaber wiedererwartet. Der stand meinen Entschlüssen nicht mehr im Wege. Liebe ist ja wohl nur eine erste Phase in der Verbindung zweier Menschen.

Fremder. Vielleicht auch eine letzte. Soll sie sich inzwischen in Freundschaft verwandelt haben?

Berta. Nein. In mehr.

Fremder. [Das könnte sein.

Berta. In gemeinsames Schicksal, das wir bezwingen müssen; du um meinet-, ich um deinetwillen; das uns sonst leicht ins Herz treffen kann.

Fremder. Mag es!]

Berta. Zwei Menschen, die einander so nahe gekommen sind wie wir, bleiben dem Schicksal gegenüber verbunden. (Wittend.) Wir haben uns einmal geliebt —

Fremder. Ich dich sicher.

Berta. Willst du damit sagen, daß ich dich nicht geliebt hätte? [Willst du unser einstiges Glück, das mich noch jetzt manchmal überfällt, lästern,] weil ich mich verheiratet habe?

Fremder (schüttelt den Kopf).

Berta. Weil du glaubst, daß ich dich betrog?

Fremder. Ich weiß es sicher, daß du mich betrogst.

Berta. Weißt du es wirklich sicher, daß ich dich damals, als du mit mir brachst, betrog? Ganz sicher?

Fremder. Damals oder früher, gleichviel!

Berta. [Aum, so mußttest du eben einsehen, daß ich eine Frau von anderer Art war, als du dir gedacht hattest.] Du konntest mich verlassen. Aber du hattest keinen Grund, mir zu zürnen, da ich dich nie getäuscht. Du kanntest mich ja gar nicht. Du liebtest mich, und ich gab mich dir hin, ohne daß ich dir je gesagt hätte, du seiest der erste Mann in meinem Leben. Du fragtest nach nichts. Es fiel dir nicht einmal auf, wie schnell du mich gewannst. Statt daran mich zu erkennen, magst du es auf deine Unwiderstehlichkeit geschoben haben —

Fremder (wehrt ab).

Berta (leise lächelnd). Ja, du warst damals unwiderstehlich, ja, und man mußte dich lieben. [Du nahmst mich in Gier und Verlangen, und ich war glücklich, daß du es tatest. Und du umarmtest in mir einen neuen Traum vom Weibe, den du in deinem vorausgegangenen Leben noch nicht geträumt. So sagtest du damals. Aber ich sah, daß ich nur ein Leib und ein Schatten für dich war, ein Geschöpf deiner Begier, nach dessen Wrfen und Seele du nicht fragtest. Es genügte dir, daß der Leib dein war und keinen Widerstand leistete.] Ich sah ganz klar, daß du mich anders nahmst, als ich war. Und ich habe mehr als einmal dich aus deinen selbstgeschaffenen Traumtäuschungen herausreißen wollen. Aber dann tatest du mir zu leid, dann hatte ich dich immer wieder zu lieb. (Fremder lacht auf.) Ja, ja, zu lieb, um dein Glück zerstören zu können. Schließlic fandest du die Wahrheit selbst, freilich merkwürdig spät, als sie längst nicht mehr Wahrheit war. Ich hätte dir meine Schuld gestehen müssen, um dir

sagen zu können, daß ich sie überwunden. Ich schwieg und wartete. Ich glaubte, du würdest da auch zu mir finden.

Fremder. [Hast du das geglaubt, hast du das glauben können?

Berta. Aber statt diese Prüfung zu bestehen, warst du verschwunden, warfst mir unsere Liebe vor die Füße und merktest nicht, daß ich dich am meisten von allen liebte, damals, und mich sehnte, von dir ganz gefunden und in ein auch innerlich gemeinsames Leben gezogen zu werden.

Fremder. Vielleicht wird er dich jetzt finden —

Berta (Schreck).

Fremder. Erschrick nicht! Mir scheint, er soll es nicht.

Berta. Was sinnst du?

Fremder. Ich denke darüber nach,] wie man alles nachher so schön auslegen kann. Aber, wenn ich dich damals nicht fand, so hast du mich auch nicht gefunden. Sonst hättest du erkennen müssen, daß ich an dem, was du tatest, zugrunde gehen würde.

Berta. Du bist es nicht.

Fremder. Vielleicht doch.

Berta. [Du bist es nicht. Daß du leiden würdest, wußte ich wohl. Ich wußte wohl, daß ihr Männer gerade von uns erotischen Frauen, wie ich es damals war, am meisten Treue verlangt und uns die Untreue am schwersten vergebt, die das Wesen solcher Frauen ist. Aber ich konnte nicht anders. Ich wollte für meinen Liebhaber kein Phantom sein, ich wollte als ich geliebt werden.]

Fremder. Weshalb hast du mich gesucht, mich zu dir geholt? Weshalb hast du mich nicht wie damals meines Weges gehen lassen? [Weshalb hast du, da du wohl erkannt hattest, ich hatte noch einmal überwunden, in mein Leben gegriffen?

Berta. Vielleicht, weil ich dir helfen wollte, frei zu werden von dem, was dich quält.

Fremder. Das ist kaum zu deinem Glück.

Berta. Danach frage ich nicht. Aber sieh mal,] würde es nicht genügen, daß ich dich einfach einmal wiedersehen wollte?

Fremder. Für dich nicht. Du hast für dein Handeln bestimmtere Gründe.

Berta. [Ich sehe, du hast angefangen, über mich nachzudenken. Kennst du mich jetzt?

Fremder. Ja. Du bist wie wir meisten kein Selbst, schwach, ein Spielball der Umstände, ein Mensch, den Leidenschaft nicht dauernd erhöht und verwandelt, der rasch zurücksinkt ins Alltägliche und dann nicht mehr weiß, nicht mehr versteht, was er in der Leidenschaft wollte und fühlte.

Berta. Vielleicht hast du recht.

Fremder. Solche Menschen haben immer bestimmte Gründe für ihr Handeln.]

Berta. Nun, du kennst die meinen auch. Wie ich dir Hilfe bringen will, so brauche ich deine Hilfe und rechne auf sie.

Fremder. Ich bin neugierig.

Berta. Auch für mich ist es notwendig, daß der Zusammenhang deines Lebens mit dem Roman aufhört.

Fremder. Ich verstehe. Dufürchtest, die gläserne Scheidewand, die noch die Visionen deines Mannes von der Wirklichkeit trennt, könnte jetzt zersplittern, und er könnte plötzlich sehend werden.

Berta. Ja, das fürchte ich. Aber nicht nur für mich, auch für dich und ihn.

Fremder. Wozu eine Frau nicht fähig ist! Mich, den du so tief kränkest, dessen Leben du zerstörtest, mich willst du zu Hilfe rufen, damit das Glück mit einem andern nicht in die Brüche geht? Seltsam genug ist deine Bitte, selbst, wenn ich dir helfen könnte. Das muß ich sagen.

Berta. Du kannst es. Höre mich an! [Haben wir uns nicht ein Gefühl, ein Verstehen füreinander bewahrt? Wir können uns um unserer alten Liebe willen nicht schaden, müssen uns helfen. Du wirst begreifen, daß mein Leben anders geworden ist seit damals, anders werden mußte.] Ich bin verheiratet, bin, soweit das auf Erden möglich ist, glücklich. Ich bin müde, mein Leben ist stiller, ruhiger ge-

worden. Ich habe die Kraft nicht mehr, in Unrast und Sorge zurückzukehren; es schreckt mich, wenn ich denke, die Leiden=schaften könnten wieder Herr über mich werden. Ich sehne mich nach dauerndem Frieden. Gönntst du ihn mir nicht? Bist du so hart?

Fremder. Im Gegenteil. Ich wünsche, daß er ganz dauernd werde.

Berta. Ich liebe meinen Mann, er liebt mich. Das ist so geworden, immer mehr so geworden, weil er ein Kind ist, das man lieben muß, und — mehr als ein Mensch. [Meine Vergangenheit hat längst angefangen, mich wie eine Schuld zu bedrücken. Ich konnte es fast nicht ertragen, daß ich ihn betrog, indem er nicht alles aus der Vergangenheit wußte. Ich wollte ihm alles gestehen, oft. An dem Tage erst wieder, an dem du kamst. Aber dann konnte ich es nicht, weil er es abwehrte, weil er aus der Tiefe seines Wesens heraus mein Geständnis zurückwies und dann in sich selbst entwich.]

Fremder. Und mir wirfst du vor, daß ich dich nie erkannt, nie zu dir gefunden hätte?

Berta. Das hat er längst, und liebt mich nicht weniger. Nur weiß er keine Tatsachen und fragt nie nach ihnen. Mir ist nun ganz klar, sein Wesen flüchtet vor dieser Erschütterung, die er in der verborgensten Seele umfaßt hat, die er schreibt, die er in erdichteten Menschen gestaltet, weil er fürchtet, zerbrochen zu werden. Sie darf nicht von außen auf ihn hereinbrechen. Sie darf nicht. Es muß verhindert werden. Ich werde es verhindern. Und wenn wir ihn täuschen müßten!] Jetzt ist er dem Problem auf der Spur, und, sei sicher! er findet, wenn wir ihn nicht ablenken. Glaubt er aber erst einmal, daß die Identität seines Schreibens und deines Lebens aufgehört hat, daß wirklich nur Zufall ein Stück Weges die Ähnlichkeit zustande brachte, dann ist sein Interesse erloschen, dann wird er nicht weiter suchen. Alles wird wieder Traum, Phantasie sein. Und er ist gerettet, und ich bin gerettet.

Fremder. Und ich?

Berta. Dann bist du es auch. — Siehst du, daß, meine ich, ist das Unlösliche zwischen uns, [die, wenn du willst, gefühllose Schicksalsverbundenheit, die aus unserer einstigen Liebe ward:] daß wir jetzt zusammenstehen müssen gegen einen drohenden Schlag; daß wir einen unheimlichen Menschen, dessen Auge übermenschliche Gewalt zu bekommen anfängt, der die Blindheit abzustreifen anfängt, die auf jedes Menschen Auge liegen muß, [wenn er nicht wie brennendes Feuer verheerend und zerstörend alles versengen soll, was um ihn ist,] daß wir diesen Mann vor sich schützen müssen, und damit uns. Er muß wieder Mensch werden, wieder blind. Und wenn wir uns jetzt so glühend haßten, wie wir uns einst liebten, wir müssen wie Freunde zusammenstehen, Menschen gegen den Übermenschlichen.

Fremder. Und du sagst, du liebst ihn?!

Berta. Ja, ich liebe ihn. [Deshalb soll er wieder Mensch werden.]

Fremder. Es widert mich an, daß du ihn weiter belügen und betrügen willst. [Seltsam: mir ist so, als stünde ich hier an seiner Statt und müßte sein Leben beschützen vor dir, reinigen von dir!]

Berta. Und ehe der Hahn kräht, wirfst du ihn dreimal verleugnen.

Fremder. Nein.] Aber ich will dir sagen, weshalb ich nichts tun kann, nichts tun werde, was dich und ihn fester bindet, was ihn in seinem Trug erhält und dein auf Trug gegründetes Glück schützt. — — — Weil ich dich liebe. Weil ich dich heute noch liebe wie je. Weil ich dich niemandem gönne. Weil ich dich mit mir nehmen will. (Auf sie zu.)

Berta. Laß mich! Bedenke, er weiß es. — — Bedenke, er schreibt! Du würdest vielleicht den Zwang des Dichters jetzt gerne auf dich nehmen. Aber hüte dich! Von da ab liegt Gefahr in ihm.

Fremder. Ich werde den Zwang jetzt brechen. Sind wir allein?

Berta. Wenn er nicht hier ist — (Es klopft, Hausangestellte.)

Hausangestellte. Die Post, gnädige Frau. — Wenn gnädige Frau nicht meinen, daß es zu spät wird, möchte ich noch einen Weg machen —

Berta. Nein, nein, gehen Sie nur!

Hausangestellte. Danke schön. (Ab.)

Berta. Er streckt seine Fühler schon herein. Ein Brief von ihm. (Legt den Brief auf den Tisch; schnell.) Weshalb fragtest du, ob wir allein sind?

Fremder. Aus demselben Grunde, aus dem du dein Mädchen fortschicktest.

Berta. Nein, nein, so ist es nicht gemeint. Ich rufe sie zurück.

Fremder. Zu spät. Die Thür klappte schon.

Berta (will hinaus).

Fremder (schließt die Thür ab). Nein.

Berta (will ängstlich ans Telephon).

Fremder. Telephoniere nicht. Bis du Verbindung hättest, hätte ich längst ausgeschaltet.

Berta. Was soll das?

Fremder. Du magst nun wissen, weshalb ich zurückgekommen bin. Nicht, um dich noch einmal wiederzusehen, nicht aus meiner Liebe —

Berta. Um abzurechnen vermutlich.

Fremder. Ja.

Berta. Aber du fürchtetest, doch erneut in meine Schlinge zu fallen, da du die Absicht deiner ganzen Reise, als du mich aufgefunden hattest, gleich wieder aufgabst. [Ich vermutete das sofort, weil du immer vor dem, was du vorhattest, flohst.]

Fremder. Du irrst. Dein Mann und der Roman kamen dazwischen. Ich sagte dir ja schon: ich wollte den Zusammenhang mit dem Roman zerstören. Ich wollte deinem Manne beweisen, daß hier keine mystische Beziehung wirkte, sondern eine sehr platte, äußerliche: daß du ihm alles erzählst, daß dir unsere Liebe, an die ich selbst jetzt noch glaubte, gerade gut genug war, deinem Manne einen Romanstoff zu schenken;

daß dir mein Leben, das du zerstört hattest, feil war um ein Autorenhonorar.

Berta. Und das reizte dich nicht noch mehr zu deiner Abrechnung?

Fremder. Nein, denn da verachtete ich dich. Ich haßte dich nicht mehr. Du warst mir zu niedrig geworden, als daß es für mich noch Reiz gehabt hätte, mit dir zu rechten.

Berta. Und doch kommst du gleich, nun ich dich rufe?

Fremder. Als du das wagtest, da reizte es mich allerdings, einmal zu sehen, wie weit du es treiben würdest.

Berta. Und der Sieg über meinen Mann, die Befreiung war dir ganz gleichgültig geworden?

Fremder. Da habe ich sie mir anders ausgedacht. Du!
(Drohend auf.)

Berta. Seh' dich noch einen Augenblick!] Wenn ich dir nun sage, daß mein Mann weder durch mich noch durch einen anderen sonst auch nur ein Wort von deinem Dasein erfahren hat, daß er nichts, gar nichts von meinem früheren Leben weiß? [daß ich selbst mit Staunen und Schrecken Seite für Seite dein Leben und unsere Liebe aus seiner Phantasie entstehen sah?

Fremder. So sag' ich, du lügst.

Berta. Ich weiß nicht, wobei ich dir schwören soll, daß es so ist, wie ich dir sage. Aber ich schwöre dir: es ist so.

Fremder. So hast du ihm, wenn er arbeitete, wenn er dir vorlas, ohne daß dir's bewußt wurde, Einzelheiten, Züge beigezeichnet, aus denen seine Phantasie das übrige ergänzte.

Berta. Nicht ein Wort. Ich schwöre es dir. Er wußte nichts von dir, und er glaubte keinen Augenblick, daß er mein Schicksal schilderte. Er weiß einpaar Geschehnisse aus meinem Leben, die er für Zufälle hält und denen er keinen Sinn beilegt, wenn er an die Wirklichkeit denkt — in denen aber vielleicht all unser Erleben lag. Und seine Phantasie spielt damit und nimmt sie aus der Wirklichkeit fort in seinen Geist. Und da fühlt er noch einen Menschen darin — sozusagen als eine

Motivierung, die er braucht, um das Wirkliche sinnvoller und unwirklicher zu machen, um es ganz aus dem Geschehenen fortzurücken — und rückt es nur ganz hinein ins Geschehene. Und weiß dabei nicht einmal mehr, daß es mit meinem Leben zusammenhängt, hält es für Traum und Phantasie.] Ich sage dir [ja], daß ich mit Staunen und Schrecken unsere Liebe aus dem Grabe auferstehen sah, ja mehr: aus seinem Roman brach in mich ein neues starkes leidenschaftliches Gefühl für dich, das mich verwirrte und bestürzte, dessen ich mich anflagte! [Aus seinem Roman kam mehr an Erinnerung und Gefühl als je aus meinen Träumen. Ich lebte wieder in unserem Glück. Er war es, der mich zu dir, dem Vergangenen, trieb. Er, der mich, ohne es zu wissen, dich jetzt suchen ließ. Und denke dir, wie seltsam: solange du fern warst und ganz aus meinen Augen gerückt, da wandte sich all die alte Liebe, die aus seinem Buche erwachte, auf ihn, der sie geweckt. Ich glaubte dich in ihm zu umfassen. So wurdet ihr eins für mich.] Und nun rief ich dich — ja, ja, auch, um deine Hilfe zu bitten, auch, um dir zu helfen; auch aus alter Liebe. Aber vor allem darum: um aus diesem Wirbel des Gefühls von dir hinausgeführt zu werden, um zu wissen, wen ich liebe, wem ich gehöre.

Fremder. Weißt du es jetzt?

Berta. Nein. Denn du bist noch nicht du selbst geworden, seit du hier bist. Irgendein Finsteres verbirgt sich hinter dir, und du bist nur dessen Maske. Es ist mir, als wärst du nur die Umhüllung einer tödlichen Waffe. Ich weiß es nicht.

Fremder (nach schwellendem langem Blick, plötzlich). Leb' wohl!

Berta. Bleib! Du darfst jetzt nicht gehn. Jetzt ist Rettung möglich. Jetzt kann Erlösung kommen. Und Klarheit aus dieser Verwirrung.

Fremder. Suche sie nicht! Laß mich gehn! Du sagst wahr: ich bin eine tödliche Waffe.

Berta. Sei es! Bleibe!

Fremder. [Es ist nicht zu deinem Glück.

Berta. Doch, irgendwie doch!]

Fremder. Du weißt, ich fliehe lange, immer wieder vor dem, was als Zwang in mir aufwächst. Aber schließlich beherrscht es mich. Diesem Zwang wollt' ich entfliehen, als ich mich vor dir verbarg. Und ich will es jetzt noch einmal. Hindere mich nicht!

Berta. Doch. Ich hindere dich.

Fremder. Du weißt nicht, was du tust.

Berta. Ich weiß, er kommt zurück, und ich bin sein. Ich weiß, du bist hier, und ich bin dein. Und ich weiß, das zerreißt mich. Du mußt mir helfen. [Durch ihn bin ich nicht mehr, die ich war, als du mich kanntest. Da drangen die Zwiespalte nicht bis ganz hinunter. Da zerrissen sie mich nicht.] Jetzt vergeh' ich im Zwiespalt.

Fremder. [Wenn ich fort bin, wird es untersinken in dir. Und du wirst mit ihm leben können. Du fällst, wie wir alle, bald in den Alltag zurück. Und der Alltag verbirgt auch dir selbst, was dich jetzt zerreißen will. Und du lebst. Wohin es führt, wenn du es ganz aufreißest, ist nicht abzusehen.]

Berta. Gleichviel. Nur dann kann es sich schließen.]

Fremder. Es ist nicht ohne Gefahr, wenn du mich zurückhältst. Überlege wohl! Ich lege die Entscheidung in deine Hand. Wie du jetzt entscheidest, werde ich gehen oder bleiben. Laß mich gehn!

Berta (nach langem Schweigen). Bleib!

Fremder. Gut.

Berta. Und nun tu, weshalb du gekommen bist, halte Abrechnung mit mir! (Schweigen.)

Fremder. Du hast noch mit keinem Worte gefragt, wie es mir ergangen ist, seit ich dich verließ. Aber du mußt es wissen, damit du mich verstehst.

Berta. Erzähle!

Fremder. Du weißt, daß ich ein glücklicher Mensch war, ehe ich dich kennen lernte.

Berta. [Ich weiß es, obwohl du mir oft das Gegenteil versichertest.]

Fremder. Wie das?

Berta. Erinnerst du dich nicht? Du hast mir mehr als einmal gesagt, du hättest nicht gewußt, was Glück sei, ehe du mich fandest und das Glück.

Fremder. Das habe ich geglaubt. Aber ich weiß jetzt, was Glück ist: daß ich es besaß, ehe ich dich kannte, und daß ich es verlor, als ich dich fand. Verlor in allem. Rausch ist nicht Glück. Du hast mein Glück, mein Leben zerbrochen.

Berta. Du wolltest erzählen.]

Fremder. Als ich damals vor drei Jahren erfuhr, wie unerhört du mich betrogst, wie du mich zum Gespött und Gelächter für andere machtest —

Berta (sehr leise). Du weißt nichts über jene Zeit. Wohl betrog ich im Anfang unserer Liebe einen früheren Freund mit dir, dich mit ihm, wenn du willst — aus Schwachheit, um keinem gestehen, um nicht brechen zu müssen. Aber —

Fremder. [Ich verstehe nicht, was das ändern soll. Daß du auch ihn mit mir betrogst, ist für mich nicht weiter ehrenvoll. Das zeigt dein Wesen nur noch deutlicher. Als ich das erfuhr, als ich alle die schmachvollen Einzelheiten erfuhr —

Berta. Errege dich nicht! Das sind lange vergangene Dinge!

Fremder. Wer weiß, ob sie nicht wieder aufstehn.] Damals zerbrach mein Glück, nachdem ich einen Augenblick geglaubt, es ganz zu halten. Ich hatte gerade eine Anstellung bekommen. Ich war gesichert. Ich wollte zu dir, es dir erzählen, dir sagen, daß wir nun heiraten könnten. Da kam es. Da traf es mich.

Berta. [Ich weiß das alles. Ich habe es bald genug erfahren. Es war töricht von dir, daß du nun im Zorne auf mich gleich alles wegwarfst.

Fremder. Sollte ich in derselben Stadt getrennt von dir leben? der ich es nicht einmal ertrage, auf derselben Erde getrennt von dir zu leben? sollte ich das ertragen, wo ich es schon kaum ertrug, dich einen Tag nicht zu sehen und zu wissen, du bist da, du lebst ganz nah und bist doch nicht bei mir?

Oder sollte ich dich zu ändern versuchen? oder dich mit dem Bewußtsein doch heiraten?

Berta. Das wäre die Stunde gewesen, wo ich dir alles gesagt hätte, auch das, was du selbst jetzt noch nicht weißt. Aber ich hätte dir dann nicht nachgegeben und dich vor mir geschützt. Ich bin dankbar, daß mir das erspart blieb.

Fremder. Mir blieb nichts erspart. Ich fand keine Ruh', kein Glück mehr.] Ich hätte heiraten können. Du tratest dazwischen. Du warst immer da und zerstörtest alles. Das ging so, bis mir klar wurde, daß, solange du lebst, ich nicht leben kann; daß ich nicht mehr mit dir leben kann, aber auch nicht ohne dich. Da änderte sich mein Leben. Da hatte ich wieder ein Ziel, da arbeitete ich, da begann ich mir die Möglichkeit zu schaffen, dich noch einmal zu sehen, noch einmal, ein letztes Mal.

Berta. Und das ist dieses Mal? Ist heut?

Fremder. Ja.

Berta. Was willst du denn tun?

Fremder. Dich mit mir nehmen und dich nie mehr verlassen.

Berta. Du machst mir Angst. Ich bin nicht schuld an deinem Unglück; [nur dein Irrtum über mich ist es. Habe ich je deine Schwüre von ewiger Liebe erwidert? Nie. Oder deine Heiratsabsichten unterstützt? Nie. Aber] ich konnte unser Glück nicht mit dürrn Worten zerstören. Das ist meine einzige Schuld.

Fremder. Ich will dir sagen, was deine Schuld ist. Deine Schuld ist, daß du die bliebst, die du warst. (Schweigen.)

Berta. In deinen Augen. Denn er änderte mich.

Fremder. Er!! (Spiel.)

Berta. Ja, er. Und früher, als du glaubst. Damals! Ich hatte ihn flüchtig kennen gelernt. Nicht hier. Ich liebte ihn nicht. Aber ich empfand einen Strahl aus seiner guten großen Seele. Da fand ich die Kraft, besser zu werden, zu handeln, da wurd' ich dir treu, da brach ich das andere ab, ohne daß du je davon erfahren solltest. Das Überwundene

aber ward dir zugetragen, und du verstießest mich! Ich litt, aber ich konnte dich nicht zurückrufen. Ich nahm es als Strafe. — Und dann fand ich zu ihm, der mich geändert hatte.

Fremder. Er tat es für mich.

Berta. Ja, aber du nahmst sein Geschenk nicht.

Fremder. Er tat es doch für mich, weil ich dich heißer und tödlicher liebe als er. Was bist du ihm? Er hat alles, die Welt! Aber ich habe nur dich. Nichts sonst! Ich wußte, als ich dich verließ, daß ich zu dir zurückmüsse auf ewig. Darum floh ich vor dir. Darum wollt' ich noch jetzt fort. Aber du tatest recht, daß du mich hieltest. Es mußte kommen. Du, meine Geliebte!

(Auf sie zu.)

Berta. Was willst du?

Fremder. Dich noch einmal umarmen.

Berta (weicht ängstlich zurück). [Warum nur noch einmal?

Fremder. Weil ich die unveränderte Dauer will, nicht mehr das Auf- und Abwogen der Leidenschaft, das so quält. Komm!]

Berta. Ich fürchte mich vor dir. — — Und wenn ich jetzt dein sein will, ganz nur dein — ?

Fremder (schüttelt den Kopf).

Berta (in gesteigelter Angst). Mich von meinem Manne trennen will, um ganz dir zu gehören?

Fremder. Das kannst du nicht. Das kannst du nie. Was ich damals versäumt habe, zu dir und deinem Wesen zu finden, das ist mir in jahrelanger Abwesenheit nun gelungen. Ich habe ja immer an dich gedacht. Ich habe jeden Tag, jede Stunde unserer Liebe wieder und wieder heraufbeschworen. Und mit jedem Morgen habe ich mehr gewußt von dir; [jeder Morgen hat mich darum in neuem Schmerz geschüttelt, wenn meine Seele am Abend vorher schon anfang, ruhig zu werden.] Es wurde immer mehr Schmerz und immer mehr Liebe. Ich kenne dich jetzt ganz. Ich weiß, daß du immer wieder untreu werden mußt — auch dir selbst; daß du flüchtig und unstet bist wie ich, daß dir alles ent-

gleitet, was du halten möchtest. Aber ich weiß auch, daß du darunter leidest, tief darunter leidest, [daß unter deiner Maske von Lebensklugheit, von Sichabgefundenhaben eine schmerzende Sehnsucht nach Endgültigkeit in dir brennt, nach Abwerfen dieses leichten Lebens, das dich mit seinen ewigen Wiederholungen nicht mehr reizt, nicht mehr befriedigt]. Es drängt dich, das Bleibende zu finden, sei es auch das Nichts. Doch! Doch! Wenn du auch allein den Mut nicht hast, es zu suchen. — Dazu drängt es dich. Ich weiß es. Auch mich drängt es dazu. Umarme mich noch einmal!

(Keine Umarmung; sie weicht, schon ahnend, vor ihm aus.)

Berta. Und dann?

Fremder. Frage nicht!

Berta (in höchster Angst). Dann willst du — ?

Fremder (sehr stark, fast irr). Ja. So breche ich den Zwang, den dein Mann auf mich warf. Ja.

Berta. Du bist wahnsinnig. (Er hat in seiner Tasche nach einem Revolver gegriffen.) Gib mir die Waffe! (Sie ringt mit ihm.)

Fremder (ihre Hand wegschleudernd). Jetzt wirst du mein. Jetzt bleiben wir zusammen.

Berta. Ich flehe dich an. Besinne dich! Um des Himmels willen, besinne dich!

Fremder. Ich floh vor dir. Warum suchtest du mich? Ich wollte gehen. Warum hieltest du mich? Jetzt ist es zu spät.

Berta. Nur noch eins gewähre mir! Nur eins noch! Laß mich den Brief noch lesen und von ihm Abschied nehmen!

Fremder. Das magst du.

Berta (liest, erschrickt bis ins Innerste).

Fremder. Was ist dir? Was hast du?

Berta. Nun ist es vollendet. Nun muß es kommen. Er will es.

Fremder. Was? Wer?

Berta (hysterisches Auflachen). Er, von dem du nie frei wirst, dessen Sklave du bleibst bis ans Ende. Elender! Du glaubst, dich zu befreien und bist nur sein Sklave. Er hat es geschrieben —

Fremder. Was?

Berta. Das, was du tun willst — mich töten. Hier! (Zeigt ihm den Brief.) Er hat es gestern in seinem Roman geschrieben. Lies! (Er liest.) Nun ist es unabwendbar. Ich bin bereit. Komm! Ich warte. — — — Warum zauderst du?

Fremder (nach sichtlichem innerem Kampf mit erloschener Kraft). Nein. Dann nicht. Dann kann ich es nicht. — Nun hat er mir auch das Letzte zerstört.

Berta. [Komm! Werde ruhig. Du bist erregt.

Fremder. Bemitleide mich nicht!] — — — — —
Wir wären doch vielleicht nur einen Augenblick eins gewesen. Und dann doch jeder allein. Nun geh' ich gleich allein.

Berta. Wohin? Was willst du tun? (Sie legt die Hand an seine Waffe.)

Fremder. Deine Zerrissenheit heilen, [dir, Geliebte, Frieden geben. Leb' wohl!

Berta (in erneuter Angst). Nein, nicht so. Das gäbe mir keinen Frieden.

Fremder. Doch, doch! Laß es mich aus Liebe für dich tun!]

Berta. Anders, anders! Und dein Sieg soll es sein! Daß kein Gedanke in dir mehr nach dem fragt, was er schreibt. Gib mir deinen Revolver!

Fremder. Laß ihn mir! (Ganz bittend.) Laß ihn mir!

Berta (nimmt ihn ihm weg, legt ihn in den Schub). Nimm mich!

Fremder. Dich?

Berta. Ja. Entreiß mich ihm, der dich martert! Nimm mich!

Fremder. Ich soll ihn betrügen —?

Berta (fast visionär). Betrügen? Ihn? Wer kann das? Nicht du, nicht ich. Niemand. Er weiß alles. Er weiß es in dieser Stunde. [Jetzt.

Fremder. Er weiß —

Berta. Er, er, der fremde ferne Sonderling, der so hinträumt zwischen uns, den nichts berührt, der mir jeden Treu-

bruch, wenn er ihn merkte, milde verzeihen würde, der freilich nicht. Aber der andere, der er ist, der er allein wirklich ist,] der Dichter, zu dem die Dinge und Menschen kommen, gehorsam wie Hunde, dessen Geschöpfe wir sind und für den wir doch Schatten sind, du und ich, [den man lieben und hassen, verehren und betrügen muß — den man nie findet, der ergriffen vom Leben, das Wirkliche hinschreibt, aus der innersten Seele heraus, das von außen nicht heran kann an ihn, der weiß es,] den betrügt niemand. Der ist hier, ist bei uns. Dem gehört die Wollust, wenn wir uns umarmen. Nimm mich! [Er will es.

Fremder. Du bist nicht bei dir.

Berta. Aber er.] Nun sind wir seine Sklaven und wollen es sein. (Telephon klingelt.) Da ist er. (An den Apparat.)

Fremder. Ist er es? Ist er es?

Berta (nickt und horcht, mit der Hand abweisend). Ja, ich selbst. — — — Ja, ich verstehe gut. Du sprichst aus der Arbeit heraus — — — aus der vollendeten Arbeit? — — — Du hast den Schluß im letzten Augenblick geändert? Nicht so, wie du mir's im Brief schriebst? Er tötet sie nicht? Wie ist jetzt der Schluß? — — Wie? — — Ja, ich höre. — — — Sag' es doch! — — — Morgen kommst du und erzählst mir's? — — Gut. Ja. Auf Wiedersehen! (Hängt an.) Weißt er es nun oder nicht? Willst du mich nun oder nicht?

Fremder. Ja, komm! Nun nehm' ich dich ihm. Nun sollst du mein sein für immer. Nur so werd' ich frei von ihm, wenn ich dich ihm nehme!

(Umarmung.)

... Vorhang

Dritter Aufzug

Erster Auftritt

Berta. Dr. Martins. Dienstmann. Hausangestellte

Berta (allein, wartet, horcht; dann draußen Sprechen, Türengehen; die Tür im Hintergrunde öffnet sich; man sieht).

Dr. Martins (zu einem Dienstmann sprechend). Auch die Tasche, bitte!

Dienstmann (im Flur). Hier.

Dr. Martins (zu Auguste). Das andere ins Schlafzimmer!

Hausangestellte. Jawohl, Herr Doktor!

Dr. Martins (kommt herein, schließt die Thür; gleich nochmal nach draußen). Es hat noch niemand nach mir gefragt? So? — Gut. (Tritt ein, schließt Thür wieder.) Guten Tag, Bärchen.
(Küßt sie.)

Berta. Guten Tag.

Dr. Martins. Ich bin rascher wieder da, als ich dachte. (Mit versonnenem Blick.) Hast du mich so schnell zurückerwartet?

Berta. Du hattest ja gar keine bestimmte Zeit gesagt.

Dr. Martins (hat sich müde gesetzt). Ja, das ist richtig. Ich glaube, ich habe noch nie so zwingend gearbeitet wie diesmal. Jetzt bin ich müde. — — — Und du?

Berta. Erzähle von deiner Arbeit!

Dr. Martins. Das war geradezu geheimnisvoll. Als ob die Sache auf irgend etwas gewartet hätte, das monatelang nicht kam und nun plötzlich da war: durch diesen Besuch. Plötzlich wie eine sich überstürzende Flut.

Berta. Das ist schön. Ich habe es inzwischen eingesehen, daß deine Arbeit das erste und wichtigste für dich sein muß.

Dr. Martins (langer Blick). Ich habe mit Schreiben kaum nachkommen können. Na, nun ist es fertig. Hier! (Nimmt Manuskript aus der Handtasche.) Ja, ja schau' nur! Mächtig.

Berta. Ich freue mich, daß du so gut gearbeitet hast.

Dr. Martins. Es war diesmal ganz seltsam mit dem Schreiben.

Berta. Wieso?

Dr. Martins. So anders als sonst. Noch am selben Abend, ich hatte kaum ausgepackt, fing es an. Das war früher nicht. Ich war etwas abgespannt von der Reise, hatte die Blätter herausgelegt und mir vorgenommen, sogar den nächsten Tag noch nicht zu arbeiten, sondern nur spazieren zu gehen und nachzudenken. Ich las irgendein Buch. Da reizte es mich, dies und das in dem Manuskript nachzusehen.

Mir fielen für frühere Stellen, die noch nicht endgültig feststanden, plötzlich lauter neue Sachen ein. Ich notierte sie auf, und ehe ich mich's versah, war ich im vollen Schreiben und arbeitete die halbe Nacht durch. Und so ging's jeden Tag weiter. [Ich habe kaum einen der kleinen Ausflüge gemacht, die ich da draußen so gern habe, bin nur jeden Tag mein nöthiges Quantum spazieren gegangen, habe pflichtschuldigst jeden Nachmittag geschlafen und dann immer bis in die Nacht hinein gearbeitet.]

Berta. Ja, das ist merkwürdig, da du doch sonst so unzusammenhängend und sprungweise schriebst.

Dr. Martins. Und das ist noch lange nicht das Seltsamste dabei. [Ich kam kaum mehr mit mit dem, was mir einfiel. Es war ein richtiger Arbeitszwang. Ich mußte immer hinter den Ereignissen her, ganz gleich, ob ich Lust hatte oder nicht. Ich legte mich dazwischen, wenn ich müde war, viertelstundenweise hin, was ich früher nie tat. Dann mußte ich wieder auf und weiter. Jeden Tag. Aber auch das ist es noch nicht.] — — Die Sache wurde so beängstigend wirklich, weißt du! Mir war zumute, als ob es um mein Leben ginge. Ich sagte mir natürlich, das ist diese Geschichte mit dem Doktor Schwarzert, ich red' es mir ein, dies merkwürdige Zusammentreffen beeinflusst mich. Aber das allein kann es doch nicht gewesen sein.

Berta. Warum nicht?

Dr. Martins (wieder langer Blick). Nein. Ich kann es dir schwer erklären. Wenn ich von irgend etwas Bestimmtem ausgehe, von einer bestimmten Landschaft oder Person, so verwandeln sie sich. Unmerklich zuerst, allmählich, langsam — bis sie ganz etwas anderes sind als ursprünglich; [und hängen doch mit ihrem Ausgangspunkt irgendwie zusammen, wie der reife Mann mit dem Kinde, das in ihn verging und nicht mehr blieb als eine halbvergessene Erinnerung.] Jetzt war's ähnlich und doch anders. Neben dem Zwang, daß hier lauter Wirklichkeit war, in der ich mehr lebte als in Landbach, in die ich fortwährend hineinfühlte, hineinhorchte, [die

mein kleines Zimmer da oben fast auslöschte,] kam eine unablässige Störung in mein Schreiben. (Pausc.) Du fehltest mir.

Berta. Ich? Ich fehlte dir? (Tritt liebevoll, doch verlegen, zu ihm.)

Dr. Martins (sic groß ansehend). Ja. Du fehltest mir. Ich weiß ja, wie gut es ist, wenn ich bei einer großen Arbeit allein bin und mich dazwischen langweile und keine Ablenkung, keine Liebe habe. Schön. Aber du wirst ja an meinen Briefen und Karten gesehen haben, daß ich dir täglich schreiben mußte, was ich getan, vor allem, wie die Sache weiterging. Ich habe dir ja alles geschrieben, wie der Doktor Schwarzert, nachdem er zurückgekommen, die Frau sucht, dann, als er weiß, wo sie ist, und vor allem sie weiß, wo er ist, sich verbirgt. Erinnerst du dich, ich schrieb dir ja sogar das sinnreiche Mittel, das mir einfiel, wie die Frau seinen Versteck erkundet und ihn sich holt. — Du fehltest mir immer. Ich mußte es dir eben schreiben.

Berta. Du hast mir ja immer alles, was du schriebst, gleich vorgelesen. Das ist doch nicht weiter merkwürdig. Und wieso war das eine Störung für dich?

Dr. Martins. Es ist ganz etwas anderes. Du fehltest mir noch in einem anderen Sinn. [Ich sagte dir doch vorher, daß sich die Menschen, von denen ich manchmal ausgehe, immer mehr verwandeln in schließlich ganz neue, mir unbekannte Menschen. Und hier in dem Roman war es gerade umgekehrt.] Gib mir mal einen Kuß! (Sie küßt ihn, verlegenes Schweigen.) Denke mal, Bärchen, das war doch ursprünglich eine ganz freierfundene Gestalt, die leidenschaftliche, haltlose Frau, mit der der Doktor Schwarzert das Abenteuer hat. Ich war ja wohl von ein paar Empfindungen ausgegangen, die ich durch dich hatte, wenn du so mit mir im Zimmer warst und ich dich nur hörte, fühlte, nicht sah. Aber schließlich waren es doch ganz phantastische Begebenheiten, in die ich diese Frau versetzte; und sie war ein ganz anderer Charakter: leidenschaftlich bis zur Unbeherrschtheit, falsch, treulos; sah auch nicht so aus wie du.

Berta. Ich weiß nicht, ob es dir und deiner Arbeit gut ist, wenn du über diese geheimnisvollen Schaffensvorgänge so nachgrübelst —

Dr. Martin. Das weiß ich auch nicht. Aber ich muß. (Schweigen.) Ich muß es schon die ganze Zeit in Landbach. Das ist die Störung, von der ich sprach. Denn diese Frau im Roman, Marie, mit der der Doktor Schwarzerdt das Abenteuer hat, an der er schließlich zugrunde geht, stirbt —

Berta. Stirbt er nun wirklich —?

Dr. Martin. Ja, er stirbt. Aber diese Frau, an der er stirbt, Marie, die verwandelte sich, aber nun nicht immer weiter ins Unbekannte, Fremde, sondern ins Nahe, Wirkliche, in dich. Denke mal, ist das nicht merkwürdig? (Schweigen.)

Berta. Ich kann mir das schon erklären.

Dr. Martin. Wie?

Berta. Wir sind bisher fast immer zusammengewesen. Und du hast mich sehr lieb. Nun waren wir einige Tage getrennt. Da hast du viel an mich gedacht.

Dr. Martin. Nein, das war es nicht. Ich habe viel an dich gedacht. Jeden Abend, wenn ich müde und doch erregt lag, warst du bei mir. Wenn ich spazieren ging, freut' ich mich auf unser Wiedersehen, auf alles, auf's Vorlesen. [Das hatte mit dieser Wirklichkeit im Roman nichts zu tun. Das war ganz anders, rein und friedlich, Liebe und Sehnsucht.] Da sah ich dich, wie du bist, lieb und gut. Aber das hörte auf vor den Vorstellungen aus dem Roman, das konnte ich nachher nicht mehr. Die Atmosphäre des Werkes ist in alles eingedrungen wie feinster Nebel. Alles ist mir dumpf und trübe geworden, über allem liegt Grau, und über dir liegt es wie Vergangenheit, wie etwas Totes. [Du bist mir aschen geworden, als hätte eine mir fremde Glut dich verbrannt und verzehrt, und ich fände jetzt nur Asche.] Seit diesem Erlebnis, daß ein Mensch kommt und behauptet, in meine Dichtung eingedrungen zu sein, dringt meine Dichtung, kommt es mir vor, überall ins Leben hinein. — — Ich

komme aus windigem, herbstlichem Regenwetter in mein Heim. Aber ich bin nicht heimgekommen —

Berta. Lieber Hans —

Dr. Martin^s. (schüttelt den Kopf). Ich bin bei dir und sehe dir ins Auge, aus dem schon so viel Glück und Wärme auf mich geströmt ist. Dämmerung und Fremde strömt jetzt dar- aus her. (Schweigen, er schüttelt sich.) Es wird ja besser werden. Der Roman ist schuld, man glaubt schließlich selber, was man schreibt. Dieses Werk ist noch der Raum, der mich umgibt, der mit mir geht, der Schattenkristall, durch den ich alles sehen muß, die schwere Luft, die ich atme wie Dunst.

Berta (plötzlich). So vernichte lieber das Werk, ehe es dein Leben zerstört!

Dr. Martin^s. Das steht nicht in meiner Macht. Ich kann eine Welt nicht vernichten, die ist. [Sie würde doch bleiben, dünn, verteilt wie ein Rauch, ein Geruch, ein Hauch um uns. Nein, nein.] Ich muß hindurch. — — —

Berta. Wie sahst du mich in dem Roman?

Dr. Martin^s. Wie soll ich dir das sagen? Die Gestalt der Marie in dem Roman änderte sich immer mehr in dich, mit ihrem Aussehen, mit ihrer Stimme. Und sie gab doch den Charakter nicht auf, in dem ich sie ursprünglich erfasse. Sie blieb treulos, falsch. [Sie blieb zwei Wesen — ganz so, wie ich sie einmal plötzlich in mir gefühlt habe — die gute, liebevolle Frau, in der niemand den tückischen, unbeherrsch- ten Dämon ahnt, der in ihr schläft und von Zeit zu Zeit ein- mal Herr über sie wird. Du weißt, daß ich das ursprüng- lich darstellen wollte, wie diese beiden Wesen in der Frau ringen. Es war so, daß diese beiden Wesen eigentlich gar nicht zusammenhängen und der Dämon, wollen das mal so nennen, der diese Frau mit schwerster Schuld belädt, eigent- lich wieder so getrennt von ihr bleibt, daß sie durch das, was er tut, im letzten Sinne nicht schuldig wird; daß man dem guten Wesen in ihr, das das Dauernde ist, nicht an- rechnen kann, was der Dämon getan hat. Und ich wollte

darstellen, wie das gute Wesen allmählich auch den Dämon in sich verwandelt, so daß er nicht mehr zu spüren ist.

Berta. Und hast du das nicht dargestellt?

Dr. Martin. Ich schrieb es dir ja, nein. Ich mußte es plötzlich erleben, wie im Gegenteil der Dämon immer mehr das gute Wesen der Frau durchtränkte. Und dabei nahm sie deine Züge an. Sie und du, ihr wurdet mir so durchsichtig, wie du hier, wenn ich dich nicht ansehe. Dabei kam lauter schlechte Seele in dein Auge, lauter Funken und Gift, daß das gute Wesen Qualen litt. Aber] ich konnte von dem Bild nicht mehr los, ich mußte damit weiterschreiben. Da sehnt' ich mich danach, dich zu sehen, da fehltest du mir, deine Stimme, dein Kuß, deine Wärme, alles, alles. Ich hätte dir bald telegraphiert, daß du kommen sollst. Denn nun ging der Roman in meinem Leben weiter, nun vergiftete dies Bild auch mein Denken an dich. Es war schrecklich. [Ich sah dich selbst, wenn ich herdachte, hier in diesem Zimmer, in diesen guten vier Wänden, mit den Augen aus dem Roman. Ach, ich will dir nicht alles sagen, was ich gesehen habe.

Berta. Liebster, du bist krank.

Dr. Martin. Nein, nein. Ich überwand es ja. Immer wieder. Und schrieb dir alles. Weißt du, so aus dem Gefühl heraus, daß ich mich mit Schuld belüde, wenn ich es dir nicht geschrieben hätte, daß solch ein Argwohn Verbrechen sei und das Böse heranhole.]

Berta. Sprich nicht mehr davon! Es regt dich auf. Du bist überarbeitet. Verschieb es auf später, wenn du wieder ruhig bist. Vielleicht ist ja so etwas in mir. Du hast nie mit mir davon sprechen wollen. Ich habe ja oft versucht, deine Hilfe zu holen dagegen. Aber, bitte, sprich jetzt nicht mehr davon! Später! Ich bin ja dein, ganz dein, ob mit, ob ohne Schuld. — Ich liebe dich und zittere vor dir, ich verehere dich und —

Dr. Martin. Ach Unsinn, Bärchen! Du Schuld? Ich habe Schuld, daß ich meine Phantasie so wenig kommandieren kann. Du Schuld? — Da wir schon mal davon sprechen, will ich es dir ruhig gleich eingestehen —

Berta. Ich bitte dich, tu's nicht!

Dr. Martins. Doch! Ich muß. Ich kann es nicht bei mir behalten. Es wäre wie Treubruch an dir, wenn ich es nicht klarstellte. Wie ich das Kapitel von dem letzten Wiedersehen der beiden Leute schrieb, da sah ich dich und ihn hier. Der Raum, den ich mir erst dabei gedacht hatte, war ganz anders. Er verwandelte sich, ich beachtete es gar nicht. Ich merkte es gar nicht, wie er immer mehr dies Zimmer wurde. Daß es schließlich dies Zimmer war, und zwar so genau, wie ich es mir willkürlich nie hätte vorstellen können, das fiel mir ganz plötzlich mit einem Schreck ein. [Und ich konnte doch nicht aufhören, mußte weitersehen, weiterschreiben. Aber damit war es nicht aus. Die Geschichte verfolgte mich im Wachen, als ob ich in die Wirklichkeit gesehen hätte.] Und als ich dir gestern abend telephonierte, war es mir, als sei ich selber dabei. Das verfolgte mich die ganze Nacht im Wachliegen und quälenden Halbtraum. Und nun ist mir so, als stürze irgend etwas ein in mir, irgendeine Schutzmauer zwischen mir und der Wirklichkeit. Scheußlich! Genug davon!

Berta. Nein. Jetzt mußt du weitersprechen. [Es bedrückt dich zu sehr. Du mußt frei werden davon.]

Dr. Martins. Es erschüttert dich doch, es tut dir weh. Lassen wir's!]

Berta. Flieh nicht davor! Nein, nein! Besinne dich lieber auf Einzelheiten und mache deine Brust frei, indem du sie mir sagst. Ob es mir wehtut, ist gleichgültig. Es kommt jetzt auf dich an. Denn du bist krank.

Dr. Martins (gesteigert). Ich bin nicht krank. Es ist etwas anderes. Mit ganz lächerlicher Deutlichkeit sah ich ein Buch hier liegen, das ich noch nie bei dir gesehen habe, in dem du vorher gelesen haben mußt, ehe du weggingst, den Doktor Schwarzerz zu suchen und zu holen. Halt! Ich weiß es noch. Sei still, warte! Es waren die Novellen von Merimée, grau mit grünem Rücken —

Berta (ist in immer tieferer Erschütterung an einen Tisch gegangen und sucht das Buch zu verbergen).

Dr. Martin^s (bemerkt es, geht hin, ohne Erregung). Ja, ja, das ist das Buch: das da, das du in der Hand hast. Und Rotwein hast du geholt und nachher dort in den Schrank gestellt. Was soll ich dir denn alles erzählen. Es war eine aufgeregte Szene, wo er dir sein verpfushtes Leben vorwarf und sich und dich töten wollte. Ach Gott, was weiß ich alles. Es steht ja in meinem Roman. Da kannst du's nachlesen. Eins fällt mir noch ein, das ganz merkwürdig ist. Ich muß es mir jetzt aufbauen, wie man sich erwachend einen Traum aufbaut. Warte! Ich könnte jetzt das Romankapitel gar nicht wieder so schreiben, wenn es verloren ginge. Warte! Ja, jetzt hab ich's. — — Er wollte dich erschießen und dann sich — ja — — Und dann nahmst du ihm den Revolver weg. Aber eigentlich tat ich es. So war es mir. Weißt du so, wie wenn man etwas mit der einen Hand machen will und dann, weil es so besser geht, die andere nimmt, und das doch nur eine einzige Hand ist, in der Seele, verstehst du — so nahm ich den Revolver weg, aber du tatest es. Ich nahm ihn ihm weg mit dem bestimmten Gefühl, daß ich ihn ihm zur rechten Zeit wieder in die Hand geben werde, weißt du. Du nahmst den Revolver, den er erst nicht loslassen wollte, so — und legtest ihn da drüben in das Fach —

Berta. Laß es zu!

Dr. Martin^s (wachsend). Nein. Es steht jetzt so wieder da, daß ich es vormachen muß. Deine Bewegung sah ich so charakteristisch vor mir. So. (Öffnet den Schub.) Da legtest du ihn hinein. (Greift hinein.) Da ist die Waffe. (Das bisher immer voller gewordene, aber immer wieder von der Hingertissenheit des Erlebens dieses seelischen Vorgangs überdeckte äußere Erkennen steht in seinem Blick; langes Schweigen.)

Berta. Sage mir nur noch eins: wie endet dein Roman?
(Es klingelt.)

Dr. Martin^s. Nicht jetzt. Ich erwarte Besuch.

Berta. Nur eins, das Schicksal des Doktor Schwartzert — ? Du versprachst es mir am Telephon —

Dr. Martin^s. Du wirst es lesen. Es steht drin bis zu seinem Tode. Einen Augenblick. Ich erwarte Besuch. Wir

sprechen nachher weiter. (Weist sie durch eine Seitentüre ab, allein, betrachtet den Revolver, das Buch, öffnet das Schränkchen, wo die Rotweinflasche mit den beiden Gläsern steht, richtet sich hoch auf; es klopft.)

Zweiter Auftritt

Dr. Martins. Der Fremde

Dr. Martins. Herein! (Fremder tritt ein.)

Fremder. Sie haben mich auf diese Stunde bestellt. Hier bin ich.

Dr. Martins (mustert ihn von oben bis unten, indem er sich verneigt und auf Stuhl weist).

Fremder (stehen bleibend). Was sehen Sie mich so an, Herr Doktor?

Dr. Martins. Mir fällt eine Veränderung an Ihnen auf.

Fremder. Eine Veränderung? an mir?

Dr. Martins. Nicht äußerlich; innerlich. Es ist Ihnen gleichgültig geworden, ob ich meinen Roman fertig geschrieben habe und wie er weitergeht.

Fremder. Da könnten Sie vielleicht recht haben.

Dr. Martins. [Sie fühlen sich schon völlig frei von der Fessel, die Sie bedrückte?

Fremder. Ja.

Dr. Martins. Von der Übereinstimmung Ihres Lebens mit meinem Roman?

Fremder. Ja. Sie ist mir völlig gleichgültig geworden, wie der Roman.]

Dr. Martins. Ich sehe schon, es wird jetzt meine Aufgabe sein, Ihr Interesse an dem Roman wieder zu erwecken.

Fremder. Was kann Ihnen daran liegen?

Dr. Martins (lädt erneut zum Sitzen ein; beide setzen sich). Immerhin. Daran liegt mir. Man verliert nicht gern einen so interessierten Leser oder Zuhörer, wie Sie es waren. Man sucht sein Interesse, wenn es erlahmt, neu aufzufrischen. Man sucht es sogar noch über das frühere Interesse hinaus zu steigern. Es kommt nur darauf an, daß man die Mittel dazu hat.

Fremder. Auf die bin ich gespannt.

Dr. Martins. Und werden es noch einige Zeit bleiben. Immerhin etwas: gespannt. Und die Mittel sind eben in meinem Roman. Ubrigens, wenn Sie nicht mehr so erpicht darauf sind, zu wissen, wie das Schicksal des Doktor Schwarzert weitergeht, so können wir ja den Roman vorerst ganz beiseite lassen —

Fremder. Warum haben Sie mich dann herbestellt?

Dr. Martins. Weil Sie mich sprechen wollen! Und dann könnte ja jetzt ich das brennendste Interesse haben, zu erfahren, was Sie inzwischen erlebt haben. Die Rollen sind gegen unsere erste Zusammenkunft vertauscht. Damals fragten Sie — jetzt frage ich.

Fremder. Und ebensowenig wie damals Sie, werde ich jetzt antworten.

Dr. Martins. [Ich kann Sie vielleicht nicht dazuzwingen. Immerhin wäre es wohl gegen unsere Abrede. Aber Sie werden begreifen, daß es mich interessieren muß. Durch das Erlebnis mit Ihnen ist meine ganze bisherige Anschauung über meinen Beruf erschüttert worden. Ich nahm an, daß wir Dichter nichts anderes sind als Träumer, Phantasten, Fabulierer. Und hier plötzlich zeigt sich die Möglichkeit, daß wir vielleicht nichts weniger sind als das, sondern Seismographen von Schicksalen. Sie werden zugeben, daß ich ein ideelles Recht habe, Sie nach Ihren weiteren Erlebnissen zu fragen.]

Fremder. Was mir nicht die Pflicht auferlegt, zu antworten.]

Dr. Martins. Nicht antworten! Auf antworten liegt der Ton. Denn sagen werden Sie mir heute ja manches. Warum wollen Sie nicht auch antworten? Ich denke mir den Fall auch jetzt noch für Sie von Interesse. Überhaupt: wollen Sie mir nicht sagen, wodurch plötzlich Ihre Teilnahme an meinem Roman geschwunden ist?

Fremder. Nein.

Dr. Martins. Dann will ich es Ihnen sagen. Ich hatte schon, als Sie so erregt nach der Fortsetzung der Erzählung

verlangten, das Gefühl, als ob dieser Wunsch bald erlöschen würde — ehe Sie daran dachten oder es nur für möglich hielten. Dann, als ich allein auf dem Lande war, wurde es mir zur Gewißheit.

Fremder. Woraus schlossen Sie — ?

Dr. Martin. Erwacht Ihr Interesse? Ich schloß es gar nicht, ich wußte es, wie ich alles Vorhergegangene wußte. Es stand vor mir. Es ist umgekehrt gekommen, als ich erst geglaubt habe. Durch Ihr Hereintreten in mein Leben, dachte ich, würde mein unabsichtliches Bilden Ihres Erlebens aufhören oder wenigstens sich verwirren und unsicher werden. Das Gegenteil war der Fall. Es steigerte sich bis zur höchsten Klarheit.

Fremder (lacht auf).

Dr. Martin. Ja, es steigerte sich bis zur höchsten Klarheit. Mir war keinen Augenblick mehr zweifelhaft, daß eine Beziehung durch irgendeinen uns beiden nahen Menschen bestehen müsse. Und sie besteht.

Fremder. Wollen Sie sie mir nicht näher bezeichnen?

Dr. Martin. Noch nicht. Davon werden Sie vielleicht nachher selbst sprechen wollen. Ich spreche von dem, was Sie angeblich nicht interessiert. Also. Es entwickelte sich folgerichtig in mir, und jetzt mit der doppelten Kraft meiner Dichtung und der Wirklichkeit. Meine Dichtung ging weiter, und ich wußte gleichzeitig, sie ging parallel mit der Wirklichkeit.

Fremder. So, so? Ich bin gespannt, ob Sie mir das begreiflich machen können, wie in Ihnen die Gewißheit (Betont das Wort.) entstand, daß es nun so weitergehen würde wie bisher.

Dr. Martin. Ich will Ihnen sagen, es war so stark, daß ich das Gefühl hatte, nicht nur zu wissen, sondern zu bestimmen, wie es weitergehen solle. Mit dem Moment, wo Sie in meine Vorlesung kamen, war es entschieden. Da begann Ihr Schicksal seine gefährlichste Kurve zu laufen. Da stand fest, daß die Beziehung zwischen uns, die meinen Roman veranlaßt, ihrer letzten Krise entgegenreiste.

[So konnte auch ich, der Dichter, sie ohne Bedenken zur letzten Krise treiben.]

Fremder. Letzte Krise? Und dabei behaupten Sie, die Parallelität ginge weiter? Das scheint mir doch ein wenig kühn, da ich munter am Leben bin und auch noch nicht gleich zu sterben denke. (Schweigen.)

Dr. Martin. Jawohl, letzte Krise! Sie werden erfüllen, was ich geschrieben habe, ohne es zu wissen, ja sogar in der Überzeugung, das Gegenteil zu tun.

Fremder. Ohne es zu wissen? Wollen Sie mich so wie damals auch jetzt nichts erfahren lassen von dem, was Sie geschrieben haben?

Dr. Martin. Ist Ihr Interesse erwacht? [Sie werden schon einiges erfahren. Aber erst will ich Ihnen erzählen, wie es sich entwickelte.] Als ich in Landbach angekommen war, schlug ich die Handschrift gerade an der Stelle auf, die ich bisher überfah und die die bestimmendste Angelegenheit Ihres Schicksals betrifft. Ihr Verlassen Deutschlands und der Frau, die Sie liebten. So weit war ich damals bei dem Vortrag nicht gekommen. Es lockte mich, nun ich Sie kannte, doppelt, diese Stelle wieder zu lesen. Können Sie vermuten, was ich fand?

Fremder. Nein.

Dr. Martin. Denken Sie nach! Überlegen Sie! Vergewärtigen Sie sich Ihre damalige Lage. Sie liebten eine Frau leidenschaftlich bis zur Sinnlosigkeit. Sie konnten keinen Gedanken an die Zukunft denken, ohne daß er von dieser Frau mitbestimmt wurde. Ja, die meisten Ihrer Gedanken wurden nur von der Liebe zu dieser Frau bestimmt. Sie waren glücklich, als Ihnen eine verheißene sichere Anstellung die Hoffnung auf den dauernden Besitz dieser Frau gab, die Ihnen im übrigen schon lange alles, was eine Frau dem Manne zu geben vermag —

Fremder. Herr —!

Dr. Martin. Jawohl, die Ihnen dies alles längst gegeben hatte. Da erfuhren Sie, daß diese Frau treulos war oder wenigstens gewesen war und Sie betrogen hatte.

Fremder. Warum wiederholen Sie das? Wollen Sie mir Ihre Allwissenheit zeigen? Das hat doch wenig Zweck, da jetzt wohl weder bei Ihnen noch bei mir irgendein Zweifel über die Quelle so intimer Wissenschaft besteht.

Dr. Martins (ganz ruhig). Ich will nichts, als Ihnen die Situation wieder ins Gedächtnis rufen. Damit Sie vielleicht selbst finden, was ich beim Nachlesen in meiner Handschrift fand.

Fremder. Diese Situation ist mir gut im Gedächtnis, glauben Sie mir! Ich brauche sie nicht von Ihnen zu hören. Ich will auch keine Rätsel raten. Und da die Frau all das wußte und Ihnen gesagt haben kann, ist das auch gar nicht geeignet, mein Interesse an dem Roman, wie Sie wünschen, wieder wachzurufen. Mir liegt augenblicklich anderes näher.

Dr. Martins. Wußte diese Frau oder sonst irgendein Mensch [auch das, was zwischen Ihrer ersten Verzweiflung, ich meine: dem Moment, wo Sie die Untreue erfuhren, und dem Entschluß zu Ihrer Reise lag?

Fremder. Diese Frage könnte ich nur beantworten, wenn ich mich selbst erinnerte und wüßte, was Sie meinen können.

Dr. Martins. Wußte diese Frau,] daß Sie eine Nacht und einen Tag lang die feste Absicht hatten, sich zu töten? Daß Sie unter dem Vorwand einer Reise wie weiland der junge Jerusalem sich einen Revolver kauften und schon Ihre Abschiedsbriefe vom Leben schrieben, ehe der — Vorwand, die Reise, der Entschluß wurde, den Sie ausführten? Daß Sie durch diesen Vorwand überhaupt auf Ihre Reise gekommen sind?

Fremder (auf). Unmöglich —

Dr. Martins. Wollen Sie meine Frage beantworten? War es so?

Fremder (nach Schweigen verwirrt). Ja.

Dr. Martins. Und wußte das irgend jemand? Haben Sie von den nachher verbrannten Briefen zum Beispiel zu irgend jemandem gesprochen?

Fremder. Nein, das wußte niemand, konnte niemand wissen. Steht es in Ihrem Roman?

Dr. Martins. Ist Ihr Interesse erwacht? — Ja. An der Stelle fehlte in meinem Roman etwas. Ich hatte da weißes Papier freigelassen. Jetzt habe ich es hineingeschrieben.

Fremder. Aber sagen Sie mir, wie Sie dazu gekommen sind! [Das ist mir jetzt selbst unbegreiflich.]

Dr. Martins. Weiß ich es denn selbst? Das ist auch mir verschlossen. Was hilft es Ihnen, wenn ich sage, es fiel mir ein? Das ist auch das richtige Wort nicht. Es stand plötzlich da, zwingend und nicht mehr auszulöschen.] In dem Gefüge, das vor mir lag, war es durch alles Vorhergegangene und alles Folgende notwendig bedingt. Durch die Art Ihrer Verzweiflung und Ihr tagelanges Umherirren, als Sie einmal nicht versetzt wurden, früh, (Bedeutsam.) und durch anderes künftig. Ich fand dies fehlende Glied in der Kette wohl deshalb, weil ich so ganz voll von dem Gefühl war, daß das Schicksal dieses Menschen — in meinem Roman, wie ich Ihnen schon sagte, in seiner Krise steht. Wenn das eintritt, dann werden wie ferne Feuer an einem Gebirgszug plötzlich alle Augenblicke seines Lebens hell sichtbar, die darauf hinführen. Und nun werde ich Ihnen, da Sie nicht raten wollen, sagen, was ich gefunden habe —

Fremder. Nun?

Dr. Martins. Daß Sie damals sich selbst belogen und betrogen haben, daß Sie sich feige auswichen und die Bahn Ihres Schicksals verließen.

Fremder. Kann das ein Mensch?

Dr. Martins. Ja. Es kommt vor. Selten. Aber es kommt vor. Sie sind der dritte Fall, den ich beobachte. Dann holt das Schicksal aus, schlägt zu, aber es trifft nicht: der Mensch ist unter dem Schlage hervorgesprungen.

Fremder. Dann war es eben nicht sein Schicksal.

Dr. Martins. Doch. Denn es ist so, als hätte es ihn getroffen. Der Mensch ist fertig, tot, aus. Der, an dem

das Schicksal noch einmal vorüberging, lebt, ist derselbe, der er vorher war; und ist vielleicht wirklich daran vorbeigekommen, [und wird nicht wieder ereilt. Aber der, den der Schlag treffen sollte, entgeht ihm nicht. Den packt es unsichtbar. Den führt es an dieselbe Stelle zurück. Und dann trifft es ihn, der fast schon verwest und zerfallen ist, mit halbem Schlage ganz. Zweimal habe ich das beobachtet.] Warum ist denn dies geschehen, was uns zusammengeführt hat? Warum drückte sich denn Ihr Leben, ohne daß ich es wußte oder wollte, so fest ein in mein Werk? Weil es mich brauchte, um sich zu vollenden; mich brauchte, um die Situation wiederherzustellen, aus der Sie damals entwichen, in der ich Sie jetzt festhalten soll. Glauben Sie mir, beim zweiten Male entgeht keiner dem, was ihm bestimmt ist. Dreimal braucht das Schicksal nie anzusetzen.

Fremder. Wollen Sie damit sagen, daß ich mich nun töten müsse?

Dr. Martins. Was weiß ich, wie erbärmlich vielleicht Sie Ihr Schicksal jetzt zerschlagen wird, nachdem Sie den freien Tod, den es Ihnen einmal anbot, nicht annehmen wollten!

Fremder. Der bleibt mir noch immer.

Dr. Martins. Frei nicht mehr.

Fremder. Wie steht es denn in Ihrem Roman? Jetzt interessiert mich Ihr Roman wirklich wieder. Das will ich Ihnen zugestehen. Das haben Sie vermocht.

Dr. Martins. Sagen Sie mir erst eins: wenn Sie zurückdenken an die Jahre, seit Sie Ihrem Tode auswichen, haben Sie das Gefühl, da gelebt zu haben? haben Sie es nicht oft bereut in diesen Jahren ohnmächtiger, dauernder, willenloser Verzweiflung, daß Sie den mächtigen Impuls Ihres ersten Schmerzes ungenutzt vorübergehen ließen? [haben Sie es nicht beklagt, daß Sie aus dem alltäglichen düsteren Grau Ihres Daseins keinen neuen Impuls gewinnen konnten, das elende Fortschleppen Ihres Lebens zu enden?]

Fremder. Ja, das hab' ich.

Dr. Martin. Und Sie sind zurückgekommen, [nicht, wie Sie in Ihrer Verzweiflung sich einredeten, um mit der Frau Abrechnung zu halten und sie zu töten! nicht, wie es Ihnen der Traum ruhigerer Stunden vorgaukelte, sie wieder zu lieben, wiederzugewinnen —

Fremder. Weshalb sonst — ?]

Dr. Martin. Nur, um in der bittersten, schmerzvollsten Wiederholung Ihres Erlebnisses noch einmal die Kraft des ersten Impulses wiederzufinden, nach der Sie sich sehnen mit der ganzen Inbrunst Ihrer Seele. Nur deswegen!

Fremder. Und finde ich sie? wie steht es in Ihrem Roman?

Dr. Martin. Es steht nicht alles darin. Aber freilich Ihr Ende ja.

Fremder. Wie ist es?

Dr. Martin. (sehr langsam und betont). Sie fallen in einem Duell.

Fremder. In einem Duell mit Ihnen?

Dr. Martin. Ich komme in meinem Roman nicht in Person vor. Das kann also aus dem Roman nicht hervorgehen.

Fremder. Sie weichen aus.

Dr. Martin. Meinem Schicksal niemals.

(Beide stehen sich gegenüber.)

Fremder. Was Sie da gesagt haben, mag wahr sein oder falsch, gleichviel. Ob ich nun gekommen bin, die Kraft zu finden, um dies Leben fortzuwerfen, oder aus welchem Grunde sonst. Ob es mir bestimmt ist, in einem Duell zu fallen oder mich selbst zu töten —

Dr. Martin. (halblaut). Vielleicht beides — so daß Sie wählen können.

Fremder. Gleichviel, die Lage hat sich jetzt geändert.

Dr. Martin. Ja, seit gestern.

Fremder. Ja, seit gestern. Und gründlich. Um Ihnen das zu sagen, dazu bin ich hergekommen; als Mann dem Manne das rückhaltlos zu sagen —.

Dr. Martins. Haben wir uns das nicht schon in einem fort gesagt, seit Sie hier sind?

Fremder. Nicht mit der Deutlichkeit, die notwendig ist.

Dr. Martins. Nun also!

Fremder. Herr Doktor, einer von uns muß fort.

Dr. Martins. Warum? [Meinen Sie, ich müßte jetzt die Konsequenzen ziehen, die Sie damals nicht zogen, weil mich dieselbe Frau betrogen hat, wie Sie damals?

Fremder. Sie können weiterleben, wenn Sie wollen. Sie können versuchen mich zu töten. Bestimmen Sie! Es steht alles in Ihrem Belieben. Ich habe mich zu fügen.

Dr. Martins. Glauben Sie ernstlich an landläufige Kommentbegriffe bei mir, wenn mich mein Gefühl nicht reizt?

Fremder. Und] reizt es Ihr Gefühl nicht, daß ich Ihnen Ihre Frau genommen habe?

Dr. Martins. Mir genommen —? Umfasse ich Sie nicht in mir? Sind Sie nicht mein Geschöpf? mit Ihrer Liebe und Ihrem Haß, Ihrer Verzweiflung und Ihrem Geschick? [Sind Sie nicht nur ich — gewandelt, überwunden, abgestorben, aus der Entwicklung gedrängt? Sind Sie mehr als eine Gestalt meines Traums, die aus mir vor mich hintritt? Erlöschen Sie nicht mit meinem Erwachen?] Was wissen Sie von meinen Gefühlen? [Gibt es nicht selbst Götter, die leiden wollen, um der Kreatur gleich zu sein? Und kann nicht auch ein armer Mensch das Leiden suchen, um die ganze Süßigkeit des Seins und der Liebe zu fühlen? Wo ist sie sonst so tief wie im Schmerz? kann nicht die Frau, die ein anderer mir nimmt, vielleicht mein Gefühl mehr berauschen als die treue veränderungslose? kann ihre Schuld mir nicht qualvoll wollüstiger Genuß sein?] Nein, nein, mein Gefühl reizt es nicht, Sie zu fordern.

Fremder. Wie sonderbar. Daß Sie nicht feige sind, weiß ich —

Dr. Martins. Wie wollen Sie das wissen?

Fremder. Um, ich halte Sie nicht dafür. [Ich las aber auch, daß Sie in Landbach mit höchster Lebensgefahr ein Kind vom Ertrinken retteten.

Dr. Martins. Es war nicht so schlimm. Und dann, wissen Sie, interessierte mich das Schicksal dieses kleinen Jungen. Es waren Anzeichen da, daß er entweder sehr früh sterben oder mal etwas Bedeutendes werden soll. Was an mir lag, wollte ich um des Problems willen das erstere verhindern. Wo es um meine Liebhabereien geht, bin ich nicht zurechnungsfähig. Das beweist nichts.

Fremder. Weisen Sie es ruhig von sich ab. Ich weiß, Sie sind nicht feige.] Ich ehre und achte Sie. Ich wollte, wir stünden einander nicht so gegenüber. Aber es ist kein Ausweg.

Dr. Martins. [Warum?

Fremder. Nun —

Dr. Martins. Weil Sie mich mit meiner Frau betrogen haben? und nicht einmal betrogen. Sie sind ja ganz offen vorgegangen und schließlich selbst überrascht worden, daß Sie mich betrogen. Und wo ich es zuließ, daß Sie so handelten? Ich hätte es ja leicht hindern können. Vielleicht wollte ich es nicht hindern. Weshalb muß ich mich also mit Ihnen schießen? Wegen der Leute? Die sind mir ganz gleichgültig, zumal wenn es sich darum handelt, Schicksale, meine Liebhaberei, recht nah an mich heranzuziehen.

Fremder. Es gibt doch keinen anderen Ausweg.] Denn ich bin nicht gekommen, um Ihnen Vergangenes einzugehen. Ich stehe hier, um zu fordern.

Dr. Martins. Was?

Fremder. Ihre Frau. Jetzt muß sie mein werden. Fällt keiner von uns durch den anderen, müssen Sie sie freigeben und sich scheiden lassen. Eher werde ich nicht ruhen und Sie doch zu dem Duell zu zwingen wissen.

Dr. Martins. Meine Frau ist völlig Herrin ihrer Person, ihres Willens und ihrer Hand. Ich werde auch im Erfüllen von Formalitäten nie kleinlich sein, wenn sie selbst es verlangt.

Fremder. So leicht —?

Dr. Martins. Erschreckt es Sie? bringt es Sie aus dem Konzept? — Mensch! erfassen Sie doch an diesem Ihrem

Schreck wieder, wohin Ihre Seele hinaus will! in den Tod, in den Untergang! [in einen Kampf bestenfalls, über den der Tod die Hand hält!] Wenn Ihnen jemand eine Thür zum Glück zu öffnen scheint, so zittern Sie und brechen fast zusammen. (Stützt ihn.) Entscheidung soll Ihnen werden. Sofort. (Ruft.) Berta!

Fremder. Nein, nein!

Dr. Martin s. Solange Sie bei mir sind, werden Sie Ihrem Schicksal nicht ausweichen.

Dritter Auftritt

Die Vorigen. Berta

Berta (kommt, erschrickt, bleibt an der Thür).

Dr. Martin s. (winkt sie heran).

Fremder (sieht zu Boden).

Dr. Martin s. Berta, an mich wird das Verlangen gestellt, daß ich mich auf irgendeine Weise sofort von dir scheiden soll, damit du ganz und für alle Zukunft einem anderen, der Ansprüche auf dich zu haben behauptet, angehören kannst. Ich vermag das nicht zu tun, ehe ich zuvor deine Willensmeinung hierüber gehört habe.

Berta (nach langem Schweigen und Umherblicken). Schickst du mich fort —?

Dr. Martin s. Nein. Ich leite aus dem, was du getan hast, für mich kein äußerliches Recht her.

Berta. Wirst du mich denn noch um dich ertragen können? Jetzt?

Dr. Martin s. Ja. Es kann eine lange Qual — — kann ein langes Verstehen werden. Es kann schlimmer werden als Trennung — — — und viel besser. Das weiß niemand vorher. Entscheide dich.

Berta. Ich weiß ja nicht, wie ich dazu kam —

Dr. Martin s. Entscheide dich!

Fremder. Brechen Sie ab! brechen Sie ab! Ich weiß genug.
(Will fort.)

Dr. Martins. Bleiben Sie noch! Berta, wenn du für mich entschieden hast, so laß uns jetzt einen Augenblick allein!

Berta (geht leise hinaus).

Fremder. Was wollen Sie noch?

Dr. Martins. Ihnen Ihr Eigentum zurückgeben. (Gibt ihm den Revolver.) Und dann Sie fragen, ob Sie noch irgendeinen Anspruch an mich oder meine Frau erheben? Ob Sie noch etwas verlangen an Genugthuung?

Fremder. Nein, nein —

Dr. Martins. [Warum verfangen Sie, Armer, sich immer in Täuschungen? Sie kamen mit dem Todwillen zu dieser Frau, und aus Angst, um Ihre Waffe abzuwenden, oder aus der wahnsinnigen Erregung des Moments, der um Tod und Leben ging, ergab sie sich Ihnen noch einmal wie in alter Zeit und berauschte ihre Sinne an der Gefahr. Das hielten Sie für Liebe, ein Leben darauf zu bauen. Hätten Sie meine Freundeshand ergriffen damals, als ich sie Ihnen bot, und nicht zurückgestoßen, es wäre uns beiden viel erspart geblieben —

Fremder. Lassen Sie! lassen Sie!] Ich will nur noch eins, daß Sie — mir — verzeihen.

Dr. Martins. Ich will freundlich an Sie denken, wie der Glückliche an den Unglücklichen denkt. Ich kann mehr nicht sagen. Ich weiß, daß ich hart bin. Aber ich muß es um dieser Frau willen sein, die ich liebe. Muß es sein, weil ich lebe.

Fremder. Leben Sie wohl!

Dr. Martins (reicht dem Fremden die Hand in der offenen Thür, der Fremde schnell wie verstört ab; Dr. Martins kehrt ins Zimmer zurück, sieht auf die Uhr und geht mit dem Finger dem Zeiger voraus bis zu einer bestimmten Stelle, an der er plötzlich anhält).

Vierter Auftritt

Dr. Martins. Berta. Später ein Polizist

Dr. Martins (steht noch mit der Uhr, wenn Berta kommt, fährt auf, steckt die Uhr ein).

Berta. Ist er fort?

Dr. Martins. Ja.

Berta. Was wird er tun?

Dr. Martins (schweigt).

Berta (ängstlich). Ruf ihn zurück!

Dr. Martins. Ich nicht. Dir steht es frei.

Berta. Du hältst mich ja fest. (Sie stehen dabei fern voneinander.)

Dr. Martins (stark). Soll ich dich nicht festhalten?

Berta (rasch zu ihm). Ja, ja, du sollst mich halten. — —
— Ich rufe ihn nicht zurück.

Dr. Martins. Dein Ruf hätte ihn auch nicht mehr erreicht.
(Schweigen.)

Berta. Sprich!

Dr. Martins. Kind, die du allen so überlegen bist, nun zitterst und bangst du, weil die Klarheit kam, die ich nicht suchte und nach der du dich sehnstest. Nun sind alle Schleier fort. Nun brauche ich mich nicht mehr von dir abzuwenden, um dein Wesen zu fühlen. Nun sehe ich dich an und sehe dein Wesen.

Berta. Ich möchte mich verhüllen vor dir.

Dr. Martins. [Es gibt keine Hülle mehr, die dich vor mir verbirgt. Und wenn du eine unendliche Ferne zwischen uns legtest, wenn du den Tod zwischen uns legtest, ja selbst, wenn es dir gelingt, noch einmal alle Ferne zwischen uns ganz auszulöschen und mir so nahe zu kommen, daß mein Auge dich nicht mehr sieht, selbst dann wird deine Seele nicht mehr verhüllt vor mir sein.]

Berta. Sage mir, ob du mich wieder lieben wirst — ?

Dr. Martins. Hat denn meine Liebe aufgehört?

Berta. Ich weiß es nicht —

Dr. Martins. Liebe hört wohl niemals auf. Sie kehrt sich in Haß, wenn sie klein ist; [Haß ist nur eine teuflische Maske der Liebe.] Sie wandelt sich in Schmerz, wenn sie schwach ist. Meine Liebe ist nicht klein und nicht schwach. Sie hat sich nicht verwandelt und nicht aufgehört. (Berta will auf ihn zu.) Nur ich bin erloschen, und wo sich meine Flamme

wieder entzündet, wo sie wieder brennen und leuchten wird, weiß ich nicht.

Berta. Gib mir doch Hoffnung.

Dr. Martins. Du hast meine Liebe. Und du wirst sie bald brauchen.

Berta. Was meinst du?

Dr. Martins. Wenn ich aus diesem Erlebnis wieder zurückkehre ins Leben, wenn mein Zorn erwacht, wenn jeder Blick zwischen uns Anklage und Vorwurf ist und alles aufwallt, was nie an Gefühlen zwischen uns war.

Berta. Du bist so furchtbar ruhig —

Dr. Martins. Noch. Du weißt, wie langsam alles in mir reift. Aber bald wird es in mir aufsteigen [oder von außen in meine Seele dringen, was geschehen ist und was noch geschehen muß. Dann kommt es. Dann wird sich gerade das Gute in dir von mir abkehren wollen.] Höre mich, wo ich noch ruhig zu dir zu sprechen vermag. Ich weiß jetzt, was ich, vielleicht in Minuten schon, vergessen haben werde: daß meine Liebe dauern wird, selbst wenn sie von Zorn, Wut und Rache überdeckt ist und du sie nicht siehst. Bist du auch deiner Liebe gewiß?

Berta. Ja. Ja.

Dr. Martins. Erwäge wohl. Wird deine Liebe dauern, [wenn ich fremd, kalt und verachtend dir begegne,] wenn ich dich aus dem Innersten verstoße, in dem du mit mir warst? wenn ich mich dir entrücke?

Berta. Ja. Ja.

Dr. Martins. [Wird deine Liebe dauern, wenn ich deine Vergangenheit vernichte, ganz, ganz, daß dir kein gutes Erinnern mehr bleibt und dein Leben arm mache? wenn ich dir selbst die Süßigkeit deiner Schuld auf immer nehme?

Berta. Ja. Ja.]

Dr. Martins. Und mehr! Wird sie auch dann noch dauern, [wenn ich, um dich bitter zu strafen und mich an dir zu rächen, deine im Leide noch glückliche Seele in Anklage und Vorwurf gegen mich verwandle, daß sie unglücklich wird,]

wenn ich mit Schuld belastet vor dir stehe, die gleichzeitig dich erdrückt?

Berta. Was heißt das?

Dr. Martin s. Wenn du erfährst, daß ich getötet habe?

Berta. Ich hörte zufällig ein Wort eurer Unterredung. Ihr spracht von einem Duell. Ich lasse dich nicht um meinetwillen in die Gefahr. Nie, nie!

Dr. Martin s. Ich werde nicht fallen.

Berta. Nie, nie! (Leise, bittend.) Auch er soll nicht fallen.

Dr. Martin s (ganz stark). Er soll!

Berta. Ich verhindere es. Ich gehe zur Polizei.

Dr. Martin s. Zu spät? Das Duell hat stattgefunden.
(Er sieht auf die Uhr.)

Berta. Was heißt das?

Dr. Martin s. Antworte mir! Wird deine Liebe dauern, auch wenn du hörst, daß ich getötet habe?

Berta. Das ist ja nicht möglich. Du bist ja keinen Schritt fortgegangen —

Dr. Martin s. Antworte mir!

Berta. Ich will es versuchen, daß sie dauern soll. —
— Ja, sie wird dauern.

Dr. Martin s. Gut denn! So mag es über uns kommen! Unsere Gesichter werden sich jetzt verzerren, unsere Hände verkrampfen. Unsere Seelen werden hart sein wie Stein zueinander. [Wir werden lange einander nicht mehr erkennen und uns verschließen, jeder in seinen unerschütterlichen Turm.] Wir werden hinleben nebeneinander in Schmerz, Schuld und Qual. Bis wir uns einst wiedersehen so wie jetzt. Umarme mich vorher noch einmal!

Berta. Einzig Geliebter! (Umarmung.)

Dr. Martin s. Nun soll es kommen! (Es klingelt; Dr. Martin s geht zur Thür, öffnet und tritt mit einem Polizisten ein.) Was wünschen Sie?

Polizist. Bei den Buchen drüben hat sich eben jemand erschossen, (Berta, unterdrückter, erstickter Aufschrei.) in dessen Hand man diesen Brief mit Ihrer Adresse fand. Der Leutnant

läßt fragen, ob Sie noch irgendwelche Angabe machen können, die den Fall aufklärt. Sie möchten zur neunten Wache in der Kaiserstraße kommen.

Dr. Martin s. (erbricht den Brief, überfliegt ihn). Dies sind nur ein paar Worte, mit Blei geschrieben, die nichts als einen Gruß enthalten. Ich komme gleich zu Ihrer Wache und bringe den Zettel mit.

Polizist. Danke sehr. Kaiserstraße neunzehn. (Ab.)

Berta. Was — was schreibt er —?

Dr. Martin s. Er triumphiert über mich, weil er nicht im Duell falle, wie ich vorausgesagt, sondern frei in den Tod gehe. Das war sein letztes Glück! (Er lacht auf und wirft den Brief seiner Frau hin, die ihn schluchzend liest; dann nimmt er seine Handschrift und zeigt ihr darin eine bestimmte Stelle, die sie liest; drohendes Schweigen) — — — Dirne!!

Berta. Mörder!! (Stehen sich gegenüber.)

Dr. Martin s. Mit dir ist das Leben in meine Dichtung eingebrochen. Und nun stürzte sie sich zurück ins Leben. Aber jetzt wahr' ich beides. Ich ziehe mein Leben in meine Dichtung zurück und verschließe mich dir. — — Dirne!

Berta (während er abgeht, fast hauchend). Mörder! — — —
(Sie sinkt zusammen.)

Vorhang



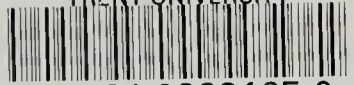
Inhalts = A n g a b e

	Seite
Vertauschte Seelen	9
Gefährliche Liebe	97
Die Feinde	233
Der Wettlauf mit dem Schatten	319



[illegible]

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0282165 0

